



JOHANNA MARIE FEIL

Träum nicht von Aschenputtel

Jugendroman



Schön,

dass Sie sich Zeit zum Lesen von

„Träum nicht von Aschenputtel“

nehmen. Wenn Sie im Anschluss Print-Exemplare für Ihre Buchhandlung bestellen möchten, können Sie das unter folgendem Link tun:

rotekatzeverlag.de/exemplare

JOHANNA FEIL

Träum nicht von Aschenputtel

Rote Katze Verlag

JOHANNA FEIL

Träum nicht von Aschenputtel

Jugendroman



Rote Katze
VERLAG

Bücher müssen schwer sein,
weil sie eine ganze Welt in sich tragen.

Tintenherz, Cornelia Funke

1.

Montag

Ein Beben. Dann ein ohrenbetäubendes Krachen, gefolgt von einem erneuten Beben, und schon schiebt sich der Riese durch die Öffnung in der Schlossmauer, die er soeben gewaltsam mit seinen klobigen Händen gerissen hat. Mira zögert nicht lange und nimmt die Beine in die Hand. Sie ist schnell, geschickt und rennt zielsicher auf einen schwarzen Zaun zu. Kaum hat sie ihn erreicht, zieht sie sich auch schon an ihm hoch. Immer höher und höher klettert sie, aber der Zaun scheint kein Ende zu nehmen und der Riese kommt immer näher.

Er ist wütend. Wütend, dass dieses kleine Menschlein ihm entkommen will und wütend, dass es in seinen Palast eingedrungen ist.

Miras Arme werden immer schwerer und ihr Blick wandert hektisch zwischen der immer noch genauso weit entfernten Zaunspitze und ihrem Verfolger hin und her.

Ihr bleiben nur noch wenige Sekunden, bis er sie erreicht hat. Mühelos reicht er mit seinen monströsen Pranken zu ihr herauf, um sie wie einen Apfel von einem Baum zu pflücken und sie sich in sein mit großen, spitzen, gelben Zähnen gefülltes Maul zu stecken.

Ein Zucken durchfuhr Miras ganzen Körper und sie schlug die Augen auf. Alles um sie herum war dunkel und still. Die schwach leuchtenden Zeiger ihres Weckers zeigten die Uhrzeit: 03:17 Uhr.

Erleichtert ließ Mira den Kopf zurück auf das Kopfkissen fallen und atmete tief durch.

Sie war genau zur richtigen Zeit aufgewacht. Ihr kam es vor, als könnte sie die Kraft, mit der sich die Hand des Riesen um ihren Oberkörper geschlossen hatte, noch physisch spüren.

Was war nur in letzter Zeit mit ihr los? Jede Nacht träumte sie wirres Zeug. Mal waren es Drachen, mal Zwerge, oder eben wie heute ein Riese. Manchmal mischten sich unter die Fabelwesen zusätzlich noch reale Menschen, die alles nur umso verwirrender werden ließen.

Ihre Mutter, die eine begeisterte Hobby-Autorin war, hatte ihr einmal nach einem besonders verrückten Traum gesagt, sie habe einfach eine blühende Fantasie und ihr geraten, dass sie die Träume aufschreiben solle, solange sie sich noch daran erinnern könne.

Sie seufzte, streckte sich einmal und tastete nach ihrer Leselampe. Eine Flut aus grellem, gelblichem Licht drang in ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen und automatisch schlossen sich ihre Lider, um eine schützende Wand zwischen ihrer Netzhaut und den Lichtstrahlen zu bilden.

Dennoch hatte der kurze Moment, den sie gebraucht hatte, um auf den plötzlichen Lichteinfall zu reagieren, gereicht, dass ein dunkler Punkt vor dem zarten Rosa ihrer Lider an der Stelle tanzte, an der sie ins Licht geschaut hatte. Der Punkt wirkte, als würde er sich bewegen und langsam größer werden. Er wuchs und wuchs, bis sie die Umrisse des Riesen erkennen konnte.

Erschrocken schüttelte sie den Kopf und öffnete die Augen wieder. Sie war wohl noch immer nicht ganz wach ...

Der Idee ihrer Mutter folgend griff Mira zu ihrem schwarzen Notizbuch, welches sie in der Vorahnung, dass sie auch diese Nacht wieder in wilden Traumwelten versinken würde, bereits auf ihren Nachttisch gelegt hatte. Sie blätterte darin, bis sie eine noch unbeschriebene Seite fand, nahm einen Stift und begann zu schreiben. Jetzt, da sie darüber nach-

dachte, erschien ihr der Traum umso skurriler und allein der Gedanke an die Geschehnisse brachte sie zum Kopfschütteln.

Sie hatte sich in einem gigantischen Thronsaal befunden, dessen Wände mit lebensgroßen Gemälden von herrschaftlich gekleideten Menschen behangen gewesen waren. Als sie näher an eines der Bilder herantreten war, hatte der Fürst, welcher darauf abgebildet war, sich plötzlich bewegt und war in schallendes Gelächter ausgebrochen. Dies hatte den Riesen geweckt und sie war durch eine abenteuerliche Kletteraktion aus dem Schloss geflohen. Oder auch nicht, wenn sie das abrupte Ende ebenfalls berücksichtigte.

Kaum hatte sie den letzten Satz in ihr Buch gekritzelt, legte sie alles beiseite, knipste das Licht aus und sank müde in ihr weiches Kissen zurück. Vielleicht würde sie ja die verbleibende Nacht von ihrer Fantasie verschont bleiben und noch etwas Schlaf kriegen.

2.

Die unruhige Nacht war nicht spurlos an Mira vorbeigegangen und so wäre sie am liebsten im Bett geblieben, als ihr viel zu lauter Wecker sie um 06:30 Uhr mit seinem schrillen Klingeln aus dem Schlaf riss. Ein richtig klischeehafter Montagmorgen, an dem sie sich gleich wieder nach dem Wochenende sehnte.

Als sie sich endlich dazu bewegen konnte, sich anzuziehen und runter ins Wohnzimmer zu schlurfen, war der Traum schon in den Tiefen ihres Gedächtnisses verschwunden.

In der geräumigen Küche herrschte wie fast jeden Morgen mal wieder ein heilloses Chaos. Ihre Mutter, Sabine Reiter, eine große, schlanke Frau mit dunkelblonden, kinnlangen Haaren, bereitete gerade die Schulbrote vor. Währenddessen versuchte sie energisch, Miras zwei Jahre jüngere Schwester Luna davon zu überzeugen, dass eine leichte Erkältung noch längst kein Grund sei, den Tag über zuhause zu bleiben.

»Wo würden wir denn da hinkommen, wenn jeder beim kleinsten Mückenstich blau machen würde!«

Das sagte sie jedes Mal, wenn eine ihrer Töchter sich anstellte und nicht in die Schule gehen wollte, was in Miras Fall eher selten vorkam, bei Luna allerdings neuerdings auf der Tagesordnung stand.

»Außerdem kannst du dich schlecht mit einer Erkältung morgen Nachmittag mit Nele treffen, oder?«, fügte sie noch hinzu und spielte damit einen ihrer Trümpfe aus, den Luna mit einem genervten Rollen ihrer grau-blauen Augen quittierte.

Mira grummelte ein kaum vernehmbares »Guten Morgen« und holte sich ihre Overnight Oats aus dem Kühlschrank. Zum Glück hatte sie sich ihr Frühstück schon gestern vorbereitet, sonst wäre sie heute Morgen ganz schön unter Zeitdruck geraten.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie ihre Mutter eine Packung Salami aufmachte und anfang, die Brote damit zu belegen.

»Für wen sollen denn die sein?«

Mira ließ ihre Frage betont beiläufig klingen, während sie sich aus der Schublade neben dem Kühlschrank einen Löffel holte. Sie hatte sich mit der Zeit eine Strategie zurechtgelegt, falls ihre Eltern wieder einmal vergaßen, dass sie inzwischen Vegetarierin war. Als sie vor etwa einem halben Jahr damit angefangen hatte, gab es oft kleinere Auseinandersetzungen bei ihnen zuhause. Zum einen, weil der vollständige Verzicht auf Fleisch auf wenig Verständnis stieß, zum anderen, weil ihre Eltern manchmal schlichtweg vergaßen, dass Mira ihre Ernährung umgestellt hatte.

Die schnippischen Kommentare, die sie dafür von ihrer Tochter bekamen, sorgten dann für eine allgemein schlechte Stimmung.

Mira war also dazu übergegangen, gezielte Fragen zu stellen, die ihre Eltern dazu bringen sollten, von selbst darauf zu kommen.

»Ach stimmt ja, du möchtest ja lieber Käse mitnehmen!«

Ihre Taktik hatte funktioniert. Lieber wäre ihr natürlich ein vollständig fleischloser Haushalt, aber bis es soweit sein würde, musste sie wohl noch ein ganzes Stück Überzeugungsarbeit leisten.

Sie stellte ihr Frühstück auf den Tisch und setzte sich gegenüber von Luna auf ihren Stammsplatz mit Blick in den Garten.

Letztere zog eine Augenbraue hoch und beugte sich so weit über den Tisch, dass ihre braunen Haare fast in ihre Mülschale hingen.

»Warst du gestern Nacht noch auf der Party bei Dennis?«

»Nein, natürlich nicht!«

Miras Antwort ließ die Gesichtszüge ihrer Schwester von einem neugierigem zu einem enttäuschten Ausdruck entgleiten.

Diese Frage war typisch und dennoch überraschte es Mira immer wieder aufs Neue, wie Partys und Beliebtheit eine solche Faszination auf ihre noch vierzehnjährige Schwester ausüben konnten.

Ständig hing sie allen damit in den Ohren, dass ihre Freunde jetzt eine spezielle Musik gut finden würden oder eine bestimmte Person momentan voll uncool wäre. Am meisten nervte allerdings ihr Getue mit den Partys. Seit sie letzten Herbst von einem Jungen, der eine Klasse über ihr besuchte, zu seiner Party eingeladen worden war, gab es kaum noch ein anderes Thema für sie.

Dennis ging wie Mira in den elften Jahrgang und hatte den Ruf, die besten Hauspartys zu veranstalten. Zumindest, wenn man daran Gefallen fand, sich bis ins Koma zu saufen oder mit wildfremden Menschen rumzumachen.

Mira war, was das betraf, der komplette Gegensatz zu ihrer Möchte-gern-erwachsen-sein-Schwester.

Es machte ihr zwar viel Spaß, gelegentlich mit ihrer besten Freundin Hannah Krönke feiern zu gehen, aber dabei ging es ihr eher darum, zu tanzen und die Musik zu genießen.

»Warum hast du dann solche fetten Augenringe?«, fragte Luna stichelnd. Jetzt war sie mal wieder in ihrer provozierenden Phase.

»Schon mal was von Albträumen gehört?«, entgegnete Mira im gleichen Tonfall.

»Konntest du dich denn wenigstens noch daran erinnern, von was der Traum handelte?«, mischte sich nun auch ihre Mutter mit in das Gespräch ein und übergang die Giferei ihrer Töchter.

»War klar, dass du das fragst, Mom. Für dich wären meine Träume wahrscheinlich ein Schlaraffenland für Fantasy-Romane.«

»Sei doch nicht gleich so ein Morgenmuffel, Schatz!«

»Ich bin einfach müde. Aber ich habe mir ein paar Notizen gemacht. Wie du es vorgeschlagen hast.«

Endlich wendete sie sich wieder ihren Overnight Oats zu, die sie nun in Rekordtempo herunterschlingen musste, um nicht doch noch zu spät zur Schule zu kommen.



Für den Nachmittag hatte sie sich mit Hannah verabredet. Sie nahmen gemeinsam den Bus von der Schule in das benachbarte Dorf. Die milde Märzsonne ließ die Felder, an denen sie vorbeikamen, umso frischer aussehen und beim Aussteigen vernahmten sie fröhliches Vogelgezwitscher.

Hannahs Eltern besaßen einen Second-Hand-Laden, in dem hauptsächlich Bücher verkauft wurden. Viel Kundenschaft war nie da, aber der Laden brachte den Krönkes gerade genug Einnahmen, um ihre kleine Leidenschaft zu finanzieren: einen Anlaufpunkt für Leseratten und Buchfanatiker, wie sie es selbst waren.

Als die beiden Freundinnen noch klein gewesen waren, hatten sie sich immer nach Ladenschluss in den Verkaufsraum geschlichen und mit Taschenlampen bewaffnet nach Hinweisen auf verborgene Schätze gesucht. Dabei waren ihnen die wildesten Ideen gekommen.

Mira gefiel es noch immer, gelegentlich mit den Fingern über die Buchrücken zu streichen. Bücher hatten einfach eine ganz besondere Wirkung auf sie, auch wenn in den letzten Jahren ihr E-Book-Reader mehr und mehr die Papierversionen ersetzt hatte.

Heute allerdings hatten die Mädchen Hannahs Mutter versprochen, im Laden die Stellung zu halten und die Kisten

mit neu angekommenen Büchern zu sortieren. Alleine wäre diese Aufgabe sicherlich ziemlich langweilig, aber mit guter Musik und zu zweit freuten sie sich schon richtig darauf.

Da die meisten Kunden erst später am Nachmittag kamen, räumten die beiden einen Tisch mit Büchern frei, die sich als Ladenhüter erwiesen hatten und demnächst an ein Altenheim gespendet werden würden.

Dann öffneten sie den Karton mit den Neuankömmlingen und stapelten die Einbände vor sich auf dem Tisch. Jedes Buch musste auf seinen Zustand geprüft und nach seinem Genre sortiert werden. Hannahs Mutter hatte bereits Platz in einem Regal hinter der Kasse gemacht und eine Liste auf dem Tablet vorbereitet, welches Hannah nun in der Hand hielt.

»Wie wäre es heute mal mit ›Imagine Dragons?«

»Ich wusste, dass du das vorschlägst!«, grinste Mira und nickte. Wenn es eines gab, worin sich die beiden immer einig waren, dann war es die Musikauswahl.

Die Melodie von »Believer« summend, griff sich Mira das erste Buch und schlug es auf. Es war eine Liebesschmonzette, die offensichtlich von der Vorbesitzerin gut behandelt worden war. Der Einband zeigte kaum Gebrauchsspuren und sogar die Ecken, die selbst bei fabrikneuen Büchern gelegentlich etwas eingedrückt waren, liefen an allen Seiten spitz zu. Entweder war die Geschichte darin außergewöhnlich schlecht, sodass es bereits nach wenigen Seiten ausrangiert worden war, oder es war einfach besonders pfleglich behandelt worden.

Das nächste Buch im Stapel dagegen sah von jahrelanger Nutzung gezeichnet aus und franste unten bereits aus. Trotzdem gefiel ihr das Cover. Es zeigte eine rote Rose, die auf einer weißen Steintreppe lag. Der Titel, der bereits zu verblassen begann, war in roségoldener Schrift aufgedruckt und mit vielen Verzierungen versehen.

Es war einmal ... -

Märchensammlung der Gebrüder Grimm

Neugierig schlug Mira die erste Seite auf und stupste Hannah leicht mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Guck dir das mal an!«

Ihre Freundin blickte von ihrem Buch auf und beugte sich zu ihr herüber.

»Ist ein bisschen mitgenommen, findest du nicht?«

»Das meinte ich gar nicht. Sieh dir doch mal diese fantastischen Zeichnungen an!«

Hannah reagierte ungewöhnlich langsam.

»Sorry, aber von welchen Zeichnungen sprichst du gerade?«

Mira runzelte die Stirn. Sollte das ein Scherz sein? Die erste Seite des Märchenbuchs war fast vollständig von einem detailliert gezeichneten Schloss bedeckt. Es besaß mehrere Kuppeln, zahlreiche Steinbögen und unzählige Fenster.

»Haha, hab schon verstanden! Aber mal im Ernst, allein dafür sollten wir das Buch unbedingt aufheben.«

Hannahs verblüffter Gesichtsausdruck irritierte sie nun aber wirklich. Zog sie eine ihrer Schauspielnummern ab?

»Reden wir vom gleichen Buch?«

Hannahs Frage klang aufrichtig. Es war keine Spur ihrer sonstigen Ironie zu hören, mit der sie ihre Freundin gerne neckte. Sie klappte das Buch in ihrer Hand zu und drehte sich zu Mira um.

»Ich spreche von dem alten Märchenbuch hier vor mir.«

Energisch deutete Mira auf die nun wieder aufgeschlagene Seite und drehte das Buch so, dass Hannah das Schloss besser sehen konnte.

»Für mich ist das einfach nur eine leere Seite, die langsam gelblich wird. Ein Platzhalter vielleicht.«

»Das verstehe ich nicht. Ich weiß doch, was ich sehe!«

In Mira kam Wut auf. Zur Närrin halten konnte sie sich selbst.

»Lass uns bitte nicht streiten. Wenn du da etwas siehst und ich nicht, dann ist das zwar merkwürdig, aber du warst doch eh immer die Kreativere von uns.«

Darauf hatte Mira nichts mehr zu entgegnen. Ebenso schnell, wie die Wut aufgekommen war, verklang sie auch wieder und hinterließ nur einen Hauch der Verwunderung. Sie begann, gedankenversunken die Seiten umzublättern. Es stimmte, dass sie manchmal ihre Fantasie mit ihrem Alltag mischte und dabei Dinge wahrzunehmen schien, die anderen verborgen blieben. Das beste Beispiel dafür war der Wald. Hannahs Garten grenzte unmittelbar an einen kleinen Forst, und wenn die beiden mit Lucy, dem Australian Shepherd von Familie Krönke, Gassi gingen, steckte in jedem Baum ein Gesicht für Mira.

»Autsch!«

Ruckartig wurde sie wieder zurück in die Realität geholt. Sie hatte sich am dünnen Papier einer Seite geschnitten und die Stelle fing bereits an, sich mit Blut zu füllen. Schnell zog sie ihre Hand von dem Buch weg, um keine Flecken darauf zu hinterlassen.

»Brauchst du ein Pflaster?«

»Ght schn«, nuschelte Mira, ihren Daumen bereits im Mund.

Die Geschichte, die sie gerade aufgeschlagen hatte, war ihr nur allzu gut bekannt. »Aschenputtel« war schon früher immer ihr Lieblingsmärchen gewesen, weil ihr die Idee von der Taube gefallen hatte, die Aschenputtel half, auch als alles verloren schien und so das Blatt zum Guten wendete. Das einzige, was sie immer etwas gestört hatte, war die Brutalität der Stiefmutter, die ihren eigenen Töchtern auftrug, sich einen Teil der Füße abzuhacken, um in den Schuh zu passen und Gemahlin des Prinzen zu werden. Ihre Eltern hatten

deshalb diese Stellen beim Vorlesen kindertauglich gemacht und die Geschichte leicht abgewandelt. Als sie dahintergekommen war, hatte sie sich schwer verraten gefühlt.

Mit einem Blick auf den Stapel vor ihr auf dem Tisch klappte sie das Märchenbuch wieder zu und legte es vorerst zu den Büchern, die sie behalten wollten. Ramponiert oder nicht, wegschmeißen würde sie ein so altes Märchenbuch sicherlich nicht so ohne Weiteres.

3.

»Ich bin wieder zuhause!«, rief Mira die Treppe hoch, wo sich neben den Schlafzimmern auch das kleine Arbeitszimmer ihrer Mutter befand.

Sie stellte ihre Tasche in die Ecke, entknotete die Schnürsenkel ihrer Turnschuhe und platzierte sie im Schuhregal. Ihre Schwester war scheinbar noch nicht wieder da, sonst hätten ihre neuen Nikes ebenfalls im Regal gestanden.

Das Wohnzimmer, welches sich direkt an den Flur anschloss, bot einen gewohnt chaotischen Anblick, doch Mira hatte sich mittlerweile daran gewöhnt. Herumliegende, halb beschriebene Zettel und leere Kaffeetassen, die vom Frühstück noch stehen geblieben waren, gehörten nun einmal zu ihrem Familienleben mit zwei arbeitenden Eltern dazu.

Als sie ein kleines Mädchen gewesen war, war zweimal die Woche ein Kindermädchen zu ihnen gekommen und hatte sich neben Mira und Luna auch ein wenig um den Haushalt gekümmert. Sie hieß Franzi und hatte eine mindestens genauso blühende Fantasie wie Mira selbst.

Einmal hatte Franzi die Idee gehabt, den Wohnzimmerstisch auf die Seite zu drehen und einen Stuhl dahinter zu stellen, auf den Mira klettern konnte. Damit hatten sie dann den ganzen Nachmittag Rapunzel gespielt, bis Luna aus ihrem Schlaf aufgewacht war und durch lautes Geschrei die Aufmerksamkeit für sich beansprucht hatte.

Irgendwann war Mira dann immer häufiger zu Hannah gefahren, und da Franzi ihr Studium in einer anderen Stadt hatte fortsetzen wollen, hatten ihre Eltern die Kinderbetreuung beendet.

Das war jetzt bereits elf Jahre her und noch immer bekam Mira jedes Jahr zu ihrem Geburtstag einen Brief von Franzi, der ein Zitat aus einem Märchen enthielt. Wenn sie mithilfe ihres alten Märchenbuchs herausgefunden hatte, aus welcher

Geschichte die Stelle entnommen war, beantwortete sie den Brief mit dem darauffolgenden Satz. Bestimmt würde sie pünktlich am Mittwoch in zwei Tagen einen handschriftlich beschriebenen Umschlag anlässlich ihres siebzehnten Geburtstages unter ihren Geschenken vorfinden.

Lächelnd schnappte sie sich »Die Tribute von Panem«, mit dem sie gerade angefangen hatte, und ließ sich auf das Sofa plumpsen.

Besonders im Winter liebte sie es, sich gemütlich einzukuscheln und von einem guten Buch in eine andere Welt entführt zu werden. Sie konnte in diesen Momenten wirklich alles um sich herum vergessen und tauchte gedanklich voll in die Geschichte ein.

So war es auch heute trotz des milden Frühlingswetters wieder, denn als ihre Mutter sie bat, den Tisch zum Abendbrot zu decken, war es bereits kurz vor acht Uhr.

»Hast du deine Schwester heute Abend schon gesehen?«, fragte sie Mira, während sie schwungvoll ein paar Tomaten abwusch.

»Nein, ich habe ehrlich gesagt noch gar nicht viel mitbekommen. Wahrscheinlich ist sie oben in ihrem Zimmer.«

»Da hab ich gerade nachgesehen. Dein Papa und ich haben mit ihr vereinbart, dass sie spätestens um halb acht zuhause sein soll.«

»Vielleicht hat sie die Zeit vergessen«, sagte Mira und zuckte mit den Schultern. Ihre Schwester war ein ständiges Streitthema bei ihren Eltern. Sie befand sich momentan in einer Phase, in der automatisch alles, was von ihren Eltern kam, blöd war. Kleinere Rebellionen kannte Mira von sich selber auch, aber sie hatte ihre Eltern eigentlich als relativ entspannt wahrgenommen und meistens schnell bemerkt, dass sie nicht ganz unrecht hatten. Bei Luna war das etwas anderes. Sie sträubte sich gegen Absprachen und hatte begonnen, ihre schulische Leistung dermaßen schleifen zu lassen, dass

ihre besorgte Klassenlehrerin schließlich bei ihren Eltern angerufen hatte. Wie sich herausgestellt hatte, war Luna regelmäßig erst zur dritten Stunde oder überhaupt nicht zum Unterricht erschienen und hatte in ihrem Entschuldigungsheft die Unterschrift einer ihrer Eltern gefälscht. Letztendlich konnten die beiden sogar noch verstehen, dass man ab und zu die Schule sausenlassen wollte, aber Unterschriften fälschen ging für sie gar nicht und hatte hitzige Diskussionen zuhause ausgelöst.

An solchen Tagen mied Mira das Wohnzimmer lieber und ging bei Hannah in Deckung. Das war jetzt mehrere Wochen her und seitdem galten für ihre Schwester vorerst strengere Regeln.

Beispielsweise sollte sie unter der Woche gegen sieben wieder da sein. Die Umsetzung dieser Regeln war dann aber wiederum eine andere Sache. Insgesamt hatte Mira manchmal das Gefühl, als würden die drei völlig aneinander vorbeireden und dadurch am Ende genauso weit wie vorher sein.

Von außen betrachtet war es natürlich ein Leichtes, darüber zu urteilen, aber es gab Tage, an denen Mira auch nicht besser war und sich in einer Stimmung befand, in der sie alles falsch verstehen wollte und einen Konflikt förmlich provozierte.

Heute war glücklicherweise nicht so ein Tag. Im Gegenteil – der sonstige Energieüberschuss, der ihrer Familie gehörig auf den Keks gehen konnte, hatte einer Erschöpfung Platz gemacht, die sie erst nach dem Lesen wahrgenommen hatte.

Die Türklingel riss sie aus ihren Gedanken.

»Ich mach schon auf!«, rief sie ihrem Vater zu, der gerade durch die Terrassentür ins Wohnzimmer gekommen war und dem jede Menge Erde an den Händen klebte.

Kaum hatte sie die Tür zum Flur geöffnet, da klingelte es ein zweites Mal.

»Hast du es irgendwie eilig?«, fragte sie Luna, als diese ungeduldig an ihr vorbeirauschte.

»Nein, aber es hat gerade angefangen zu nieseln, und ich möchte nicht unbedingt nass werden.«

Tatsächlich war das schöne Wetter, das den ganzen Tag über geherrscht hatte, einem regnerischen und wolkenverhangenen Abendhimmel gewichen.

Als sie alle mit dem Essen fertig waren, stellte ihr Vater den Fernseher an und sie sahen sich gemeinsam die Nachrichten des Tages an. Inzwischen war das zu einer kleinen Tradition geworden, die aus dem Bestreben ihrer Eltern entstanden war, ihre Töchter für Politik und was sonst noch so in der Welt los war zu interessieren. Sogar Luna war damit einverstanden gewesen, auch wenn es ihr dabei möglicherweise eher um die Wettervorhersage gegangen war. In diesen fünfzehn Minuten der Gemeinschaft genoss Mira in erster Linie das entspannte Beisammensein ihrer Familie. Alle vier folgten den Nachrichten und vergaßen darüber hinaus ihre sonstigen Streitigkeiten.

Heute war nichts großartig Neues passiert und so schweifte Mira ein wenig gelangweilt mit ihren Gedanken von der tiefen, ruhigen Stimme des Nachrichtensprechers ab und dachte über die Dinge nach, die sie in der nächsten Zeit erwarten würden. Sie wanderten von einem Thema zum nächsten und kamen schließlich zur Leichtathletik. Seit sie beim Sportfest in der Grundschule damit in Berührung gekommen war, hatte sie im örtlichen Verein ein sportliches Zuhause gefunden. Kristin, die neben Hannah ebenfalls ihre beste Freundin war, hatte sie beide für nächste Woche Samstag zu einem Vierkampf in der Nachbarstadt angemeldet. Dort würde sie dann das erste Mal in diesem Jahr draußen antreten. Mit besonders starker Konkurrenz war zwar nicht zu rechnen, da es sich um einen regionalen Wettkampf han-

delte und sich Kristin und sie auf dieser Ebene eher untereinander ein kleines Kräfteressen lieferten, aber dennoch freute sie sich schon auf diesen Tag. Irgendwann hatten sie mal das Ritual eingeführt, nach den Wettkämpfen bei einem von beiden eine Kochsession abzuhalten und dort zu übernachten. Wahrscheinlich würden sie am Samstag zu Kristin gehen, da ihr Zuhause am Stadtrand lag und mit dem Fahrrad schneller zu erreichen war. Sie konnte sich ja schon mal Gedanken über ein Abendprogramm machen.

So verstrich der Abend und nach einer Weile entschied Mira, dass sie ins Bett gehen wollte. Ihre Augenlider kamen ihr ungewohnt schwer vor und selbst Katniss und die Hungerspiele konnten sie heute nicht mehr locken. Vielleicht wurde sie krank. Sie wollte lieber nicht darüber nachdenken. Nicht so kurz vor ihrem Geburtstag. Und natürlich dem Wettkampf. Bloß nicht!

Mit diesem Gedanken zog sie sich schließlich die Decke bis unters Kinn und versank in ihren Träumen.

4.

Nicht weit entfernt von ihr schreit ein Hahn. Sie befindet sich alleine auf dem Vorhof eines herrschaftlich aussehenden Anwesens, umgeben von gut gewachsenen, alten Bäumen. Wie von selbst setzen sich ihre Beine in Bewegung, vorbei an der stattlichen, zum Teil mit Efeu bedeckten Fassade des Hauses, und durch eine bereits halb eingewachsene Gartenpforte. Ein schmaler Sandweg führt sie um das Haus herum in einen Hinterhof, in dessen Mitte ein kleiner Brunnen steht. Um den Brunnen herum sind einige braun gefiederte Hennen und ein Hahn emsig damit beschäftigt, auf dem Boden nach herumliegenden Körnern zu suchen. Die Atmosphäre hat etwas Friedliches an sich und Mira tritt noch einen Schritt näher an den Brunnen heran.

Plötzlich ertönt ein Splittern und die Hühner fliegen erschrocken auf. Wenige Zentimeter von Mira entfernt landet – zusammen mit Bruchstücken einer Fensterscheibe – erst ein silberner Schuh, der kurz danach von einem zweiten gefolgt wird.

Über das empörte Zetern der Hühner hinweg hört sie eine schrille Stimme lautstark aus dem Raum über ihr kommen.

»Da sehen Sie mal, was ich von Ihren Diensten halte! Goldener Stoff ist selten heutzutage? Dann bemühen Sie sich eben, noch welchen zu bekommen! Ich werde mich jedenfalls nicht in diesen zweitklassigen Schuhen blicken lassen!«

»Jawohl, Fräulein. Ganz wie Sie wünschen, Fräulein. Es dürfte allerdings kaum bis heute Abend zu bewältigen sein, solch besondere Schuhe anzufertigen.«

Die zweite Stimme klingt im Gegensatz zur ersten tief und trotz einer hörbaren Anspannung noch immer geflissentlich und dabei vergleichsweise mild. Eine dritte Stimme schaltet sich ein und lässt mit ihrer schneidenden Kälte Miras Nackenhaare zu Berge stehen.

»Reden Sie doch nicht so einen Unsinn! Für meine Tochter wird es Ihnen ja wohl möglich sein! Oder haben Sie vergessen, dass Ihr guter Ruf ganz alleine von uns abhängen wird? Nach dem heutigen Abend wird meine Tochter Königin sein, und Sie würden es bitter bereuen, sollten Sie ihr den Dienst verweigert haben! Nicht wahr ...?«

Dann ändert sich die Gesprächslautstärke wieder und nach außen hin ist nichts mehr zu verstehen.

Einer Intuition folgend sammelt Mira die edlen Schuhe vom Boden auf und geht um den Brunnen herum in den hinteren Teil des Gartens, der aus einer alten Obstwiese besteht.

Auf den ersten Blick scheint sie verlassen und die langen Grashalme glitzern im morgendlichen Tau. Bei genauerem Hinsehen kann sie jedoch eine zierliche Gestalt mit langen goldenen Haaren ausmachen, die in einiger Entfernung kniet und beschäftigt zu sein scheint.

Vorsichtig bahnt sich Mira ihren Weg durch das feuchte Grün. Ohne etwas über die Fremde zu wissen, empfindet sie den Wunsch, mit ihr zu sprechen und sie kennenzulernen.

Beim Näherkommen sieht sie, dass das Mädchen an einem Bach hockt und dort Wäsche über ein Brett reibt, um sie zu waschen. Sie sieht nicht älter als Mira selbst aus.

»Hallo ..., ähm ..., ich bin Mira. Kann ich dir vielleicht irgendwie helfen?«

Ein etwas holperiger Einstieg in ein Gespräch, aber das ist spontan alles, was ihr einfällt.

Das Mädchen blickt zu ihr auf. Ihre Wangen sind leicht von der Arbeit gerötet und Mira ist über ihre grenzenlose Schönheit erstaunt.

Das Gesicht könnte ebenso gut einem Gemälde entsprungen sein: große blaue Augen, eine niedliche Stupsnase, volle, zartrosa Lippen und ein edler, blasser Teint. Dieser Schönheit entgegen stehen lediglich die zahlreichen Rußflecken, die Mira an Luna erinnern, als sie sich beim Weihnachtskek-

se-Backen mit ihren vor Kakao ganz braunen Händen im Gesicht gekratzt hatte.

Ihr Blick ist freundlich, wenngleich ein neugieriges Erstaunen in ihm mitschwingt.

»Mit der Wäsche bin ich fast fertig. Aber wenn du möchtest, kannst du mir ein wenig Gesellschaft leisten. Ich habe dich hier noch nie gesehen. Bist du für den Ball im Schloss angereist?«

Während sie die letzte Frage stellt, wirft sie einen scheuen Blick in Richtung der Schuhe, die Mira noch immer in der Hand hält.

Die Worte sprudeln wie automatisch aus Miras Mund.

»Ja, genau. Gehst du auch hin?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich würde liebend gerne heute Abend tanzen und das schmutzige Aschenputtel für einen Moment vergessen. Aber meine Stiefmutter und ihre Töchter werden wohl nicht damit einverstanden sein. Ich habe Angst, sie könnten mich erkennen.«

Mira ist, als würde sich ein Puzzle vor ihren Augen zusammenfügen. Wenn das Mädchen Aschenputtel ist, erklärt sich der Schmutz in ihrem Gesicht und auch das Gespräch, welches sie zuvor zufällig mitgehört hatte, passt.

Doch wie jetzt am besten reagieren?

Um etwas Zeit zu gewinnen, lässt sie einen der Schuhe aus ihrer Hand gleiten.

»Oh!«

Wenn sie genau darüber nachdenkt, passt dieser Ausruf in ihrer Situation gleich doppelt. Was soll man sonst sagen, wenn man plötzlich feststellt, dass die Welt um einen herum einem Märchen entsprungen ist?

Beim Wiederaufheben versucht sie, sich an die wichtigsten Einzelheiten aus »Aschenputtel« zu erinnern.

Eine böse Stiefmutter mit ihren beiden gehässigen Töchtern, drei königliche Bälle, der Prinz sucht eine Frau, Aschen-

puttel bekommt von einer Taube Kleider und der Prinz verliebt sich in sie. Happy End. An welcher Stelle der Geschichte befindet sie sich aber gerade?

»Warst du denn schon mal auf einem Ball im Schloss?« Die Frage soll so beiläufig wie möglich klingen.

Die Antwort ihres Gegenübers kommt sehr zögerlich, und obwohl sich Aschenputtel bereits wieder der Wäsche zugewandt hat, meint Mira zu erkennen, dass sie die Augen niederschlägt, bevor sie ihr eine Antwort gibt.

»Ich weiß, dass meine Stiefmutter es mir verboten hat. Aber ich konnte mir dieses Erlebnis einfach nicht entgehen lassen. Heute Abend wäre ich zum dritten Mal dort.« Aschenputtels zarte Stimme ist nun kaum mehr als ein Flüstern.

Ihre Hände beginnen leicht zu zittern, als sie das sagt, und ihre Bewegungen sind ein wenig fahrig. Es ist erstaunlich, wie ehrlich das Mädchen bisher auf jede ihrer Fragen geantwortet hat.

Um die Stimmung wieder zu entspannen, setzt sich Mira neben Aschenputtel und breitet sorgsam ihr Kleid aus.

Hat sie schon die ganze Zeit ein Kleid getragen? Jedenfalls ist es ihr eben erst aufgefallen.

»Wenn du möchtest, können wir gemeinsam hingehen. Dann werden deine Schwestern dich bestimmt nicht erkennen«, schlägt Mira dem Mädchen vor.

Hoffnungsvoll sieht es zu ihr herüber und lächelt. In ihrem unerwarteten Glück versprüht Aschenputtel eine solche Energie, dass Mira sich zum Weitersprechen ermutigt fühlt.

Mira hat sich zu Beginn des Gesprächs als Gast am königlichen Hof ausgewiesen, ohne die geringste Ahnung zu besitzen, ob das überhaupt klappen würde oder die angemessene Kleidung für solch einen Anlass aufbringen zu können. Wenn sie sich jedoch recht an das Märchen erinnert, dann gibt es eine gute Taube die Aschenputtel jeden Wunsch erfüllt.

»Leider habe ich auf meiner Anreise den Koffer mit meinem Kleid verloren. Nur meine Schuhe sind mir geblieben.«

Sie deutet auf die silbernen Schuhe, die neben ihr im Gras liegen.

»Wäre es möglich, dass ich eines deiner Kleider leihe?«

Kaum ausgesprochen, kommen ihr die Worte bereits unangebracht vor. Immerhin spricht sie mit einem Mädchen, welches den größten Teil seines Lebens von seiner »Familie« ausgebeutet wurde und sicherlich nicht jeder dahergelaufenen Fremden von ihrer geheimen Quelle erzählen wird. Zu ihrer Überraschung runzelt Aschenputtel aber nur kurz die Stirn und nickt.

»Ich werde bestimmt etwas Passendes finden. Du tust mir ja schon den Gefallen, mich zu begleiten ...«

Sie erhebt sich, stützt den Korb mit der sauberen Wäsche in ihre Seite und hält Mira die freie Hand hin. So viel Freundlichkeit ist sie sonst gar nicht gewohnt.

Einen Moment lang bleibt Aschenputtel unentschlossen stehen und blickt in Richtung des großen Hauses. Schließlich scheint sie aber einen Entschluss zu fassen, denn sie setzt sich langsam in Bewegung und deutet Mira mit der freien Hand an, ihr zu folgen.

»Komm mit zu mir nach Hause, dann können wir uns vorbereiten!«

Erstaunlicherweise scheint die Zeit nicht wie normalerweise zu vergehen, denn als die beiden beim Haus ankommen, ist die Sonne im Westen nur noch als orange glühender Punkt zu sehen, und nicht weit von dem Anwesen entfernt leuchten schon die Fenster eines prunkvollen Palastes durch die Blätter der Bäume.

Im Haus dagegen brennt kein Licht und alles ist verlassen.

»Wo sind denn deine Stiefmutter und ihre Töchter? Hast du keine Sorge, dass sie mich sehen könnten?«

»Sie sind bereits zum Palast gefahren, um zu den Ersten zu gehören. Wir brauchen also keine Angst zu haben. Warte einfach hier auf mich, während ich alles hole.«

Sie öffnet die Tür zu einem schlichten, aber edlen Zimmer und verschwindet wieder zur Hintertür hinaus.

Die Wände sind mit olivgrüner Seide bezogen. Ansonsten ist der Raum bis auf einen hölzernen Stuhl und eine verschiebbare Trennwand leer und lässt Mira zu der Vermutung kommen, dass es sich um das Ankleidezimmer der Hausherrin handelt.

Ein leichter Windhauch von hinten verrät ihr, dass Aschenputtel zurückgekommen ist.

Sie trägt zwei atemberaubend schöne Kleider aus bestickter Seide über dem Arm und schenkt Mira erneut ihr ansteckendes Lächeln.

»Ich hoffe, es gefällt dir«, und hält ihr ein blau glänzendes Ballkleid hin.

»Und wie! So ein schönes Kleid habe ich lange nicht gesehen.« Beide Mädchen ziehen sich so schnell, wie man eben die vielen Stoffschichten anziehen kann, um und Mira muss ständig mit ihren Fingerspitzen über den kostbaren Stoff streichen. Er ist so einzigartig wie der Nachthimmel im Sommer und passt perfekt zu ihren silbernen Schuhen.

Sie würde sich am liebsten drehen und sehen, wie sich der Rock um sie herum aufbauscht, aber dafür ist vielleicht gerade nicht der richtige Moment. Schließlich hat sie sich als Gast beim Ball ausgegeben und ihre kindliche Begeisterung würde diese Rolle nicht gerade unterstreichen. Zumal Aschenputtel in ihrem prächtig schimmernden Kleid, das wie flüssiges Gold an ihr herabgleitet, nach außen hin eine würdevolle Ruhe verstrahlt.

Bevor sie sich auf den Weg machen, dreht sich Aschenputtel noch einmal Mira zu und streckt eine ihrer zarten Hände aus. In ihrer Handfläche liegt eine perlmuttglänzende, un-

geschliffene Perle etwa von der Größe einer Erbse.

»Als Glücksbringer«, sagt sie und ehe Mira etwas darauf erwidern kann: »Ich kenne eine Abkürzung, die uns zum Schloss führen wird. Folge mir!«

Aschenputtels Gang ist leicht, und fast wie eine Elfe schwebt sie zur Tür hinaus. Mira hat in dem voluminösen Kleid weniger das Gefühl, leicht und wendig zu sein, aber sie fühlt sich grundsätzlich ganz anders als in ihren sonstigen Klamotten. Kleider machen wahrhaftig Leute.

Es geht vorbei an einem großen Taubenhaus, aus dem fast so etwas wie ein zufriedenes Gurren ertönt, durch eine Öffnung in der Buchenhecke und einen schmalen Weg entlang. Bald kommen sie wieder an den Bach und überqueren ihn über eine bemooste Steinbrücke. Nach einem kurzen Stück treten sie aus dem Seitenweg auf eine größere Straße, auf der reger Betrieb herrscht. Kutschen fahren auf die Tore des Schlosses zu, die unweit von ihnen entfernt emporragen und mit ihren brennenden Fackeln eine beeindruckende Wirkung haben.

Ihre Gefährtin hat es jetzt eiliger als zuvor und Mira muss sich konzentrieren, um auf den hohen Schuhen mit ihr Schritt zu halten.

Auf Höhe der Wachen wird es ihr dann doch etwas mulmig, da sie im Fall einer Kontrolle keine Einladung vorzuweisen hätte, aber sie werden anstandslos vorbeigelassen und gelangen über eine breite Treppe durch einen gekonnt angelegten Garten in die Empfangshalle.

Unauffällig lässt Mira ihren Blick an den mit Blumen und Kerzen behangenen Wänden entlanggleiten. Genau so hat sie sich einen königlichen Palast vorgestellt.

Rechts und links der Tür zum Tanzsaal winden sich zwei Treppen mit flachen Stufen aus rotem Marmor in höhere Etagen. Helle Stimmen und Musik klingen aus dem Saal und laden zum Tanz ein.

Bei all dem Prunk wird Mira erst jetzt bewusst, dass Aschenputtel neben ihr nervös an ihrem goldenen Kleid zupft.

Wahrscheinlich hat sie sich schon in den Prinzen verliebt und heute ist der alles entscheidende Abend, an dem sie ihren Schuh verliert und er sie daraufhin finden und heiraten wird.

Davon weiß sie natürlich noch nichts, aber Mira fühlt sich dafür plötzlich umso selbstsicherer und irgendwie verantwortlich für das Mädchen.

Sie greift nach Aschenputtels Hand, drückt sie einmal sanft und betritt als Erste entschlossen den Saal. Dort benötigt sie einen Moment, um die neuen Eindrücke in sich aufzunehmen.

Es wimmelt nur so von jungen Damen, die in farbenfrohen Ballkleidern über die Tanzfläche schreiten. Jede von ihnen hat einen Partner, der in einen schwarzen Anzug gekleidet ist. Musiker in ebenfalls schwarzen Fracks begleiten mit ihrer Musik die Tanzenden, und auf der anderen Seite des Raumes thronen der alte König und seine Gemahlin auf einem roten Podest und goldenen Stühlen.

Mira dreht sich wieder zu der Seite, auf der bis eben noch Aschenputtel gestanden hatte, doch diese ist nicht mehr dort.

Suchend macht sie einige Schritte auf das Parkett zu und meint, ihre langen blonden Haare in der Mitte der Fläche zu sehen, als ein junger Mann ihr die Sicht versperrt.

Er fordert sie höflich zum Tanz auf und um nicht aufzufallen, nimmt sie die Aufforderung an.

Die ersten Figuren sind merkwürdig und fremd, aber ihr Tanzpartner führt sehr sicher und es beginnt, ihr richtig Spaß zu machen.

Gerade als Mira eine Damendrehung macht, sieht sie Aschenputtel. Offensichtlich tanzt sie tatsächlich mit dem Prinzen, da ihr Partner als einziger der Herren eine blaue

Oberbekleidung und eine weiße Hose trägt. Sie sieht glücklich aus und die beiden scheinen ganz in ihrer eigenen Welt versunken zu sein.

Die Musik kommt zu einem klangvollen Ende und gerade noch rechtzeitig bemerkt Mira, dass die Umstehenden sich zum Abschluss des Tanzes verbeugen. Schnell macht sie einen Knicks und geht zum Rand des Parketts, an dem weitere Mädchen auf einen Partner warten.

Während sie so gedankenverloren in die Menge schaut, fallen ihr drei Frauen auf der anderen Seite des Raums auf. Eine der drei hat das Gesicht zu einer ärgerlichen Mine verzogen und folgt mit ihren Augen dem tanzenden Aschenputtel. Das Mädchen neben ihr ist aufgeregt dabei, etwas zu der dritten, etwas älteren Frau zu sagen. Dabei blickt sie immer wieder zu Mira herüber. Als sie wahrnimmt, dass auch Mira in ihre Richtung schaut, wird ihre Unruhe noch größer.

Ein ungutes Gefühl breitet sich bei Mira aus. Handelt es sich bei den Frauen um die Stiefmutter und ihre Töchter?

Sie hat das Gefühl, das Interesse der drei erweckt zu haben. Vermutlich haben sie bemerkt, dass Mira als Begleiterin Aschenputtels angekommen ist, welche sie in ihrem Kleid zwar nicht erkennen, die nun aber die ungeteilte Aufmerksamkeit des Prinzen bekommt.

Jetzt setzen sie sich in Bewegung und umrunden den Saal. In kurzer Zeit werden sie Mira erreicht haben.

Panik beginnt, in ihr aufzuwallen. Hat eine der Schwestern ihre silbernen Schuhe erkannt?

Dann würde sie ganz schön in der Klemme stecken ...

Sie beschließt, dieses Risiko nicht einzugehen und schiebt sich vorsichtig, aber zielstrebig, in entgegengesetzter Richtung durch die Gäste.

Vom Thronsaal zweigt ein beleuchteter Gang ab, in den sie kurzerhand einbiegt. Ihre Schritte werden schneller und schneller.

Endlich hält sie neben einer Holztür an. Sie sendet ein Stoßgebet ab, dass die Tür nicht verschlossen ist und drückt die Klinke herunter.

Die Tür schwingt auf und die kühle Abendluft schlägt ihr entgegen. Eilig tritt sie hinaus und schließt die Tür hinter sich wieder. Dann läuft sie auf eine Treppe zu, die in den Garten führt.

Erleichtert wähnt sie sich schon der Gefahr entkommen, als ihr Schuh auf der Treppe kleben bleibt.

Nach der Ursache dafür kann sie nicht mehr schauen, denn sie fällt dem Boden entgegen und alles um sie herum wird schwarz.

5.

Dienstag

Mira hatte das Gefühl, als läge ein Stapel schwerer Bücher auf ihrer Brust. Sie wollte weder aufstehen noch sich anziehen und am allerwenigsten wollte sie in die Schule gehen. Der Traum war intensiv gewesen. Sie fühlte sich, als wäre sie zwischen zwei Welten stecken geblieben. Die Traumwelt hielt sie fest im Bann, obwohl ihr Bewusstsein bereits wieder im Diesseits angekommen war. Wodurch war sie von der Treppe gestürzt?

Sie schaltete ihr Smartphone ein, einfach um gleich wieder in eine virtuelle dritte Welt eintauchen zu können. Ihr Display blendete sie ein wenig und sie kniff die Augen zusammen. Fünf neue Nachrichten. Immerhin nur fünf. Es kam vor, dass einige Supergenies meinten, sich ausgerechnet im Klassenchat über ihre Privatangelegenheiten oder einfach nur über unnötiges Zeug austauschen zu müssen. Da konnte es schon mal sein, dass am nächsten Tag Hunderte an Nachrichten auf sie warteten. Zwar las Mira diesen Chat meistens ohnehin nicht, aber nervig fand sie den Spam trotzdem.

Die ersten zwei Nachrichten kamen tatsächlich aus der Klassengruppe und stammten von Felix, der nach Mitternacht noch fragte, ob für den heutigen Tag Hausaufgaben auf gewesen seien.

Um diese Uhrzeit macht er sie doch eh nicht mehr, dachte Mira und schloss den Chat wieder. Die nächste Nachricht kam von Kristin. Ihr war eingefallen, dass sie beim letzten Training einen Dorn ihrer Spikes verloren hatte, und sie fragte, ob sie sich einen für heute Nachmittag leihen könnte. »Klaro«, antwortete Mira kurz und setzte den zwinkernden Emoji dahinter, damit es nicht zu knapp rüberkam.

Dann widmete sie sich dem eigentlich Interessanten. Hannah hatte ihr eine Sprachnachricht und einen Link zu einer

Seite geschickt, die dem Logo zufolge irgendwie mit Bahnfahrten zu tun hatte. Neugierig spielte sie die Nachricht ab.

Hannahs Stimme kam so laut aus ihrem Handy, dass sie es vor Schreck beinahe fallengelassen hätte. Schnell verringerte sie die Lautstärke.

Hannah überschlug sich fast, so begeistert schien sie von dem, was sie Mira erzählen wollte. Sie sei über Instagram darauf aufmerksam geworden, dass an diesem Wochenende alle Bahntickets für Schüler zum halben Preis angeboten würden. Es handle sich dabei um eine vorzeitige Osteraktion.

Mira musste sich voll auf das Gesprochene konzentrieren, weil Hannah sich mit der Zeit immer mehr in Euphorie geredet hatte und so schnell sprach, dass Mira sich schon fragte, wann sie mal wieder atmen würde.

Hannah fragte, ob sie beide nicht die Gelegenheit nutzen wollten, um spontan einen kurzen Wochenendtrip zu machen. Morgens hin und abends wieder zurück. Davon hätten sie ja schon länger gesprochen, aber bisher war nie etwas daraus geworden.

Der Enthusiasmus ihrer Freundin wirkte irgendwie ansteckend auf Mira. Alle Bedrücktheit war vergessen. Manchmal konnte sie ihre dauernden Stimmungsschwankungen zum Mond schießen, aber in Momenten wie diesen liebte sie sie einfach.

Sie schlug die Decke zurück, sprang aus dem Bett und lief barfuß nach unten in die Küche, wo der Familienkalender neben der Tür hing. Ihre Eltern waren noch nicht aufgestanden.

Mit dem Finger fuhr sie in ihrer Spalte nach unten. Diese Woche stand bei ihr bisher nur ihr Geburtstag, morgen am Mittwoch, den 11. März. Perfekt! Noch keine Pläne für Samstag oder Sonntag. Sicherheitshalber sah sie auch noch bei ihrer Familie nach. Ihre Mutter würde mit zwei Freundinnen brunchen gehen und ihr Vater traf sich mit zwei Arbeitskollegen zum Bowling, aber das war nichts, was sie betreffen würde.

Glücklich lief sie wieder nach oben und nahm dabei gleich drei Stufen auf einmal. Dann antwortete sie Hannah ein schnelles »Finde die Idee super! Können wir ja gleich in der Schule besprechen. CU« und checkte ihre Ersparnisse in dem Versteck im Bücherregal hinter der »Maze Runner«-Trilogie.

Durch ihren Nebenjob in einem Café hatte sie zusätzlich zu ihrem Taschengeld jede Menge Bargeld, welches sie für Reisen, ihren Führerschein und besondere Dinge ansparte, die sie nicht von ihren Eltern bezahlt bekam. Eine Fahrkarte war also mehr als drin. Jetzt musste sie nur noch ihre Eltern von der Idee überzeugen, aber das sollte nicht allzu schwer werden.

Grundsätzlich gaben sie ihr jede Menge Freiraum und griffen nur ein, wenn etwas aus dem Ruder zu laufen drohte.

Luna sollte sie es trotzdem nicht direkt unter die Nase reiben. Auch wenn es ein Vergleich von Äpfeln und Birnen war, würde sie sofort versuchen, aus der Situation für sich ebenfalls das Optimum herauszuholen. Manchmal schien Luna zu vergessen, dass zwischen ihnen ein zweijähriger Altersunterschied bestand und es seine Gründe hatte, dass ihr nicht alles erlaubt wurde.

Mira würde also am besten einen Moment ohne ihre Schwester abpassen.

Der Moment kam schneller als erwartet, da ihre Mutter Mira in der Küche beim Frühstück mitteilte, dass Luna erst zur zweiten Stunde in die Schule müsse. Kein Wunder, dass alles noch so still war.

Das war ihre Gelegenheit!

»Du, Mama?«

»Ja, Prinzessin?«

Für ihre Mutter würde sie immer Prinzessin bleiben.

»Wir haben dieses Wochenende noch nichts vor, oder?«, fragte sie noch einmal, obwohl sie natürlich ganz genau wusste, dass dem nicht so war.

»Papa und ich treffen uns jeweils mit ein paar Leuten, aber eigentlich nicht. Möchtest du dich verabreden?«

»Hannah hat mir gerade eine Nachricht geschickt, dass Bahnfahren dieses Wochenende für Schüler viel günstiger ist, und wir würden das gerne nutzen und einen kleinen Städte-Trip machen. Wäre das für euch in Ordnung?«

Ihre Mutter sah von der Tageszeitung auf, in der sie gerade gelesen hatte.

»Ich denke schon. Ich werde da später noch mal mit Papa drüber sprechen, aber ich habe so etwas früher auch mit meinen Freundinnen gemacht. Wohin wollt ihr denn fahren?«

»Da haben wir noch nicht drüber gesprochen, aber vielleicht nach Berlin oder Lübeck. Sag ich euch dann heute Abend.«

Das hatte wie am Schnürchen geklappt. Das Wochenende konnte also kommen.



Ihre Freizeitpläne waren natürlich heute das Thema Nummer eins der beiden Mädchen und selbst die mahnenden Blicke ihres Erdkundelehrers konnten ihre Begeisterung nicht unterbinden. Während der Rest der Klasse sich also mit Geografie und dem Dust-Bowl-Syndrom beschäftigte, rückten Mira und Hannah möglichst nah zusammen und begannen mit der Planung.

Zuallererst einmal mussten sie sich für eine Stadt entscheiden. Leichter gesagt als getan. Hannover, Braunschweig und Wolfsburg fielen ebenso wie Schwerin, Lübeck oder Berlin in ihrem Brainstorming, welches sie auf Hannahs Block machten.

Jede der Städte hatte ihre Reize. Die eine bot besondere Sehenswürdigkeiten, die andere ein bekanntes Café und alle hatten ein gewaltiges Repertoire an Shopping-Möglichkeiten.

In der Pause riefen sie über den Link noch einmal die Website auf, die das Angebot ausgeschrieben hatte. Buchungen waren auch noch Last Minute bis einschließlich Freitag möglich und beide waren sich einig, dass sie den endgültigen Entschluss erst morgen treffen wollten. Bis dahin würden ihnen sicherlich noch zahlreiche weitere Ideen einfallen.

6.

Kristin war schon etwas früher als sonst am Sportplatz eingetroffen und hatte ihr schwarzes Mountainbike an den neuen Metallzaun angeschlossen, der seit dieser Saison eine klare Grenze zwischen dem Parkplatz und der Grasfläche neben der Tartanbahn bildete.

Sie blickte auf ihr Handy. Viertel nach fünf. Eigentlich eine beliebte Trainingszeit, aber heute drehten nur zwei Läufer einsam ihre Runden um den Platz. Sie war froh über die Leere, auch wenn sie für gewöhnlich den Trubel vieler verschiedener Sportgruppen aus sämtlichen Altersbereichen und unterschiedlichsten Sportarten genoss. Heute aber war ihr die Stille lieber.

Sie lehnte sich an das Geländer und sah den beiden Läufern eine Weile zu.

Ihr Trainer hatte ihnen mal erzählt, dass jeder Sportler seinen individuellen Laufstil habe. Techniken, die manchen dabei halfen, ihre Leistung zu verbessern, führten bei anderen eher zum gegenteiligen Ergebnis.

Das hatte sie damals nicht sofort verstanden, aber über die Jahre war ihr dieser Grundsatz nur allzu bewusst geworden.

Einer der Männer unten auf der Bahn baute in seine Trainingseinheit immer wieder kurze Sprints ein und machte vor allem kurze, schnelle Schritte, die über den Ballen gingen.

Der andere, seiner drahtigen Statur zufolge vermutlich ein Langstreckenläufer, behielt einen sehr gleichmäßigen Rhythmus bei und rollte seine Schritte über den ganzen Fuß ab. Etwas an seiner Art faszinierte Kristin. Die Bewegungen waren so geschmeidig und flüssig, dass er sie fast an eine Raubkatze erinnerte.

Sie hätte die Beiden noch länger so weiter beobachten können, aber nach einer Weile trudelten die ersten Leute aus

ihrer Leichtathletikgruppe ein und riefen ihr im Vorbeigehen »Hey!«, »Moin, Moin« oder Ähnliches zu.

Ein Blick auf ihr Handy sagte ihr, dass es bereits fünf Minuten vor halb war. Zeit für sie, sich umzuziehen. Langsam sollte Mira mal aufkreuzen.

Gerade als sie sich wegrehen wollte, sah sie ihre Freundin um die Ecke sausen. Ihre Haare waren vom Wind etwas zerzaust und sie war ziemlich am Keuchen.

»Sorry, ich hatte die Spikes vergessen und musste noch mal schnell zurückfahren«, rief sie Kristin schon aus einigen Metern Entfernung zu.

Die zwei Mädchen flitzten mit ihren Sporttaschen zur Tribüne und wechselten ihre Sneaker gegen ihre Sportschuhe. Die Spikes würden sie sowieso erst später für den Sprint brauchen.

Trotz der Eile kamen sie als Letzte in der Mitte des Sportplatzes an. Ihr Trainer hatte schon damit begonnen, den heutigen Ablauf zu schildern und den aufkommenden Wettkampf anzusprechen.

Danach durchliefen sie routinemäßig diverse Übungen des Lauf-ABCs und versammelten sich anschließend neben der Sprunggrube. Jeder hatte zwar seinen individuellen Anlauf, aber in der Zeit zwischen ihren Sprüngen standen Mira und Kristin etwas am Rand und tauschten sich über Neuigkeiten aus den letzten Tagen aus.

»Niklas ist in den letzten Wochen kaum noch zu sehen gewesen. Seine erste Abiklausur ist schon eine Woche nach den Osterferien. Ausgerechnet Bio, das größte Lernfach überhaupt«, erzählte Kristin. Ihr Bruder Niklas war zwei Jahre älter als sie und stand kurz vor seinem Abitur.

»Der Arme! Zum Glück haben wir noch ein bisschen Zeit bis dahin. Ich würde aber auch niemals Bio wählen«, sagte Mira und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Im Gegensatz zu Kristin hielt sie nicht viel von Naturwissenschaften als Schulfach.

»Schon klar. Du willst ja auch dein Abi bestehen.«

»Hey! So schlecht bin ich jetzt auch nicht! Kann sich ja nicht jeder für Proteinbiosynthese interessieren«, verteidigte sich Mira gespielt beleidigt.

Dieser Punkt unterschied die beiden tatsächlich fundamental. Für Kristin war seit ihrer Kindheit klar gewesen, dass sie später einmal in diesen Bereich gehen wollte. Sie hatte früh angefangen, sich außerhalb der Schule Fachbücher zu kaufen und diese mit großer Begeisterung zu verschlingen. Genaue Berufsvorstellungen hatte sie zwar noch nicht, aber die Richtung war gesetzt und sie wollte sich während des Studiums auch genug Zeit nehmen, Praktika zu absolvieren.

Mira hingegen wusste noch längst nicht, wo sie sich in fünf Jahren befinden wollte. Vielleicht lieber etwas Kreatives im Kulturbereich? Ihre besten Fächer in der Schule waren bisher Geschichte und Deutsch, aber sie sträubte sich gegen den Gedanken, irgendwann eine Entscheidung treffen zu müssen. Wie denn auch, bei all den Möglichkeiten? Es gab aber auch Tage, an denen sie sich auf einmal wieder für ganz andere Dinge interessierte und plötzlich ernsthaft darüber nachdachte, ob nicht auch ganz klassisch Jura in Frage kommen würde. Kristin kannte solche Launen schon von ihrer Freundin und irgendwie konnte sie sie auch verstehen. Die große Auswahl an Möglichkeiten machte die Entscheidungsfindung nicht leichter, sondern im Gegenteil eher noch schwieriger.

Bei einer ihrer Verabredungen hatten sie mal gemeinsam im Internet nach Informationen zu verschiedenen Optionen gesucht und sich beide für ein Auslandsjahr nach der Schule begeistert. Mira zog es nach England oder Kanada, während es Kristin besonders die ungewöhnlicheren und fremden Länder angetan hatten. Ecuador oder Laos – das fände sie spannend. Auf die eine oder andere Weise wollte sie die Welt auf jeden Fall erkunden.

»Wie dem auch sei – ich wollte dir eigentlich noch erzählen, dass ich dieses Wochenende einen Städtetrip mit Hannah mache. Die Bahntickets sind unglaublich günstig für Schüler«, wechselte Mira das Thema.

»Cool, wohin soll's denn gehen?«

»Steht noch nicht fest. Nicht zu weit weg natürlich, damit wir nicht den ganzen Tag in der Bahn hocken.«

»Vielleicht werde ich da auch mal drüber nachdenken. Soll ja schönes Wetter wer–«

»Hey, ihr beiden Schnabbeltantan! Ihr seid dran!«, wurden sie von ihrem Trainer unterbrochen. Sie hatten beide gar nicht auf die anderen geachtet, und nun standen sie als Einzige noch an ihren Startpunkten.

Mira begann. Weitsprung war nicht ihre beste Disziplin, aber aus der Ferne konnte Kristin mithören, dass sie 4,06 m gesprungen war.

Nun war die Reihe an ihr selbst. Sie atmete noch einmal ein und aus und setzte sich in Bewegung. Mit jedem Schritt gewann sie an Geschwindigkeit. Immer kürzere Abstände lagen zwischen dem Kontakt ihrer Füße mit dem Boden, die sich sofort wieder davon abdrückten.

Die letzten Schritte mussten stimmen. Sie wollte nichts verschenken, aber Übertreten würde den Sprung ungültig machen.

Sie sah geradeaus, aber dem Geräusch nach zu urteilen, hatte sie das Brett ganz gut getroffen. Sie drückte sich mit aller Kraft ab, schleuderte ihre Beine so weit es ging nach vorne und flog im wahrsten Sinne des Wortes durch die Luft. So müssen sich Pumas oder Panther fühlen, dachte sie und schon kamen ihre Füße wieder in der Sandgrube auf. Sie nutzte den Schwung, um ihren Körper nach vorne fallen zu lassen und stoppte sich anschließend mit den Knien ab. Schade, dass die Landung immer so schnell das Gefühl des Fliegens beenden musste.

Trotzdem war der Sprung gar nicht mal so schlecht gewesen. Gespannt drehte sie sich zu ihrem Trainer mit dem Maßband um.

»Sehr guter Sprung!«, lobte er sie erfreut.

»Das waren jetzt 5,05 m. Wenn du das nächste Wochenende springen kannst, sicherst du dir damit eine Menge Punkte.«

Eine Welle der Freude und Energie durchströmte Kristins gesamten Körper. Sie liebte die Herausforderung, den sportlichen Vergleich mit anderen und die Wettkampfatmosphäre.

Mira lächelte ihr vom Rand aus zu. Kristin wusste, dass ihre Freundin ebenso wie sie einen gewissen Ehrgeiz besaß, hatte aber auch schon häufiger mal angedeutet, dass sie die Wettkämpfe nicht unbedingt brauchte. Für Kristin absolut unvorstellbar. Zum Glück war Mira aber trotzdem bei jedem Wettkampf mit dabei, denn erst das geteilte Erlebnis, das Gespräch über die Konkurrenz und die gemeinsame Freude bei einem guten Ergebnis machten diese Tage zu einem sportlichen Highlight.

7.

Als Louis das Geschenkpapier von dem verdächtig rechteckigen Gegenstand abriss, hatte er Schwierigkeiten, seine Enttäuschung zu verbergen.

Bei der vielversprechenden Ankündigung seiner Oma, sie habe ihm etwas mitgebracht, waren seine Gedanken sofort zu einem neuen Spiel für seinen Gaming-Laptop gewandert. Ihm war klar gewesen, dass seine Großmutter von sich aus niemals auf ein seiner Ansicht nach gutes Geschenk für ihn kommen würde. Ihre technische Ausstattung war irgendwann in den Achtzigern des letzten Jahrhunderts zum letzten Mal erneuert worden, und selbst mit dem alten Kram hatte sie häufig Probleme. Bei ihr war also nicht mal mit einer stinknormalen Blu-Ray-Disk zu rechnen. Aus diesem Grund hatte er gegenüber seiner Mutter in letzter Zeit betont häufig über Dinge gesprochen, die er sich momentan unbedingt wünschen würde. Die Besuche seiner Oma standen meist schon mehrere Wochen vorher fest – wegen der Bahntickets – und jedes Mal brachte sie ihm, ihrem einzigen Enkel, ein Geschenk mit. Einmal hatte er mitbekommen, wie sie seine Mutter am Telefon nach einer Idee für ihn gefragt hatte, und seitdem witterte er in jedem ihrer Besuche seine Chance auf einen guten Fang.

Manchmal waren tatsächlich wirklich interessante Sachen dabei gewesen. Sie war beispielsweise mit Louis' Onkel gemeinsam in ein Elektrofachgeschäft gefahren und hatte dort ein paar glänzend schwarze In-ear-Kopfhörer für ihn besorgt. Da hatte er aber Augen gemacht!

Entsprechend hoch waren die Erwartungen an diesem Tag, und dann kam so etwas ...

Anhand der Form und des Gewichtes hatte er schon ein Buch vermutet, aber es gab eben Bücher und Bücher. Solche, die irgendein Gott am Gaming-Himmel veröffentlicht

hatte, und die Geheimnisse einer ganz eigenen Kunst enthielten, und solche langweiligen, wie seine Mutter sie las. Genau so ein Buch hielt er jetzt in der Hand und versuchte krampfhaft, seine Miene zu wahren.

Wie war denn das passiert? Hatte seine Mutter nicht mit seiner Oma über die brandneuen Spiele und abgefahrenen Extras geredet?

Er sah sich das Buch noch einmal genauer an. Neu schien es nicht zu sein, da es schon hier und da seine Stellen hatte. Dem Titel nach zu urteilen, handelte es sich um ein Märchenbuch. Bahh! Was sollte er denn damit anfangen?

Bücher waren eh mehr so Mädchensache, fand er, und Märchen überhaupt höchstens was für kleine Kinder. Mit seinen fast vierzehn Jahren zählte er da jedenfalls nicht mehr dazu, so viel stand fest.

Tapfer presste er ein »Dankeschön« hervor und versuchte, seinen Ärger über seine Mutter zu verbergen, als diese in einem etwas zu begeisterten Tonfall die tolle Idee seiner Oma lobte.

Er ließ sich davon nicht täuschen. Die Sache war klar: Die beiden steckten unter einer Decke. Wahrscheinlich hatten seine Eltern irgendwie von seinen nächtlichen Gaming-Einheiten Wind bekommen und wollten ihm eine Lektion erteilen.

Das könnte euch so passen, dachte sich Louis und verschwand mit dem Buch unterm Arm in seinem Zimmer.

Der Raum hatte irgendwann mal eine taubenblaue Tapete an den Wänden gehabt, aber davon war schon längst nichts mehr zu sehen. Jeder freie Zentimeter war mit Postern seiner Lieblingsavatare tapeziert worden und riefen beim Hereinkommen eher den Eindruck einer Paintball-Schlacht hervor, so bunt war alles.

Er steuerte auf seinen großen Schreibtisch zu und fegte mit der Hand einige übriggebliebene Chips-Krümel von

der Oberfläche. Dorthin legte er das Buch und machte ein Foto mit seinem iPhone davon. Die Lichtverhältnisse waren nicht unbedingt die besten, denn die Abendsonne fiel fleckig durch die winzigen Löcher in seinem Plissee, aber die ungleichmäßige Beleuchtung sorgte dafür, dass der teilweise ausgebleichene und am Rücken etwas abgewetzte Einband nicht so sehr auffiel. Die rötlichen Lichtstrahlen hoben die goldene Schrift sogar ganz zufriedenstellend hervor.

Er ließ sich in seinen schwarzen Schreibtischstuhl mit der hohen Lehne fallen und machte sich an die Arbeit.

Schon früh hatte er entdeckt, wie er die Altersbeschränkungen diverser Internetanbieter umgehen konnte und sich hier und dort, wann immer er es eben brauchte, ein Konto eingerichtet.

Bei seinem jetzigen Vorhaben sollte er auf eine Plattform zurückgreifen, auf der er Leute erreichen konnte, die sich für Bücher und Märchen interessierten. Vielleicht eBay?

Versuchen konnte er es ja mal.

Bei der Wahl seines Benutzernamens war er sich sehr clever vorgekommen, denn l.zeus hörte sich für ihn wesentlich seriöser an, als texmaf34, oder wie auch immer seine Kumpels sich genannt hatten.

Er lud das Foto hoch und setzte eine sehr lieblose Produktbeschreibung darunter. Ihm war klar, dass er mit seiner halbherzigen Nachahmung eines professionellen Anbieters womöglich höchstens bei einem Sammler oder so auf Erfolg stoßen würde. Aber das wäre schlussendlich ja ausreichend. Als Überschrift verwendete er einfach den Titel, der auf dem Cover stand.

Es war einmal ... –

Märchensammlung der Gebrüder Grimm

Jetzt fehlte nur noch ein Preisvorschlag. Was mochte das Ding wohl wert sein? Er hatte keine Ahnung. Von seiner Mutter wusste er, dass alte Bücher manchmal an Wert zunahmen. Es konnte aber auch genau andersherum sein.

Letztendlich war es ihm relativ egal, solange er ohne große Arbeit ein bisschen sein Taschengeld aufbessern konnte und gleichzeitig seinen stillen Rachefeldzug gegen die Verschwörung seiner weiblichen Verwandten durchführte.

Er entschied sich für zwölf Euro, denn diesen Preis hatten gebundene Bücher in der Buchhandlung auch oft. Er würde ja schon sehen, ob jemand anbiss und konnte den Preis notfalls immer noch nach unten korrigieren.

Zum Schluss fügte er nur noch hinzu, dass es ausschließlich zur Selbstabholung in Lübeck zur Verfügung stand. Dann speicherte er seinen Beitrag und wechselte mit einem selbstzufriedenen Gesichtsausdruck von seinem Handy zu seinem Gaming-PC, der sein ganzer Stolz war.

Nach der Aktion vorhin konnte seine Mutter nicht von ihm erwarten, dass er den Rest seines Dienstagabends mit langweiligen Gesprächen über die Katzen der Nachbarin seiner Oma oder die letzten Gottesdienste verbrachte. Da waren seine Pläne schon deutlich spannender. Außerdem würde seine Oma noch ein paar Tage bleiben und hero275 hatte bereits eine Anfrage auf ein gemeinsames Battle geschickt.

8.

Ein sanftes Rütteln an ihrer Schulter weckte sie aus dem Schlaf. Vor ihrem Bett standen ihre Schwester und ihre Eltern. Alle drei trugen noch ihre Schlafanzüge und ihr Vater hielt einen Kuchen in den Händen, der in Gugelhupfform und mit Puderzucker bestäubt war. Oben drauf steckten siebzehn kleine, bunte Kerzen, die ein feierliches, flackern-des Licht ausstrahlten und für ein fast schon aufgeregtes Gefühl in Miras Bauch sorgten.

»Happy birthday to you, happy birthday to you! Happy birthday, liebe Mira,

happy birthday to you!«

sang ihre Familie im Chor und als sie fertig waren, kniete sich ihr Vater neben ihr Bett und hielt ihr den Kuchen so hin, dass sie die Kerzen auspusten konnte.

»Wünsch dir was, mein Schatz!«, lächelte ihre Mutter.

»Aber nicht verraten, sonst geht der Wunsch nicht in Erfüllung«, fügte ihr Vater wie jedes Jahr noch hinzu.

Mira überlegte kurz. Es war gar nicht so einfach, sich auf einen Wunsch festzulegen. Früher hatte sie sich Dinge wie Gold und Edelsteine gewünscht. Später dann erwachsenere Sachen wie Gesundheit für sich und ihre Familie oder Erfolg im Sport. Was sollte sie sich dieses Jahr wünschen? Den Führerschein beim ersten Versuch zu bestehen? Ihre Liebe zu treffen und mit ihr zusammenzukommen? So richtig überzeugt war sie davon noch nicht. Ob sie sich ihren Wunsch aufheben konnte?

Sie schloss die Augen und dachte, dass sie ihren Wunsch an einem anderen Tag stellen würde.

»Wir lassen dich mal mit deinem siebzehnjährigen Selbst alleine. Ruf uns, wenn du zum Geschenke-Auspacken bereit bist!«

Damit verließ ihr »Geburtstagskomitee« das Zimmer und als die Tür leise ins Schloss klickte, hüpfte Mira aus dem Bett und stellte sich vor den Ganzkörperspiegel an ihrem

Schrank. In der rechten oberen Ecke steckten mehrere Fotos von ihr mit ihren besten Freundinnen, auf die sie allerdings heute einmal nicht achtete.

Dafür musterte sie ihr eigenes Spiegelbild. Natürlich hatte sie sich nicht verändert, nur weil sie jetzt offiziell ein Jahr älter war. Dennoch konnte sie nicht umhin, verwundert daran zu denken, wie schnell die Zeit vergangen war. Ihr letzter Geburtstag schien gerade erst vorbei gewesen zu sein.

Sie strich sich über die langen, vom Schlaf verwuschelten Haare und über das Gesicht. Das Blond ihrer Haare hatte sie von ihrer Mutter, wie auch ihre Körperstatur. Ihre Nase war dagegen eindeutig von ihrem Vater – weniger spitz als die Nase ihrer Mutter. Grundsätzlich war sie zufrieden mit ihrem Aussehen, was in ihrem Alter eher die Ausnahme als die Regel war. Auf der anderen Seite fand sie nicht, dass sie durch irgendwas besonders herausstach. Ihre Lippen waren nicht außergewöhnlich voll oder schön geformt und ihre Augen nicht wie die der Models riesengroß und mit dichten, langen, schwarzen Wimpern. Sie blieb an ihren Augen hängen und musste an die Augen von Aschenputtel aus ihrem Traum denken. Sie hatte wirklich einzigartige Augen gehabt. Es war zwar nur ein Traum gewesen, aber noch immer spürte Mira eine seltsame Verbundenheit zu dem Mädchen, die sie nicht beschreiben konnte.

An ihrer Zimmertür gingen Schritte vorbei, die die Treppe hinab nach unten gingen. Mira gab der Schiebetür ihres weißen Kleiderschranks einen Stoß zur Seite und griff nach ihrem Lieblingspullover. Er war bordeauxrot und hatte einen kuschelig warmen Rollkragen. Die Farbe passte super zum Blond ihrer Haare. Dann schlüpfte sie aus ihrem Pyjama und zog ihre schwarze Jeans an, die sie fast immer trug. Hauptsache gemütlich war eigentlich schon immer ihr wichtigster Grundsatz bei der morgendlichen Klamottenauswahl, warum sollte es heute anders sein?

Schminke verwendete sie nur selten, zu Feiern oder wenn sie Tanzen ging. Ansonsten hatte sie keine Lust, jeden Morgen ihre Zeit damit zu verbringen. Lediglich ihr Concealer rettete sie fast täglich, denn ihre leider sehr schnell sichtbaren Augenringe gingen ihr gehörig auf die Nerven.

Die letzte Nacht war allerdings erholsam genug gewesen, und so band sie nur noch ihre Haare in einem lockeren Dutt zusammen und trat in den Flur.

»Ich wäre jetzt soweit!«, rief sie nach unten und sprang gut gelaunt die Treppe hinunter.

Sie hatte schon fast die Wohnzimmertür erreicht, da blieb sie noch einmal verwundert stehen. War sie nicht gerade an den silbernen Schuhen aus ihrem Traum von Aschenputtel vorbeigelaufen? Sicherheitshalber sah sie sich um, aber in dem kleinen Schuhregal standen nur die schwarzen Schuhe ihrer Mutter, die sie bei Business-Meetings trug. Sie hatte sich wohl verguckt ...

Der kleine Couchtisch war zu einem Geburtstagstisch umfunktioniert worden. Auf mit Herzen bedeckten Servietten lagen jede Menge Pralinen und in der Mitte, von kleinen Teelichtern umringt, stand eine gelbe Primel. Um den Tisch herum waren ihre Geschenke verteilt und ganz vorne lag ein fliederfarbener Briefumschlag, der bestimmt von Franzi kam.

»Fang mit meinem Geschenk an!«, sagte Luna und deutete auf ein kleines, mit einer Schleife versehenes Päckchen.

Mira setzte sich und zog vorsichtig an einem Ende der Schleife. Unter dem Geschenkpapier kam ein dunkelblaues Schmuckkästchen zum Vorschein.

Gespannt klappte sie den Deckel auf und ihr entfuhr ein erstauntes »Oh!« als sie die silbernen Ohrringe erblickte, die zwei Sterne darstellten.

»Die sind aber schön, danke!« Ihre Schwester lächelte zufrieden.

»Ich hab sie mit Oma zusammen ausgesucht.«

»Gestern hab ich übrigens Nele auf dem Rückweg vom Training gesehen. Wolltet ihr euch nicht eigentlich treffen?«, fiel Mira gerade noch ein.

»Wie kommst du denn da drauf?«, fragte Luna und hatte sofort einen schon fast verteidigenden Tonfall.

»Ach, einfach nur so«, winkte Mira ab.

Bloß keine schlechte Stimmung provozieren. Vielleicht hatte sie sich auch vertan.

Ihre Geschenke waren viel zu schnell ausgepackt, auch wenn sie sich extra Zeit dabei gelassen hatte, und so blieb zum Schluss nur noch der Brief von Franzi.

Als ihre Familie in die Küche gegangen war, öffnete sie vorsichtig den Umschlag und strich über das feste Papier. Sie konnte die faserige Struktur förmlich fühlen.

Schwarze Buchstaben in Franzis geschwungener Handschrift bedeckten das ganze Blatt und Mira stellte sich vor, wie die Hand ihres ehemaligen Kindermädchens über den Brief flog, während sie eine Spur aus Worten auf dem hellen Untergrund hinterließ.

Hallo meine nicht mehr ganz so kleine Prinzessin!

Darüber musste Mira schmunzeln. Der Name Mira bedeutete auf Arabisch soviel wie »kleine Prinzessin«, was zu ihrem Kosenamen bei Franzi und auch ihrer Mutter geführt hatte. Mittlerweile war es für Letztere allerdings strikt verboten, sie in Gesellschaft von Freunden – außer von Hannah und Kristin – so zu nennen. Peinliche Situationen ließen sich bei weitem nicht immer vermeiden, aber die Vorkehrungen, die sie diesbezüglich getroffen hatte, wirkten bisher sehr zufriedenstellend.

Mit dem heutigen Tag beginnt dein 18. Lebensjahr, und ich wünsche dir, dass du dieses Jahr noch einmal ganz besonders genießt.

Ich hatte in dieser Zeit meinen allerersten Freund. Vielleicht hast du ja auch schon einen?

Sie konnte es einfach nicht lassen. Da würde Mira sie wohl erneut enttäuschen müssen. Abgesehen von kleineren Schwärmereien war in puncto Beziehung eindeutig nichts bei ihr in Aussicht.

Sie überflog den folgenden Teil des Briefes, lachte auf, als Franzi von der Angewohnheit ihres Hundes schrieb, die Schuhe in der Wohnung zu verstecken und kam schließlich zu dem Teil, auf den sie gewartet hatte. Die Märchenstelle.

»Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.«

Sofort musste sie wieder an ihren Traum denken. Das Märchen zu diesem Satz, da war sie sich sicher, konnte nur »Aschenputtel« sein. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass sie noch ausreichend Zeit hatte, um ihre Vermutung zu überprüfen. Sie schnappte sich einen Apfel aus der Küche und lief mit dem Brief in der Hand wieder nach oben.

Es staubte ein bisschen, als sie das Märchenbuch aus dem Regal zog und sich im Schneidersitz auf ihren Teppich setzte. Während sie den Apfel aß, blätterte sie die bunt illustrierten Seiten um und erreichte schließlich die Geschichte, nach der sie gesucht hatte. Sie wusste, dass der Satz aus Franzis Brief von der Stiefmutter stammte und erst im hinteren Teil der Geschichte stehen konnte.

Sie wollte sich vom Ende der Geschichte herantasten, aber als sie die letzte Seite überflog, stutzte sie. Hatte sie aus Versehen eine Seite übersprungen? Sie blätterte etwas zurück.

Da stand er, der Titel »Aschenputtel«. Sie musste sich verguckt haben. Die Geschichte, die sie nun las, war ihr bisher nicht bekannt gewesen. Absatz für Absatz begann sie, alles noch einmal von vorne zu lesen.

Bis zum Ende des dritten Balls, war die Geschichte unverändert, doch als Aschenputtel wie jedes Mal versuchte, unbemerkt das Fest zu verlassen, änderte sich etwas.

Es bemerkte aber, dass die Treppe mit Pech bestrichen war und sprang auf die Mauer, um auf dem Geländer hinunter zu balancieren. Der Königssohn erreichte die Treppe einige Zeit nach dem Mädchen und sah, dass ein Schuh im Pech stecken geblieben war. Er sprach:

»Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser silberne Schuh passt.«

Am nächsten Morgen ritt er von Haus zu Haus und kam auch zu jenem Anwesen, in dem Aschenputtel mit seiner Stiefmutter und seinen Stiefschwestern wohnte. Dort traf er zuerst auf die jüngere der Stiefschwestern und ließ sie den silbernen Schuh anprobieren. Diese erkannte, dass der Schuh kein anderer war als der, den sie am Tag zuvor verschmäht und von sich geworfen hatte. Da freute sie sich sehr, steckte ihren Fuß in den schönen Schuh und trat auf den Königssohn zu. Und so nahm der Prinz sie ohne zu zaudern als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mussten aber an dem Grabe vorbei. Da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

*»Rucke di guh, rucke di guh,
falsch ist die Braut, falsch ist der Schuh.«*

Verwundert hielt er an und blickte auf den Fuß seiner Braut, konnte aber keinen Fehl am Schuh feststellen. Und so ließ er die Tauben von seinem Diener vom Baume schießen und brachte sie als Geschenk seinem Vater mit. Dem alten König sollten die guten Tiere allerdings schlecht bekommen, denn ein feines Knöchlein setzte sich in seinem Halse fest und ließ ihn elendig ersticken.

Nach einer kurzen Zeit der Trauer feierten sie alsbald Hochzeit und die Familie der Braut hielt ebenfalls Einzug in den Palast. Das arme Aschenputtel aber weinte bitterliche Tränen und musste sich fortan als Küchenmagd plagen.

Die Stiefmutter jedoch kannte noch immer kein Ende ihrer Gier und vergiftete den geliebten Königssohn, um alleine über sein Reich zu herrschen. Daraufhin versank Aschenputtel in großen Kummer und starb wenige Tage später an gebrochenem Herzen. Eine dunkle Zeit des Leidens begann unter der Regentschaft der drei hinterlistigen Frauen.

Fassungslos glitten Miras Augen immer wieder über die Zeilen. Was da stand, schwarz auf weiß, konnte einfach nicht wahr sein. Das Schwarz der Buchstaben bohrte sich förmlich in ihre Augen, bis sie sich losriss und das Buch zuklappte. Das Märchen, wie es jetzt in ihrem Buch stand, war durch ihr Handeln im Traum beeinflusst und verändert worden. Obwohl nie die Rede von dem Mädchen war, welches seinen Schuh auf der Treppe verloren hatte, gab es für Mira nur eine Erklärung für die Existenz des Schuhs. Und die war alles andere als logisch. Träume blieben Träume, egal wie realistisch sie einem manchmal vorkamen. Es war schlichtweg nicht möglich, dass so etwas passierte!

Es klopfte an der Tür und Mira zuckte so heftig zusammen, dass ihr das Kerngehäuse des Apfels aus der Hand fiel und über ihren Teppich unter das Bett rollte.

»Du bist spät dran!«, ertönte die Stimme ihrer Mutter.

»Ich komme gleich!«

Fahrig griff sie unter das Bett, stieß mit den Fingerspitzen an den Apfelrest und zog ihn wieder darunter hervor, wobei etwas Kleines, Helles neben ihren Fuß kullerte.

Das konnte jetzt echt nicht wahr sein: Es war dieselbe ungeschliffene Perle, die ihr Aschenputtel geschenkt hatte.

Hieß das, sie waren sich wirklich vorletzte Nacht begegnet? Rational gesehen war diese Möglichkeit ebenso unwahrscheinlich, wie dass die Weltbevölkerung ausnahmslos zu Vegetariern mutierte. Und doch drehte sie nun die kleine Perle zwischen den Fingern hin und her.

»Prinzessin!« Der Ton ihrer Mutter war drängend.

Die Perle in die Hosentasche gleiten lassend schulterte sie ihren Rucksack und beeilte sich, nach draußen zu kommen. Dem Märchenproblem würde sie später nachgehen müssen.



In der Schule wartete Hannah vor dem Eingang mit einem Überraschungskuchen auf sie. Eigentlich war es keine richtige Überraschung mehr, weil sie sich jedes Jahr gegenseitig einen Kuchen schenkten, aber welchen, das verrieten sie sich natürlich nicht. Meistens war in irgendeiner Weise Schokolade darin verarbeitet – die Lieblingszutat von beiden Freundinnen.

Der Kuchen, den Hannah nun in den Händen hielt, sah fantastisch aus. Eine mit Schnörkeln verzierte Schrift aus Schokolade zog sich schräg über eine glänzende Schicht aus Himbeeren und rotem Tortenguss. Darunter vermutete Mira einen Brownie-Boden mit einer Vanillecreme zwischen Himbeermasse und dem Boden.

»Wow! Ich weiß nicht, ob ich den Kuchen noch toppen kann«, sagte sie zu ihrer Freundin und umarmte sie herzlich.

»Geburtstag ist eben etwas ganz Besonderes«, zwinkerte ihr Hannah zu und überreichte ihr das Meisterwerk.

Sie gingen gemeinsam rein und bahnten sich ihren Weg durch das Gewimmel auf den Fluren. Als sie bei ihrem Klas-

senzimmer ankamen, war dieses noch verschlossen und so setzten sie sich auf die Bank gegenüber der Tür.

»Die Frage hört sich jetzt vielleicht komisch an, aber wie geht nochmal die Geschichte von ›Aschenputtel‹ aus?«

Es hatte ihr die ganze Zeit auf der Zunge gebrannt, diese Frage zu stellen, aber jetzt, wo die Worte aus ihrem Mund kamen, hörten sie sich wirklich seltsam an. Lächerlich irgendwie, aber sie musste es wissen.

»Wie kommst du denn *darauf*?«

»Ach, nur so. Ich musste gerade daran denken.«

»Dass du mal nicht weißt, wie ein Märchen ausgeht, hätte ich nicht gedacht«, grinste Hannah. »Aschenputtel läuft vor dem Prinzen davon, er findet einen Schuh auf der Treppe und weil der Schuh der Stiefschwester passt, heiratet er sie. Dann bringt ihn seine Frau gemeinsam mit ihrer Mutter um und Aschenputtel stirbt auch. Nicht so unbedingt mein Lieblingsmärchen.«

Da hatte sie es. Die Bestätigung, von der sie innerlich gehofft hatte, sie würde nie kommen. Das Ende wich genau wie in ihrem Buch vom Original ab. Konnte sie ernsthaft etwas damit zu tun haben? Sicherheitshalber hakte sie noch einmal nach.

»Ich hatte irgendwie in Erinnerung, dass Aschenputtel ihren Schuh verliert und ihr Happy End mit dem Prinzen bekommt.«

»Auf jeden Fall eine schönere Variante, aber spiegelt die richtige Version uns Menschen nicht realistischer wider? Die, die ein Happy End verdient hätten, sind zu bescheiden oder unsicher, ihr Glück zu packen. Viele kommen einfach nicht richtig zu Potte und krebse ewig lange herum, während egoistische und unsympathische Leute sich nach vorne durchboxen und nur an den eigenen Vorteil denken können.«

»Stimmt schon irgendwie, aber sollten Märchen nicht Hoffnung machen und uns eines Besseren belehren?«

»Du hast heute Morgen wohl den Moralkodex gefrühstückt, was?« Bevor Mira etwas darauf erwidern konnte, öffnete ihre Deutschlehrerin Frau Hedemann die Tür. Sie war eine kleine, stämmige Frau Mitte vierzig, die eine besondere Vorliebe für gestreifte Blusen hatte und immer eine übergroße braune Umhängetasche mit sich brachte. Irgendwann hatte einer der Jungs mal vermutet, die Tasche sei eine Strategie von ihr, den Rückgabezeitpunkt der Klausuren geheim zu halten.

Ob dies nun der Grund war oder nicht, Tatsache war, dass Frau Hedemann sich tatsächlich gerne einen Spaß daraus machte, die Klausuren am Ende der Stunde zu verteilen.

Die Klasse trottete langsam in den großen, mit Gruppentischen ausgestatteten Raum, und jeder nahm seinen Platz ein, wobei der eine oder andere neidische Blick auf Miras Kuchen fiel. Mira gegenüber saßen Felix, der fast schon sicher seine Hausaufgaben vergessen haben würde, Mark, der gerade so aussah, als könnte er einen Energy Drink vertragen, und etwas um die Ecke Sara, die sich offenbar zu wichtig für die Schule war und für gewöhnlich den Unterricht mit ihrem Handy hinter der Federtasche verbrachte. Hannah verstand sich besser mit ihr als Mira und saß vorsorglich zwischen ihnen.

Sara hatte die eigennützige Angewohnheit, sich zucker-süß zu verhalten, wenn sie etwas von einem wollte. War dies nicht der Fall, ignorierte sie Leute wie Mira schlichtweg oder warf ihnen abschätzige Blicke zu.

Anfangs hatte ihr diese Behandlung sehr zugesetzt und ihr Selbstvertrauen war auf die Größe einer Walnuss geschrumpft. So war es Mira wenigstens vorgekommen. Schließlich hatte sie diese Situation nicht mehr ausgehalten und sich Hannah anvertraut. Warum sie das nicht schon viel früher getan hatte, war ihr heute ein Rätsel, aber besser spät als nie. Danach hatte sich die Lage wieder wesentlich ent-

schärft, und mittlerweile war ihr Saras Meinung über sie schlichtweg egal.

Als sie gerade dabei war, in ihrem Rucksack nach ihrem Heft zu wühlen, blitzten vor ihrem inneren Auge auf einmal die bemerkenswerten und durchdringenden Augen Aschenputtels auf. Nur für den Bruchteil einer Sekunde zwar, aber es reichte, um sie entsetzt von ihrem eigentlichen Vorhaben abzubringen. Der Ausdruck, den die Augen ihr vermittelt hatten, war tief traurig gewesen und hatte sie auf eine unerwartete Weise erschüttert.

Schon wieder hatte sie einen Kloß im Hals. Was für ein verdrehter Geburtstag!

Das Gerede über Analysen von fiktionalen Texten kam ihr heute einfach nur zäh vor. Zäh wie das Knetradiergummi, mit dem sie die ganze Stunde über geistesabwesend herumspielte.

Die Klingel, die schließlich das Ende der zweiten Stunde ankündigte, war wie Musik in Miras Ohren. Sie wollte noch einen letzten Versuch wagen und in der Schulbibliothek nach einem Märchenbuch suchen. Um nicht unnötig die Pferde scheu zu machen, schickte sie Hannah mit dem Vorwand, noch schnell aufs Klo zu gehen, schon mal in die Pausenhalle vor.

Die Bibliothek war angenehm leer und Mira konnte ungestört zwischen den gut gefüllten Regalen hindurchlaufen und nach ihrem Zielobjekt Ausschau halten.

Zwischen »The Great Gatsby« und der »Harry Potter«-Reihe wurde sie schließlich fündig.

Die Schulausgabe von Grimms Märchen war nicht annähernd so schön wie die in Hannahs Second-Hand-Laden, aber erfüllte ihren Zweck ebenso.

Das Märchen von »Aschenputtel« stand gleich nach »Allerleirau« ganz vorne im Buch, wie sie mit einem Blick ins Inhaltsverzeichnis feststellte.

Sie atmete tief ein und schlug die entsprechende Seite auf. Ihre Hände zitterten leicht und sie bemerkte, dass auch ihr Herz aufgeregter schlug, als sie zum Ende der Geschichte blätterte.

Die Stiefmutter kannte jedoch noch immer kein Ende ihrer Gier und vergiftete den geliebten Königssohn, um alleine über sein Reich zu herrschen. Daraufhin versank Aschenputtel in großem Kummer und starb wenige Tage später an gebrochenem Herzen. Eine dunkle Zeit des Leides begann unter der Regentschaft der drei hinterlistigen Frauen.

Damit war ihre Hoffnung, dass es sich um irgendeinen doofen Scherz oder einen Irrtum handelte, endgültig erloschen.

Mira hielt das Buch noch einige Sekunden in der Hand, als würden sich die kleinen schwarzen Buchstaben von selbst verändern, wenn man nur lange genug darauf warten würde. Schließlich platzierte sie es unverrichteter Dinge wieder im Regal und verließ die Bibliothek.

Ihr Mund fühlte sich merkwürdig trocken an und auf den Handflächen ihrer immer noch zittrigen Hände hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet.

Sie nutzte den kurzen Weg nach draußen zum Nachdenken, warum es ihr nicht einfach egal war. Dann hatte das Mädchen aus ihrem Traum eben ein trauriges Schicksal. Es war doch nur ein einziges, verdammtes Märchen. Die Welt schien es ja auch nicht groß zu kümmern, warum also sie?

Vergeblich. Wenn es nicht die Unsicherheit tat, was denn bitteschön mit ihr anders war, dann brachte sie spätestens ihr nagendes schlechtes Gewissen zu dem Entschluss, dass es ihr eben nicht egal sein konnte. Sie fühlte sich verantwortlich für das Mädchen mit den durchdringenden Augen und was mit ihr geschehen war. Sie hatte den Stein ja erst ins Rollen gebracht,

indem sie mit den quasi geklauten Schuhen von Aschenputtels Stiefschwester auf der Treppe kleben geblieben war.

So ein verdammter Mist! Am liebsten hätte sie die ganze Welt verflucht. Aber es half alles nichts. Auf dem Pausenhof stand Hannah, sie hatte Geburtstag und sie würde einen Teufel tun, ihrer Freundin davon zu erzählen. Damit musste sie jetzt alleine fertig werden. Sie setzte also ihr Es-ist-alles-gut-Lächeln auf und trat durch die große Glastür nach draußen ins frühlingshaften Sonnenlicht.

»Da bist du ja!«, begrüßte sie Hannah erfreut.

»Auf der Toilette war mal wieder eine Schlange«, log Mira, ohne mit der Wimper zu zucken.

Es war zwar nichts, worauf sie stolz sein konnte, aber im Lügen war sie ziemlich gut. Normalerweise tat sie es nur selten und schon gar nicht Hannah gegenüber, aber in diesem Fall musste die Ausnahme sein.



Nachdem Mira in der darauffolgenden Stunde noch viel über die verwirrende Situation nachgedacht hatte, war sie schließlich zu dem Entschluss gekommen, dass es jetzt gerade keinen Sinn hatte, das Ganze wieder und wieder durchzukauen. Stattdessen schob sie die Gedanken daran beiseite mit dem Vorsatz, dass sie heute Nacht versuchen würde, erneut im Traum in die Geschichte einzugreifen. Es erleichterte sie ungemein, sich etwas abzulenken und ihren Geburtstag zu genießen. So war es ja auch geplant gewesen.

Die Doppelstunde Geschichte verging nach vier zähen Unterrichtsstunden wie im Flug. Vielleicht lag es daran, dass die fünfte und sechste Stunde bereits das Ende des Schultages bedeuteten und der Nachmittag schon in der Luft lag.

Vielleicht aber auch einfach, weil sich ihre Stimmung gebessert hatte und sie dem Unterricht mehr Interesse schenkte.

Es war ihr schon öfter aufgefallen, dass sie sich manchmal sogar richtig auf ein bestimmtes Fach freute, wenn sie sich in diesem einige Zeit über etwas mehr reingehängt hatte. Zur Schule gehen musste sie ja sowieso, da konnte sie wenigstens das Beste für sich daraus machen.

Hannah hatte ihren Stimmungsumschwung offenbar auch wahrgenommen. Sie verfiel in ihre übliche Redseligkeit und brachte Mira auf den neusten Stand ihrer Beziehung mit Timo aus dem zwölften Jahrgang. Die zwei hatten sich beim Frühjahrsball vor einem Jahr kennengelernt und waren kurz danach zusammengekommen.

Im Umgang mit Jungs waren die beiden Freundinnen wie Tag und Nacht. Hannah ließ nur selten eine Gelegenheit sausen, mit einem Jungen ihres Geschmacks zu flirten, während Mira mit jeglichem Liebeskram, außer wenn es um andere ging, lieber nichts am Hut haben wollte.

Seit Jahren sagte ihr Hannah schon, dass sich das bestimmt bald ändern würde und dass sie einfach noch auf den Richtigen warte. Bisher hatte sich aber noch nichts an ihrer Einstellung verändert.

Wenn dieses Thema in Hörweite ihrer Mutter zum Gespräch kam, pflichtete diese Hannah jedes Mal eifrig bei, beschwichtigte aber gleichzeitig mit Aussagen wie:

»In der elften hatte ich zwar auch schon einen Freund, aber ich kenne sehr viele Mädchen, die sich damit bis zum Studium Zeit gelassen haben«, war dann eine ihrer Aussagen.

Die anderen schien ihr Liebesleben erstaunlicherweise mehr zu interessieren als Mira selbst. Möglicherweise eine Frage des Typs.

An diesem Nachmittag kam das Thema aber nicht erneut auf. *Zum Glück!*, dachte Mira. Stattdessen hatten die beiden eine Menge Spaß zusammen.

Hannah blieb noch bis spät abends und nachdem sie sich verabschiedet hatten, fühlte sich Miras Bauch erschöpft vom vielen Lachen an. Bestimmt würde sie einen Lachkrampf-Muskelkater bekommen.

Der Nachmittag war so schön gewesen, dass ihr merkwürdiger Traum und das veränderte Märchen völlig aus ihren Gedanken verschwunden waren. Erst als sie sich vor dem Schlafen noch einmal in Ruhe ihre Geschenke angucken wollte, zog Franzis Brief ihre Aufmerksamkeit auf sich und holte ihr Problem mit einem erbarmungslosen Schlag wieder zurück.

Sie würde den Brief nicht einmal beantworten können, wenn ihr nicht schnell eine Lösung einfiel.

Das Einfachste erschien ihr im Moment, diese Nacht zu versuchen, in ihren Traum zurückzukehren oder an der Stelle weiter zu träumen, an der sie beim letzten Mal aufgewacht war.

Sie verabschiedete sich also von ihren verwunderten Eltern, die nicht mit einem so plötzlichen Ende des Abends gerechnet hatten, und ging auf ihr Zimmer.

So einfach, wie sie sich das vorgestellt hatte, ging es dann aber doch nicht. Sie bemerkte schon bald, dass es nicht ausreicht, wenn sie ihre schwirrenden Gedanken ausschließlich um die Märchenwelt kreisen lassen konnte und so drehte sie sich von einer Seite auf die andere und immer so weiter.

Nach dem gefühlt dreihundertsten Mal merkte sie endlich, wie sie langsam in den Schlaf hinüberglied.

Donnerstag

»Mom, haben wir dieses große Märchenbuch noch, das in der letzten Lieferung dabei gewesen ist? Das mit der Rose drauf«, begrüßte Hannah ihre Mutter am Donnerstagmorgen im Esszimmer der Familie Krönke.

»Guten Morgen, hast du gut geschlafen? Ich auf jeden Fall schon, danke auch der Nachfrage«, entgegnete ihre Mutter gespielt empört und mit einem leichten Unterton, der Hannah an eine Lehrerin erinnerte.

»Hab ich doch gerne gefragt«, entgegnete sie frech mit einem Augenzwinkern. »Mira wollte das mit dem Buch wissen.«

»Na, wenn das so ist, werde ich gleich mal in meinem Kasenbuch nachsehen. Mir war so, als hätte ich es gestern verkauft, aber sicher bin ich mir nicht. Du weißt ja: Eine alte Frau funktioniert nur noch mit Kaffee richtig.«

In Hannahs Augen war ihre Mutter keineswegs eine alte Frau, aber Frau Krönke bezeichnete sich selbst scherzhaft gerne so.

Sie verschwand im Nebenzimmer, in dem sie die Buchhaltung machte und ein paar Akten aufbewahrte.

Hannah nutzte die Zeit, um sich einmal ausgiebig zu recken und zu strecken. Die Nacht war kürzer gewesen, als sie geplant hatte. Gegen halb elf war sie wieder zuhause gewesen, aber kaum in ihrem Zimmer angekommen, hatte Timo sie auch schon angerufen. Danach hatten sie dann noch zwei Stunden telefoniert und gemeinsam von einer romantischen Auszeit im Sommer geträumt. Wenn sie mit ihrem Freund sprach, verlor sie jegliches Zeitgefühl und war einfach nur noch glücklich.

Die zwei Stunden verpassten Schlafs ersetzen konnte das aber auch nicht. Ihre Mutter steckte den Kopf wieder durch die Tür.

»Schatz? Ich habe das Buch gestern an eine alte Lady verkauft, die es ihrem Enkel schenken wollte.«

»Schade, aber danke. Ich glaube, Mira hat es ziemlich gut gefallen.«

»Tut mir leid. Ich kann ja Bescheid sagen, wenn ich noch mal so etwas entdecke.«

»Macht ja auch nichts. Ich schreibe ihr mal eben.«

Elegant zog Hannah ihr Smartphone aus der hinteren Hosentasche, in der sie es meistens herumtrug. Anfangs war ihr das Gewicht ungewohnt vorgekommen, aber mittlerweile vergaß sie sogar manchmal, dass sie es bei sich hatte und suchte dann irgendwo anders danach. Bevor sie es entsperrte, strich sie mit den Fingern zärtlich über die glatte Oberfläche ihrer Hülle. Timo hatte sie ihr zum Valentinstag geschenkt und sie war mit einem Bild von beiden gemeinsam draußen im Wald hinter ihrem Haus bedruckt. Es war letzten Herbst entstanden, als sie zu ihrem sechsmonatigen Jubiläum ein Picknick gemacht hatten. Kaum zu glauben, dass das schon wieder über ein halbes Jahr her war. Sie war froh, dass die Initiative bei so etwas nicht nur von ihr ausging, sondern dass auch er sie gelegentlich überraschte. Vor einigen Wochen hatte er es besonders gut gemeint und sie mit einem romantischen Lied auf der Ukulele wecken wollen, als sie bei ihm übernachtet hatte. Die Aktion hatte allerdings nicht ganz ihren gewünschten Effekt erzielt, denn die hellen Zupfgeräusche beim Aufwachen hatten Hannah halb zu Tode erschreckt. Schlussendlich mussten sie aber beide darüber lachen.

Hannah drehte das Handy wieder mit dem Display zu sich und schrieb Mira, was ihre Mutter ihr gesagt hatte. Noch bevor sie den Chat wieder verlassen konnte, war ihre Freundin auch schon online. Hatte sie etwa auf eine Antwort gewartet? Es konnte sich aber auch genauso gut um bloßen Zufall handeln.

Zurück kam jedenfalls nur ein wenig sagendes »Oh, okay«.



Enttäuscht warf Mira ihr Handy hinter sich auf ihr Bett und stützte den Kopf auf die Hände.

Einen kurzen Moment lang hatte sie das Gefühl gehabt, endlich eine Idee zu haben. Es war wie eine beruhigende Blase, die sie vor dem Schlamassel schützte und in der sie sich leicht und unbeschwert fühlte. Nun hatte Hannah mit ihrer Antwort eine Nadel in diese Blase gesteckt und sie ruckartig zerplatzen lassen. Ihre Freundin konnte natürlich nichts dafür und hatte keine Ahnung, was das Buch für Mira bedeuten könnte.

Vielleicht war das alles leichter zu verstehen, wenn sie noch einmal von vorne anfing.

Sie war heute Morgen schon vor ihrem Wecker von einem Albtraum aufgewacht. Aschenputtel hatte in einem grob ausgearbeiteten, klaffenden Loch gelegen und Blut war in ihrem Gesicht gewesen. Sie wollte sich zu ihr hinunterbeugen, aber plötzlich war die Erde unter ihren Füßen weggerutscht und sie wurde vom Boden verschluckt. Sie war durch die pechschwarze, einengende Finsternis der Nacht gefallen. Mira hatte wie wild um sich geschlagen und um Hilfe gerufen, aber ihre Stimme war nur wie ein Echo wieder bei ihr selbst angekommen, verzerrt und fremd.

Auf einmal hatte sie etwas an ihrem linken Arm getroffen und sie war abrupt aufgewacht, nur um festzustellen, dass ihr linker Arm tatsächlich weh tat und sie ihre Bettdecke von sich gestrampelt hatte. Nach einem Augenblick der Besinnung war ihr das Märchenbuch wieder eingefallen und sie hatte es leicht panisch zu sich geholt.

Nun lag es vernachlässigt auf ihrem Teppich und schien ihr permanent ins Gedächtnis rufen zu wollen, dass sie keinen Erfolg gehabt hatte; dass die Geschichte noch immer in einer Tragödie endete.

Frustriert war Mira sich durch die verwuschelten Haare gefahren und hatte dabei ein unangenehmes Ziehen in ihrem Daumen verspürt.

Die Schnittstelle, die sie sich beim Bücher sortieren bei Hannah zugezogen hatte, war wieder aufgerissen und hatte leicht angefangen zu bluten. Sie spürte schon die Wut in sich aufkeimen, als sich plötzlich ganz deutlich eine Möglichkeit vor ihr abzeichnete.

Der Schnitt, genau als sie das Märchen von Aschenputtel aufgeschlagen hatte, ihre Müdigkeit danach, der Traum von eben diesem Märchen – alles passte ins Bild. Sie hatte im Prinzip selbst dafür gesorgt, dass sie in das Märchen eingetaucht war. Und wenn es einmal so gekommen war, was sprach dagegen, alles absichtlich einfach zu wiederholen?

Dummerweise sprach eben doch etwas dagegen. Etwas, womit Mira überhaupt nicht gerechnet hatte. Sie war wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass sich das Buch bei Frau Krönke im Laden befinden würde und für sie problemlos zu erreichen wäre. Wie hätte sie auch ahnen können, dass sich so schnell ein Käufer für den eindeutig gebrauchten Einband finden würde?

Nachdenklich drehte sie die kleine Perle zwischen ihren Fingern herum. Seitdem sie sie gefunden hatte, trug sie die Perle immer bei sich. Sie war der Beweis, dass sie sich nicht alles bloß eingebildet hatte. Eine Art Absicherung. Außerdem beruhigte es Mira, mit dem kleinen Gegenstand herumzuspielen.

Innerlich versuchte sie, ein bisschen Ordnung im Chaos ihrer Gedanken und Emotionen zu schaffen, indem sie sorgsam einen Bereich in ihrem »Gedächtnispalast« dafür auswählte.

Diese Methode des Erinnerns verwendete sie schon seit ein paar Jahren und war überrascht von ihrer Effizienz gewesen.

Auf die Idee gebracht hatte sie Sherlock Holmes mit seinem genialen Gedächtnis. Sie hatte es anfangs für ein aus-

gedachtes Detail gehalten, eine Spielerei, die in Wirklichkeit keine Anwendung finden würde. Umso erstaunter war sie gewesen, als Kristins Vater, der ständig Artikel über wissenschaftliche Methoden und Phänomene verschlang, sie eines Besseren belehrt hatte.

Auf einmal hatte sich ein Pfad voller faszinierender Möglichkeiten vor den Mädchen aufgetan. Mit so einem Gedankenkonstrukt würde die Schule ein Klacks sein, hatten sie sich gedacht.

Ganz so perfekt funktioniert hatte diese Methode dann doch nicht und das Fundament bildete wieder einmal diszipliniertes und strukturiertes Üben. Daran scheiterte es bei ihr manchmal, denn oft dachte sie erst in Momenten an ihren Vorsatz, regelmäßig zu üben, wenn es gerade überhaupt nicht passte. Und später vergaß sie es dann meistens.

Nichtsdestotrotz war ihr auch mit nur mäßiger Hartnäckigkeit schon ein spürbarer Fortschritt gelungen.

Sie versuchte auf diese Weise, besonders die Inhalte von Büchern oder Filmen »abzuspeichern«. Ein kleiner Raum mit schachbrettartigen, schwarz-weißen Fliesen und jeder Menge kleiner Türen half ihr beispielsweise, sich an ihre Lieblingszitate aus »Alice im Wunderland« zu erinnern.

Für ihre aktuellen Gedanken rund um Aschenputtel schien ihr ein Zimmer wie ein Ausstellungsraum mit einer langen Holztafel in der Mitte eine gute Wahl. Auf der glatten Tischplatte drapierte sie anschließend Gegenstände, die mit einer Erinnerung aus den Träumen verknüpft waren. Eine Mohnblume – denn es war ein Montag gewesen –, das Märchenbuch mit der betreffenden Geschichte aufgeschlagen, der silberne Schuh, die Perle und vieles mehr. Betrachtete sie die Gegenstände aus einem gewissen Abstand, kam sie immer wieder aufs Neue zu ihrer alten Theorie – dem Märchenbuch als einzig erkennbarer Verbindung zwischen den Welten.

Das brummende Vibrieren ihres Handys ließ die Wände ihres Gedächtnispalasts schließlich abrupt verblassen und mit denen ihres Zimmers eins werden. Hannah hatte noch eine zweite Nachricht geschickt.

»Good News! Hab dein Buch gerade auf eBay entdeckt. Link kommt gleich ...«

Diese Möglichkeit war ihr noch gar nicht in den Sinn gekommen.

Warum auch? Zu neunundneunzig Prozent handelte es sich ja doch nicht genau um das Buch und half ihr genauso wenig, wie ihre eigene Märchensammlung zuhause. An der hatte sie sich nämlich schon mehrfach geschnitten – vor allem früher, als sie mit Franzi darin geblättert hatte –, aber ohne die geringste Wirkung zu verspüren. Es musste speziell an dieser Ausgabe gelegen haben oder sie war komplett auf dem falschen Pfad.

Ein erneutes Vibrieren. Der Link, wie angekündigt.

Er leitete sie direkt weiter auf ein Angebot mit einer Produktbeschreibung und – was sie eigentlich interessierte – einem Foto. Die Qualität war schlecht und das Cover ungleichmäßig, wie ein Leopardmuster beleuchtet. Dennoch erkannte sie es sofort wieder. Goldene Schrift, die Treppe, die Rose – alles passte. Jetzt war nur noch die Frage, ob es vielleicht ein anderes Exemplar war. Wenn es tatsächlich am Dienstag erst verkauft worden war, dann betrachtete sie trotz des passenden Datums, an dem die Anzeige eingestellt wurde, mit großer Wahrscheinlichkeit gerade nicht das, was sie suchte. Sie schloss die Augen. Für so etwas fand sie möglicherweise in ihrem Gedankenpalast einen Hinweis.

So, wie sie es auch bei Hannah getan hatte, drehte sie den dicken, gebundenen Einband gedanklich in ihren Händen. Ergebnislos.

Als sie ihn jedoch öffnete, blickte sie erneut auf die zarte Zeichnung eines Schlosses. Es war das Schloss des Prinzen

aus ihrem Traum, aber erst jetzt fiel ihr der Zusammenhang auf. Eine Idee reifte in ihr heran. Was, wenn sie sich interessiert zeigte und den Verkäufer um ein Foto der ersten Seite bat. Als Überprüfung sozusagen, dass der Zustand des angebotenen Artikels nicht völlig zu wünschen übrigließ.

Schnell loggte sie sich ein. Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass sie kaum mehr als eine Viertelstunde übrig hatte, um sich für die Schule fertig zu machen. Das Frühstück würde wohl oder übel auf der Strecke bleiben müssen.

Während sie sich im Bad die Zähne putzte, tippte sie eine Nachricht an den Verkäufer, einen gewissen I.zeus, von dem sie vermutete, dass es sich um einen Mann handelte und entdeckte dabei noch einen Vermerk, den sie bis jetzt übersehen hatte. Selbstabholung in Lübeck.

Wenn das mal kein Zufall war. Hannah und sie hatten sich noch nicht für ein Ziel am Wochenende entscheiden können. Wie es aussah, wäre Lübeck aber die perfekte Chance, möglichst schnell an das Buch heranzukommen. In der Post konnte so etwas ja schon mal dauern oder irgendwo verschollen gehen.

Bei dem Versuch, sich wieder abzumelden – eine schwierige Angelegenheit mit nur einer freien Hand und zu kurzen Fingern, um den entsprechenden Button zu erreichen – rutschte ihr das Gerät aus der Hand und landete mit einem dumpfen Klunk! auf dem blauen Teppich vor dem Waschbecken. Glück gehabt. Ein Spider-Web-Display war das letzte, was sie gebrauchen konnte, aber die Panzerglasfolie hatte ihren Teil geleistet.

Ebay war immer noch geöffnet und überrascht stellte sie fest, dass I.zeus ihr bereits geantwortet hatte. Dabei waren gerade einmal zwei oder drei Minuten vergangen.

Ebenso wie das erste Foto, war auch dieses Bild sehr lieblos erstellt worden. Ein Stück des Fußbodens bildete den schlichten Hintergrund und alles war leicht verschwommen.

Dennoch reichte es Mira aus, denn selbst unscharf konnte sie doch klar die Umrisse der Illustration erkennen.

Ihr Herz pochte aufgeregter in ihrer Brust und die Zahnbürste, die noch immer aus ihrem Mund ragte, hing vollkommen vergessen in der Luft.

Zwei Tage, dann würde sie es wieder in ihren Händen halten und dem Albtraum endlich ein Ende setzen. Sie konnte es schon jetzt kaum abwarten.

10.

»Ich dachte, du würdest eher so zwischen Berlin und Hannover schwanken. Meintest du nicht gestern noch, dass du mal wieder Lust auf dieses Café hast, in dem wir auf Klassenfahrt waren? Das in der Nähe vom Alex?«, reagierte Hannah auf Miras plötzliche Entscheidung für Lübeck, die sie ihr auf dem Schulflur vor ihrem Klassenzimmer offenbart hatte.

»Nein. Also ja, schon, aber das kann warten. Lübeck ist mir irgendwie doch lieber.«

Sie hatte den wahren Beweggrund für ihre Entscheidung bewusst für sich behalten. Grundsätzlich konnte sie mit Hannah wirklich über alles reden, aber sie hatte einfach das Gefühl, diese Märchensache ging niemanden sonst etwas an. Wer würde der Geschichte auch Glauben schenken? Es lag allein an ihr und es hörte sich schon für sie merkwürdig genug an. Da brauchte sie es nicht auch noch anderen zu erzählen.

»Ehrlich gesagt habe ich beim Stöbern auf Instagram gestern entdeckt, dass GAP in Berlin nur diesen Samstag so eine Aktion mit super günstigen Sommersachen macht, an der ich echt Interesse hätte«, sagte Hannah und ihr Gesichtsausdruck verriet, dass die Wahl eines Ziels für Samstag auch für sie bereits gefallen war.

»Solche Aktionen gibt es doch immer wieder mal und wir können ja demnächst eine Tour durch Hamburg machen«, schlug Mira so überzeugend und zuvorkommend wie möglich vor.

Bitte, bitte lass sie darauf eingehen, bettelte sie im Stillen.

»Was ist denn gerade dieses Wochenende an Lübeck so toll?«, konterte Hannah und versuchte damit genau wie ihre Freundin, ihren Wunsch durchzusetzen. Sie konnten beide solche Sturköpfe sein!

»Ähm ...«, fing Mira an. Sie hatte nicht mit einem Problem gerechnet und sich folglich auch keine Argumente zurechtgelegt.

»Das Wetter soll super schön werden und wir könnten eine Tour mit dem Boot auf der Trave machen oder sogar mit dem Zug ein Stück weiter bis nach Travemünde an die Ostsee fahren.«

»Nicht gerade sehr überzeugend! Please, lass uns einfach das nächste Mal nach Lübeck fahren.«

Auch wenn ihre Freundin das gar nicht unhöflich oder genervt gesagt hatte, bahnte sich in Mira langsam Wut an. Sie musste das Buch abholen. Unbedingt. Warum stellte sich Hannah gerade jetzt, wo sie ihren Wunsch geäußert hatte, auf einmal so quer?

Im Grunde genommen, war ihr die Antwort bestens von sich selbst bekannt. Manchmal war einem eine Sache eben so lange egal, bis jemand anderes sich für eine Option entschieden hatte. Erst ab diesem Moment war es einem auf einmal ungeheuer wichtig, dass es gerade eine andere Option sein sollte. Das wahrscheinlich häufigste Beispiel dafür war die Filmauswahl für einen gemeinsamen Familienabend. Vier Filme wurden vorgeschlagen. Alle sagten zu, dass sie mit jedem davon zufrieden wären. Aber wenn jemand dann eine Entscheidung traf, war gerade dieser Film plötzlich am wenigsten interessant. Genau so ging es Hannah womöglich auch gerade. Und das nervte Mira unerwartet und mit einer Heftigkeit, die im Nachhinein betrachtet vielleicht völlig überdimensioniert war.

»Muss es denn immer nach deiner Nase gehen?«, fragte sie gereizt. Hannah zog eine Augenbraue hoch und sah sie mit einem Blick an, der soviel aussagte wie »Was hast du denn jetzt auf einmal für ein Problem?«

»Also erstens habe ich dich nur gefragt und wusste nicht, dass Berlin zu deinem absoluten No-Go mutiert ist, und

zweitens geht es natürlich nicht immer nach meiner Nase. Wer hat sich denn beim letzten Kinobesuch mit seiner Meinung durchgesetzt?«, entgegnete sie nun auch etwas angespannter. Gut, dass außer ihnen bisher kaum jemand auf dem Flur wartete.

»Den Film wollten wir doch sowieso beide sehen«, verteidigte sich Mira und entschied sich spontan dafür, es mit einem Teil ihres tatsächlichen Beweggrundes zu probieren. »Ich muss außerdem noch was abholen, das wirklich wichtig ist.«

Mit der darauffolgenden Reaktion hatte sie allerdings nicht gerechnet. Hannah verdrehte die Augen und stieß ein künstliches Lachen aus.

»Wegen diesem ollen Buch? Du hast doch schon ein Märchenbuch. Hätte ich dich bloß nicht auf diese Anzeige aufmerksam gemacht.«

»Tja, hast du aber!«, sagte Mira geladen und griff nach ihrer Schultasche. Zu spät dachte sie daran, dass der Raum ja noch immer abgeschlossen war und wäre beinahe gegen die Tür gelaufen. Sich über ihre eigene Dummheit und den unnötigen Streit ärgernd versuchte sie, wenigstens einen Teil ihrer Würde zu retten, indem sie in Richtung der Toiletten davoneilte.

Kaum war sie um die nächste Ecke gebogen, da bereute sie ihren kleinen Ausbruch auch schon wieder. Die Auseinandersetzung hätte nicht sein müssen, und irgendwie war Mira durch ihre Vehemenz ja selbst daran schuld. Wofür tat sie das eigentlich überhaupt alles? Wegen eines Buchs mit magischen Eigenschaften? Sie war sich jetzt jedenfalls alles andere als sicher, auf dem richtigen Pfad zu sein. Trotzdem hatten sie die Worte ihrer Freundin – die diese logischerweise aus einem Verteidigungsmechanismus heraus gesagt hatte – stärker getroffen, als sie gedacht hätte.

War sie wirklich so dominant und wollte immer ihren eigenen Kopf durchsetzen? Schwer zu sagen.

Überhaupt hatte sie manchmal das Gefühl, neben sich zu stehen. Keine Seltenheit für eine Jugendliche, aber als herrisch oder egoistisch hatte sie sich bisher noch nicht wahrgenommen.

Vielleicht war es tatsächlich im Zweifel sie, die irgendwelche Entscheidungen traf, aber dann hauptsächlich, weil Hannah nicht sonderlich entscheidungsfreudig war und irgendjemand schließlich festlegen musste, was nun Sache war.

In Gedanken versunken war Mira längst an den Toiletten vorbeigelaufen und steuerte geradewegs auf den Innenhof im Erdgeschoss zu, als sie von der Seite her ihren Namen hörte.

»Ey, Mira! Ist Hannah gar nicht bei dir?«, fragte Timo, Hannahs Freund, der sich aus seiner Freundesgruppe löste und zu ihr herüberschlenderte.

»Offensichtlich nicht«, antwortete sie bissig und hätte sich im nächsten Moment am liebsten kräftig dafür auf die Zunge gebissen. Timo war nett, sehr nett sogar und konnte wirklich nichts von dem vorausgegangenen Gespräch mit ihrer Freundin wissen. Ihn einfach so grundlos anzumotzen, war absolut nicht fair.

Schulterzuckend hob er beide Hände in die Luft, wie jemand der zeigen wollte, dass er ohne böse Absichten gekommen war.

»Kannst du ihr dann bitte etwas von mir ausrichten?«

»Ja, kann ich machen«, sagte Mira dieses Mal freundlicher und schon fast entschuldigend.

»Ich habe gerade 'ne Mail bekommen, dass mein DJ-Meeting um zwei Wochen nach hinten verschoben worden ist. Ich komme also doch nicht mit euch mit.«

Jetzt war es an Mira, verwirrt zu sein. Wovon zum Teufel redete er? Um sich nicht die Blöße vor ihm zu geben, überspielte sie ihre Ahnungslosigkeit.

»Jo, mach ich«, erwiderte sie schon halb im Weggehen und mit leichter Verärgerung.

Lag es eigentlich daran, dass Timo älter war – oder ein Junge –, dass sie sich mit ihm oft ganz anders als mit ihren Freundinnen oder ihrer Familie unterhielt? Der beiläufige Tonfall, die lässigen Ausdrücke – so redete sie sonst selten mit jemandem. Fast, als würde sie in eine andere Rolle schlüpfen, ein zweites Ich. Wenn sie ehrlich war, dann gefiel ihr diese Veränderung sogar ziemlich gut. Gar nicht so sehr die Person, die sie dann vorgab zu sein, sondern vielmehr die Möglichkeit, sich auszuprobieren. Mal etwas anders zu machen und dadurch zu Leuten Kontakt aufzubauen, mit denen sie sonst nicht viel am Hut hatte.

Für Mira war diese Art jedoch nichts weiter als Spielerei – eine Imitation –, aber für Luna bedeutete sie Identität.

Ihre kleine Schwester, die eigentlich gar nicht mehr so klein war, fühlte sich gerade unter diesen »coolen« Jugendlichen besonders wohl. Das merkte man vor allem daran, dass sie von sich schnell auf ein übergeordnetes »Wir« zu kommen pflegte und sich damit als Vertreterin einer Gruppe sah, zu der ihre Schwester Mira sichtlich nicht gehörte. Von diesem Standpunkt aus betrachtet war Mira also in ihrer aufgesetzten Rolle im Gespräch mit Leuten wie Timo nichts weiter als eine Außenstehende, eine Schauspielerin.

Während sie über all das nachdachte, überquerte sie in zügigen Schritten den Innenhof, um auf der anderen Seite über die Treppe zurück nach oben zum Klassenraum zu gelangen. Schließlich konnte sie Hannah ja nicht aus dem Weg gehen, indem sie den Unterricht schwänzte und sich selbst damit in viel ernstere Schwierigkeiten brachte.

Kurz vor der Glastür, die sie wieder in den nüchternen Bau ihrer Schule führen würde, passierten zwei Dinge gleichzeitig, die dafür sorgten, dass sie es dann doch nicht mehr in die erste Stunde schaffte. Das Erste ließ sie innehalten, aber es war das Zweite, was ihr nicht mehr aus dem Kopf gehen

sollte und selbst die Märchenwelt für ein paar Stunden in den Hintergrund beförderte.

Sie wollte gerade die Hand nach der Türklinke ausstrecken, da sah sie in der Spiegelung der Glasscheibe wieder diese magnetisch anziehenden, blauen Augen. Hastig drehte sie sich um, halb hoffend, halb fürchtend, die zierliche Gestalt von Aschenputtel in diesem unpassenden Umfeld zu sehen, aber was sie sah, brachte ihre Gedanken nun vollends durcheinander.

Auf der Holzbank, direkt an der von Mira am weitesten entfernten Wand, die schon halb von einem wuchernden Kirschlorbeerbusch verdeckt wurde, lag etwas Blaues zusammengekauert. Für den Bruchteil einer Sekunde wusste sie nicht ganz, worum es sich handelte, aber wie durch Zufall bewegte sich das Blau auf ihren Blick hin und entpuppte sich als ein Mädchen. Sofort begrub es ihr Gesicht wieder in seinen Ärmeln, aber der Moment hatte für Mira gereicht, um ein paar Dinge festzustellen: Es war nicht irgendein Mädchen, denn das hätte Mira nicht so aufgewühlt, sondern ein Mädchen, das sie kannte – und dieses Mädchen weinte.

Es war kein lautes, hysterisches Weinen, wie manche ihrer Klassenkameradinnen es von sich gaben, wenn sie sich in einer besonders hormongesteuerten Phase befanden. Sonst hätte Mira sie auch bereits beim Überqueren des Hofes bemerkt. Es war ein stilles Tränenvergießen, hauptsächlich wahrnehmbar durch das starke Zucken der Schultern.

Aber auch das war nicht das Eigentliche, was Mira wie eine Ladung Eiswasser ins Gesicht traf und ihr kalt den Rücken herunterlief. Es waren die schwarzen Striche, die das blasse und leicht verquollene Gesicht verunstalteten und sich in ihrer Farbe und Härte deutlich von dem zarten Hintergrund abhoben.

Zumindest sah es aus den etwa zwanzig Metern Entfernung so aus, als wären es Striche. Worum es sich tatsächlich handelte, war dagegen noch weitaus verstörender.

Mira ging ein paar Schritte auf das Mädchen zu. Ursprünglich mit dem Gedanken, sie einfach ein bisschen zu trösten. Als die beiden nur noch wenige Meter trennten, tauchte erneut das traurige Gesicht aus dem Blau ihrer Kleidung auf – nur dieses Mal war Mira nah genug, um alles zu erkennen. Die Striche waren nicht einfach nur zusammenhanglose Linien. Es waren Buchstaben. Ein Wort. Dieser Umstand an sich war schon merkwürdig genug, denn wer schrieb sich schon zur Schule etwas mit schwarzem Filzstift oder so auf die Stirn. Leider wurde nur allzu deutlich, dass die Bemalung offensichtlich nicht von ihr selbst stammte und ebenso wenig gewünscht war. Die Botschaft, die die Buchstaben vermittelten, konnte kaum erschreckender sein. Besonders für Mira.

Aschenputtel



Laut im Flur widerhallend ertönte der altmodische Schulgong. Hannah blickte beunruhigt über die Schulter, als sie mit den letzten Ankömmlingen zusammen den Klassenraum betrat. Wo war Mira? Sie kam nie zu spät, wirklich nie. Was das betraf, war sie echt eine kleine Streberin. Ihr Fehlen war also völlig untypisch und bereitete Hannah Sorgen. Sie hatten heute keinen sonderlich guten Start gehabt, und einen großen Anteil daran schrieb sie sich leider selbst zu. Sie wollte unbedingt nach Berlin, aber nicht ganz aus dem Grund, den sie Mira genannt hatte. Timo war am Samstag ebenfalls in Berlin und würde zeitlich genau wie sie hin- und zurückfahren müssen. Es bot sich also an, gemeinsam hinzufahren. Die Rückfahrt würde allerdings etwas anders als geplant ablaufen. Timo hatte die Idee gehabt – und sie war hellauf begeistert gewesen –, dass sie sich für eine Nacht ein Hotelzimmer zu zweit nehmen könnten. Nur sie beide – ohne Eltern, Geschwister oder sonst irgendwen. Sie waren noch nicht richtig dazu gekommen, ihr einjähriges Jubiläum zu feiern und würden auf diese Weise etwas ganz Besonderes unternehmen. Im Rausch ihrer Begeisterung hatte sie sofort zugesagt und erst im Nachhinein ein wenig Gewissensbisse wegen Mira bekommen. Wenn sie in Berlin blieb, musste ihre Freundin alleine zurückfahren. Genau aus diesem Grund war ihr Plan gewesen, zuerst Berlin als attraktives Ziel zu präsentieren und dann im Anschluss auf die Sache mit Timo zu sprechen zu kommen. Ein für ihren Geschmack etwas hinterlistiger Plan, aber immer noch der sanfteste. Nach der Aktion heute Morgen konnte sie ihn aber vorerst vergessen. Wenn sie nicht beide einen großen Schritt aufeinander zu machten, drohte mehr als nur ihre Übernachtung ins Wasser zu fallen.

»Hopp, hopp! Nicht so schläfrig, bitte. Ich möchte pünktlich starten«, drang die für eine Frau ungewöhnlich tiefe Stimme ihrer Mathelehrerin zu ihr durch.

Sie war zwar nicht die Letzte, die noch nicht ihre Sachen ausgepackt hatte, aber Frau Krader sah sie mit einem so vorwurfsvollen Blick an, dass Hannah sich beim Kramen in ihrer Tasche verstohlen nach den anderen umsah. Natürlich schenkte ihr niemand sonst auch nur den leisesten Schimmer von Aufmerksamkeit, aber sie legte dennoch einen Zahn zu.

»Guten Morgen, allesamt! Zuerst fürs Klassenbuch: Fehlt heute jemand?«, begann Frau Krader mit ihrem Unterricht.

Zögerlich hob Hannah die Hand. Was sagte sie denn jetzt? Im Prinzip war Mira ja in der Schule. Möglicherweise war sie nochmal aufs Klo gegangen und würde gleich an die Tür klopfen. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass ihre Freundin ausnahmsweise doch mit ihrer Gewohnheit brach und ein paar Stunden sausen ließ, wäre es allerdings besser, gar nicht erst darauf aufmerksam zu machen. Gerade als sie die Hand wieder herunternehmen wollte, wurde sie drangegenommen.

»Ähm ...« Jetzt musste sie doch etwas sagen. »Mira kommt später, glaube ich. Sie war schon da, aber ist dann nochmal irgendwo hingegangen.«

Damit nahm sie nichts vorweg, und Mira musste lediglich eine einigermaßen plausible Erklärung nachliefern.

Frau Krader klappte das Klassenbuch wieder zu, ohne etwas zu notieren und fuhr mit ihrem Programm fort.

Mathe war von vornherein nicht Hannahs Stärke, und sie hatte vor jeder Klausur beinahe vorprogrammiert eine kleine Panikattacke, weil sie bei den Termen, Graphen und Taschenrechnerbefehlen einfach nicht so schnell mitkam. Im Grunde war es jedes Mal Mira, die sie beruhigte, mit ihr lernte und einen großen Anteil an ihren befriedigenden bis guten Noten hatte.

Sie wartete noch zehn Minuten – Frau Krader hatte in der Zwischenzeit munter Potenzfunktionen mit ihren Ableitungen an die Tafel geschrieben – bis sie sich kurz entschuldigte, mit dem Vorwand, auf die Toilette zu müssen. Kein sonderlich ziehendes Argument zu Beginn des Schultages, wo in der Regel jeder gerade erst die Gelegenheit gehabt hatte, aufs Klo zu gehen. Aber verbieten durfte sie es ihr auch nicht.

Sobald die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen war, flitzte Hannah in die Richtung, in der die nächsten Toiletten lagen. Dorthin gehend hatte sie Mira das letzte Mal gesehen. Sie öffnete die Tür, wusste aber sofort, dass ihre Freundin nicht oder nicht mehr da war, da das Licht durch den Bewegungsmelder erst durch sie angeschaltet wurde. Sie verlor nicht viel Zeit und folgte dem Gang entschlossen weiter bis zur Treppe. Dass Mira nach oben gegangen war, hielt sie für relativ unwahrscheinlich. Was sollte sie dort auch machen? Oben lagen nur die Kunsträume, der Chemie- und der Erdkunderaum. Natürlich gab es auch weitere Toiletten, aber die waren meist sehr dreckig und es machte schlichtweg keinen Sinn, sie den näher gelegenen Möglichkeiten vorzuziehen. Also entschied sie sich für den Weg nach unten.

Die Pausenhalle war bis auf den Hausmeister vollkommen leer und auch von der Tasche ihrer Freundin gab es keine Spur. Sie überprüfte zur Sicherheit noch die Badezimmer, die von der Halle abgingen – erfolglos.

Wo konnte sie denn nur hingelaufen sein? Sie hatte doch nicht etwa das Schulgelände verlassen? Langsam wurde die Nummer merkwürdig.

Ihre letzte Idee war die Bücherei, weshalb sie die Tür zum Innenhof aufdrückte und augenblicklich innehielt. Das war doch Miras Stimme, die aus der von einem grünen Busch verdeckten Ecke kam! Sie setzte sich wieder in Bewegung.

»Mira?«, rief Hannah etwas zurückhaltend, für den Fall, dass sie noch sauer auf sie war. Die Stimme verstummte ab-

rupt. Keine Antwort. Unbeirrt ging Hannah weiter auf den Busch zu.

Mira war nicht allein, was Hannah an sich nicht überraschte. Es war eher die Person bei ihr, die sie nicht erwartet hätte.

Nele hieß das Mädchen, und sie ging in Lunas Klasse. Miras Schwester war eine Zeit lang mal ziemlich dicke mit ihr gewesen und praktisch immer, wenn sie selbst bei den Reiters zuhause gewesen war, hatte sie Nele auch dort angetroffen. Im letzten halben Jahr war ihr allerdings keine solche Verabredung aufgefallen. Sie war aber zugegebenermaßen seit ihrer Beziehung mit Timo nicht mehr ganz so oft bei Mira. Zum einen, weil sie sich insgesamt etwas weniger trafen, zum anderen, weil Mira den Second-Hand-Laden mit seiner Büchervielfalt so gerne mochte und sie deswegen meistens zu ihr fuhren.

Unerwartet traf sie allerdings das Bild, das sich ihr bot. Mira saß neben der total fertig aussehenden Nele und rubbelte ihr mit einem Taschentuch über die Stirn. Sie blickte nur einmal kurz über die Schulter zu Hannah.

»Gut, dass du da bist!«

»What's going on here?«, fragte Hannah stirnrunzelnd.

»Das frag mal meine Schwester«, sagte Mira sichtlich angegründelt, während sie weiterhin mit dem Gesicht vor sich beschäftigt war.

»Verstehe ich nicht.«

»Ich auch noch nicht hundertpro, aber sie fühlt sich mit ihrer Gang momentan offenbar super cool und meint deswegen, sich alles erlauben zu können. Die Truppe hat sich Nele gegenüber wirklich unmöglich verhalten und ihr einen blöden Spitznamen ins Gesicht geschmiert.«

Jetzt drehte auch Nele den Kopf zu ihr herüber.

»Bitte erzähl niemandem davon«, flehte sie mit zittriger Stimme und nur einem kurzen Blick, der sich gleich darauf auf den Boden zwischen ihnen richtete.

Jetzt konnte Hannah auch erkennen, dass die schwarzen Reste über Neles Augen noch immer als ein Wort zu entziffern waren.

»Auf gar keinen Fall, keine Sorge!«, versicherte sie ohne zu zögern.

Sichtlich beruhigt nahm die Betroffene eine etwas entspanntere Körperhaltung ein.

»Ich würde eh vorschlagen, dass du für heute erst mal nach Hause gehst und dir Ruhe gönnst. Am besten sprichst du aber auch mit deinen Eltern über das, was passiert ist. Es –«

»Nein, stopp! Meine Eltern sollen nichts mitbekommen!«, unterbrach Nele Mira panisch und sofort schossen ihr wieder Tränen in die Augen.

»Ich kann dich verstehen, wirklich, aber du brauchst bei so etwas so viel Unterstützung wie möglich. Im ersten Moment ist das echt scheiße, aber deine Eltern sind doch auf deiner Seite«, kam Hannah ihrer Freundin zur Hilfe. Sie hatte bewusst von »so etwas« gesprochen, denn sie wusste nicht, wie weit die Sache schon gegangen war und befürchtete, dass es für Nele zu hart wäre, die Tatsachen beim Namen zu nennen: Mobbing.

Das Mädchen fühlte sich eindeutig nicht wohl in ihrer Haut, traute sich aber nicht, den beiden Älteren ihr Herz komplett auszuschütten. Mira war dies offenbar ebenfalls aufgefallen, denn sie hatte Neles Hand genommen und sprach nun mit ganz ruhiger und freundlicher Stimme.

»Auf uns kannst du dich natürlich auch verlassen. Du kannst uns alles erzählen und wir versprechen dir ganz fest, dass weder andere Schüler, noch unsere Eltern und schon gar nicht meine Schwester davon etwas zu hören bekommen werden, wenn du das nicht möchtest. Gibt es denn jemanden, mit dem du sonst noch reden kannst?«

Schweigen. Dann ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln.

»Sollen wir für eine Weile bei dir bleiben?«, bot Hannah an, um die Stille etwas weniger unangenehm zu machen.

Wieder folgte keine verbale Reaktion, doch Nele nickte dieses Mal zaghaft und blickte ganz kurz in Hannahs Richtung, einen Ausdruck der Dankbarkeit auf dem Gesicht.

11.

Louis verbrachte seinen Nachmittag mit einem Kumpel aus der Schule in der Lübecker Innenstadt. Oft lungerten sie einfach nur in Geschäften mit brandneuen Hipster-Schuhen und angesagten Markenklamotten herum und sahen sich Modelle an, die weit über ihrer Preisklasse lagen. Beliebt war auch der kleine asiatische Imbiss am Rande der belebten Altstadtinsel, der von Montag bis Freitag mit frittierten Hähnchenstreifen und fettigen, aber krossen Frühlingsrollen lockte. Dazu konnte man sich seine Cola so oft man wollte nachfüllen und, was einen besonderen Anreiz für die Jungen darstellte: Es gab freies WLAN. Standardmäßig kauerten sie sich also mit ihren Handys an einen der billigen Klappische und versanken in den Tiefen ihrer Spiele.

Für diesen Donnerstag stand allerdings etwas Anderes auf dem Programm. Mit der Aussicht auf ein wenig Verdienst aus seinem eBay-Verkauf konnte Louis sich endlich in die Medienabteilung eines der Kaufhäuser aufmachen, um sich sein lang ersehntes Black Ops 4 zu kaufen. Sein Freund Henry, mit dem er gemeinsam eine beinahe unschlagbare Einheit bei »Call of Duty« bildete, war natürlich sofort dabei gewesen, als er in der Schule von dem zusätzlichen Taschengeld gesprochen hatte.

»Mann, wie haste das denn so schnell geschafft? Für das Wrack würde ich nicht mal 'ne leere Chipstüte opfern«, war seine erstaunte Reaktion auf die Neuigkeit und das Foto gewesen.

»Weiß auch nicht. Muss wohl so Sammlerkram sein«, hatte Louis nur mit den Schultern gezuckt. »Solange es was abwirft ...«

Dass ihn die schnelle Kaufanfrage innerlich dann doch etwas unsicher gemacht hatte, behielt er für sich. Er war genauso überrascht gewesen wie Henry und hatte sich seitdem dauernd gefragt, ob er da einen verborgenen Schatz von sei-

ner Oma bekommen hatte, den er nun zu einem Spottpreis verscherbelte.

Diese Sorge schob er allerdings beim Anblick der zum Bersten mit Videospiele gefüllten Regale freudig zur Seite. Das war es, für das sein Herz wirklich schlug. Umgeben zu sein von Reihen um Reihen, die nur so strotzten vor bunten oder düsteren Covers, hinter denen jeweils eine eigene Welt voll knisternder Spannung steckte. Das Paradies auf Erden! Würde seine Mutter nicht immer so skeptisch dann und wann in sein Zimmer schneien und betont unauffällig fragen, was er denn gerade machen würde, dann gäbe es für ihn nur eine Beschäftigung – spielen.

Trotz der Tatsache, dass er bereits ganz genau wusste, mit welcher Kostbarkeit er den Laden zu verlassen gedachte, ließen sich die Jungen viel Zeit. Sie strichen mit den Fingern über die Plastikhüllen und konnten das Abenteuer dahinter förmlich spüren.

Es dauerte lange, sehr lange, bis sie sich endlich von der farbenfrohen Vielfalt lösen konnten und mit dem einen auserwählten Objekt den Weg zur Kasse einschlugen. Jetzt würde der eigentlich knifflige Teil auf sie zukommen. Die USK-Freigabe war schon immer ein lästiges Hindernis gewesen und die beiden sehnten sich nach ihrer Volljährigkeit, aber bis dahin würde es in Louis' Fall noch ganze vier Jahre und fünf Monate dauern. Da musste man schon mal zu anderen Methoden greifen.

Gefälschte Ausweise kamen nicht in Frage, da die Anschaffung eindeutig zu aufwendig war. Zuerst checkten sie also unauffällig die Kassierer ab. Heute waren nur zwei der vier Kassen besetzt und hinter einer davon saß ein jung aussehender Azubi, den sie beide nicht kannten. Das Risiko, dass der junge Mann sich ganz pflichtbewusst an die Regeln halten würde, konnten sie nicht eingehen. Zu unsicher!

Die zweite Kasse war von einer korpulenten Frau mittleren Alters mit kurzen, rot gefärbten Haaren besetzt. Sie

war Louis und Henry durchaus ein bekanntes Gesicht, wenn auch dummerweise nicht im allzu positiven Sinne. Vor ein paar Wochen hatte sie die Jungs nach einer Stunde ihrer intensiven Inspektion der Gaming-Abteilung von ihrer Lieblingsbeschäftigung abgebracht. Sie war wie aus dem Nichts vor den Beiden aufgetaucht und hatte feindselig die Hände in die breiten Hüften gestemmt.

»So!«, hatte sie mit einer eindeutigen Raucherstimme gesagt, »Jetzt ist aber mal Schluss mit dem Herumlungern! Ich weiß ganz genau, was euch durch eure jugendlichen Köpfe geht. Wenn sie nicht hinsieht, dann kann man ja mal einen Artikel in der Tasche verschwinden lassen.«

Jegliches Gestammel von Louis und Henry war erfolglos gewesen. Als würden ihre Einwände gar nicht existieren, hatte die Frau nur immer wieder wiederholt: »Nicht mit mir, nicht mit mir!« und sie dabei mit ihren fleischigen Armen aus dem Gang geschoben. Das hatte gesessen. Nicht, dass sie nicht schon selbst darüber nachgedacht hatten, etwas mehr, als ihnen ihr Budget erlaubte, mitgehen zu lassen – es war ja schließlich auch zu verlockend –, aber dafür fehlte ihnen dann doch irgendwie der Mumm. Anschließend redeten sie sich immer wieder gegenseitig ein, dass ein Hausverbot ihr Untergang wäre und die Sicherheitsvorkehrungen einfach zu groß waren. Möglicherweise war das auch tatsächlich der Grund dafür, dass sie es nicht taten, denn ein Moral-Apostel war eindeutig keiner von ihnen. Ein insgeheim Hobby der Gang, mit der sich Louis in seiner Freizeit abgab, war das Stehlen von kleineren Dingen wie Schokoriegeln und Kaugummipackungen. Die Beute wurde anschließend triumphierend vorgeführt, wobei sich jeder als hartgesotterer Dieb darstellte und niemand ein Wort darüber verlor, dass ihm manchmal schon ganz schön das Herz in die Hose rutschte, wenn jemand vom Personal unerwartet in die Nähe kam.

Bisher war es aber immer bei Kleinigkeiten geblieben, deren Fehlen wahrscheinlich keinem wirklich auffiel.

Was die rothaarige Kassiererin ihnen da unterstellt hatte, war dann aber doch noch mal eine ganz andere Nummer gewesen. Seitdem machte Louis vorsorglich einen großen Bogen um sie und Henry hatte ihr den Spitznamen »Rauchkehlchen« gegeben – aufgeplustert wie der kleine Vogel mit dem roten Gefieder auf der Brust und mit einer kratzigen Stimme.

Da Rauchkehlchen also die zweite Kasse »blockierte«, waren sie auf eine dritte Person angewiesen. Optimalerweise ein Student oder jemand in der Art, der lässig drauf war, es mit Altersfreigaben nicht so streng sah und der die Situation verstehen würde. Auf gar keinen Fall durften sie den Fehler machen und eine alte Dame ansprechen. Einmal waren sie den Versuch eingegangen – von wegen: Alte Menschen sind immer so nett, bla bla bla – und damit schön auf die Schnauze gefallen. Die Frau hatte sich von den Jungen bedrängt gefühlt und war schon bei den Worten »Sie müssten nur –« mit einem energischen Kopfschütteln abgedreht. Zu ihrem Pech hatte sie den Vorfall anschließend an der Kasse angesprochen und sie waren ziemlich in die Bredouille geraten.

Ein Blick auf sein Handy sagte Louis, dass es bereits kurz nach vier Uhr war. Eigentlich eine perfekte Zeit für ihr Vorhaben, denn an einem Donnerstag um diese Uhrzeit befanden sich hauptsächlich Schüler und Studenten in dem Geschäft. Die meisten Erwachsenen mussten ja schließlich noch arbeiten und es war ein unausgesprochenes Gesetz, dass den Rentnern der Vormittag gehörte.

Sie mussten nicht lange auf eine passende Person warten. Ein gut gekleideter Mann – was bei Louis nicht etwa Anzug und Hemd, sondern Sneaker und Lacoste-T-Shirt bedeutete – stoppte auf seinem Weg zur Kasse noch schnell bei den USB-Sticks und bot ihnen damit die Gelegenheit.

»Entschuldigen Sie?«, machte Henry höflich auf sie aufmerksam, denn er war als Erster bei dem Mann angekommen.

»Hmm?«, er blickte zu ihnen herüber.

»Würde es ihnen etwas ausmachen, uns bei einer Kleinigkeit zu helfen?«, tastete Louis' Kumpel sich weiter vor. Kleine Schritte waren ein gutes Mittel, um die Einstellung des Gegenübers besser einzuschätzen.

Der Redseligste schien er jedenfalls nicht zu sein, denn seine Antwort bestand lediglich aus einem gleichgültigen Schulterzucken. Das konnte man wohl als ein Signal interpretieren, den nächsten Schritt zu machen.

»Sie brauchen nicht viel machen, nur für uns dieses Spiel mit zu Ihren Sachen zu nehmen. Das Geld haben wir dabei, aber wir sind noch nicht achtzehn.«

Das war der heikle Moment, in dem ihr ganzes Vorhaben am seidenen Faden baumelte. Louis schickte ein Stoßgebet zum Himmel, auch wenn er nichts mit der Kirche und Gott zu tun hatte.

Der Mann begriff erst leicht verzögert, dass die beiden eine Antwort von ihm hören wollten. Seine Gedanken waren offensichtlich ganz woanders.

»Ja, sorry, kann ich machen«, stammelte er, immer noch nicht ganz im Hier und Jetzt angekommen.

Uff, atmete Louis innerlich erleichtert auf, während Henry und er sich auf den Weg zur Kasse und der rothaarigen Frau dahinter machten, an der sie nun unauffällig vorbeischieben konnten.

12.

»Ahhh, endlich was zu essen! Ich bin langsam am Verhungern!«, seufzte Kristin, als sie sich auf ihren Platz am Esstisch im Wohnzimmer der Familie Reiter fallen ließ, einen dampfenden Teller Chili sin Carne vor sich auf dem Set.

Obwohl sie heute kein Training gehabt hatten, war aus dem als Mittagessen gedachten Chili nun eine Art »Linner«, eine Mischung aus Lunch und Dinner, geworden. Vor fünfzehn Uhr war noch gar nicht an Essen zu denken gewesen. Und dann hatte sich das Kochen als relativ aufwendig herausgestellt, weil nur noch frische Tomaten da gewesen waren, die zuerst noch verarbeitet werden mussten.

Jetzt zeigte die Uhr über der Wohnzimmertür bereits 16:12 Uhr und sowohl Kristin als auch Mira war anzusehen, dass sie die vergangenen Stunden mehr geschlaucht hatten, als sie es vielleicht zugeben würden.

Angefangen hatte für Kristin alles gleich nach der sechsten Stunde, als sie von ihrer Schule aus zu Miras Schule gefahren war, um ihre Freundin dort zu treffen. Mira war noch nicht am Treffpunkt bei den Fahrradständern gewesen, wie es sonst meistens der Fall war. Erst nach weiteren zehn Minuten war sie mit gestresstem Gesicht auf sie zugeeilt gekommen und war dann den ganzen Weg nach Hause seltsam wortkarg gewesen. Gerade als Kristin endlich fragen wollte, was denn um Himmels willen los sei, begann ihre Freundin von sich aus zu erzählen.

Sie berichtete von ihrer zufälligen Begegnung mit Nele diesen Morgen und von dem Zustand, in dem sie sich befunden hatte. Kristin selbst kannte das Mädchen nur flüchtig, aber um die Situation zu verstehen, war das nicht weiter schlimm. Scheinbar seit Wochen schon wurde die ehemalige Freundin von Luna von ihrer vermeintlich »besten Freundin« ausgeschlossen, mit nebenbei fallengelassenen Bemerkungen

verletzt und zu guter Letzt sogar von einer ganzen Gruppe an Teenagern festgehalten, so dass ihr jemand aus der Runde gut sichtbar den abwertend gemeinten Namen »Aschenputtel« auf die Stirn schreiben konnte. Jugendliche Kurzschlüsse in allen Ehren, aber dieses Verhalten ging schon vor der Aktion heute Morgen entschieden zu weit.

Mira ging das Ganze ziemlich nahe, denn es handelte sich nicht nur um ihre Schwester, die eine der Haupttäterinnen war, sondern auch um eine Situation, in die sie selbst einmal beinahe gerutscht wäre.

Auch wenn sie nicht direkt schüchtern gewesen war, hatte es ihr doch einige Schwierigkeiten bereitet, nach dem Wechsel auf die weiterführende Schule Anschluss zu finden. Sie wusste ganz genau, wie es sich anfühlte, bei Gruppeneinteilungen die Letzte zu sein, die noch übrigblieb oder Mitschüler über sich reden zu hören, obwohl sie selbst anwesend war. Damals hatte sie Kristin oft erzählt, wie unwohl sie sich in der Schule fühlte und dass sie am liebsten wechseln würde. Hannah und sie waren zu dem Zeitpunkt zwar schon befreundet gewesen, aber im fünften Jahrgang waren die Schüler noch anders auf die Klassen verteilt.

Kristin konnte dieses Gefühl nur bedingt nachvollziehen, da sie sich glücklicherweise noch nie in einer vergleichbaren Situation befunden hatte. Dennoch war ihr das Problem bewusst und sie würde immer versuchen, durch beherrztes Eingreifen Jugendlichen zu helfen, die von anderen gemobbt wurden. Sie hatte sich also ganz in Ruhe erst alles angehört, was Mira ihr zu dem Thema erzählen konnte, und dann gemeinsam mit ihrer Freundin nach einem Ausweg gesucht. Die Zeit war mit endlosem Hin- und Herüberlegen vergangen, aber wie sie es auch drehten und wendeten, eine einfache Lösung gab es nicht. Abgesehen von dem naheliegenden Wunsch vielleicht, dass Luna und Co. den Mist einfach beendeten. Darauf konnten sie aber wohl nicht setzen.

Bei alledem schockierte Mira anscheinend besonders die Beschimpfung als Aschenputtel, was Kristin in Anbetracht des düsteren Schicksals dieser Figur aus dem Märchen nachvollziehen konnte. Trotzdem wunderte sie sich ein bisschen darüber, dass Mira sich gerade daran so aufrieb. Für sie lag die Vermutung nahe, dass irgendjemand – der »Täter« – eine wer weiß wie weit hergeholte Parallele zwischen Nele und der bedauernswerten Märchenfigur gesehen hatte und diese gehässig verwendet hatte. Womöglich eine unglückliche Schwärmerei oder die tendenziell schüchterne Art, die Mira ihr beschrieben hatte. Es konnte so vieles sein, was die Täter als Vorwand herangezogen hatten, dass Kristin kein sonderlich großes Interesse an diesen Überlegungen hatte.

Die Schwierigkeiten, an denen sie wiederholt hängenblieben, bestanden vor allem darin, nicht nur oberflächlich Frieden zu schaffen. Mira und Hannah hatten Nele zudem versprochen, nicht ohne ihre Zustimmung weitere Personen zu involvieren. Obwohl alle Drei diesen Wunsch absolut verstehen konnten, empfand Kristin ihn als großes Hindernis und auf längere Sicht nicht im Interesse der Betroffenen. Es lag irgendwie auf der Hand, dass jemand sich Miras Schwester vorknöpfen sollte. Da aber weder Luna noch Herr und Frau Reiter von Hannah und Mira angesprochen werden sollten, würden sie sich damit begnügen müssen, Nele für weitere Angriffe zu wappnen und sie langsam von den Vorteilen einer Öffnung gegenüber ihrer Familie oder weiteren Freunden zu überzeugen. Viel Gerede also für wenige Ergebnisse.

Irgendwann musste Kristin schließlich einen Break setzen. Ihr Magen machte sich schon protestierend bemerkbar und so wichtig das Thema auch war, wollte sie nicht den ganzen Nachmittag damit verbringen.

Jetzt herrschte, abgesehen von einem gelegentlichen Klirren, wenn eine der beiden mit ihrem Löffel auf den Boden des tiefen Tellers stieß, eine gefräßige Stille, die Kristin erst

durchbrach, als sie ihren Teller fast bis auf das letzte Bisschen leergegessen hatte.

»Ich habe heute Nacht mal wieder so einen Mist geträumt«, begann sie zu erzählen.

»Oh man, da kann ich ja Lieder von singen!«, schnaubte Mira und verdrehte gespielt die Augen.

»Ich eigentlich gar nicht, aber mein Unterbewusstsein hat offenbar alle möglichen Puzzleteile zusammengeschnitten und daraus ein wirres Mosaik gemacht. Komplett crazy!«

»Kann auch ganz witzig sein, aber wenn man dann mal von etwas Bestimmtem träumen will, dann klappt's natürlich nicht.« Dagegen hatte Kristin allerdings etwas einzuwenden.

»Naja, ein bisschen Einfluss nehmen wäre schon möglich. Sagt dir luzides Träumen was?«

Mira hörte auf, in ihrem Teller herumzukratzen.

»Hmm ... Nee, keinen Plan, was das sein soll«, horchte sie auf und wirkte dabei ehrlich neugierig.

»Ich bin durch Zufall auf einen Artikel darüber gestoßen und war ziemlich beeindruckt, wie präzise manche Menschen damit umgehen konnten. Im Prinzip geht es darum, sich bewusst zu werden, dass man träumt und dann gezielt zu entscheiden, wie es weitergehen soll und was man tun möchte. Angeblich haben schon mehrere Sportler diese Methode angewendet, um Bewegungsabläufe und Techniken zu trainieren und zu optimieren. Das wäre doch megacool, oder?«

»Hört sich wirklich super an, aber so einfach kann es ja nicht sein. Wie willst du deine Träume steuern, wenn du eigentlich schläfst?«

»Also im Detail kann ich es dir auch nicht erklären, aber irgendwie funktioniert es.«

»Hast du es schon mal ausprobiert?«, fragte Mira.

»Ja, schon mehrfach. Es gibt verschiedene Methoden, die dabei helfen können. Zum Beispiel ist es gut, ein Traum-

tagebuch zu führen und sich vor dem Einschlafen ein Erkennungsmerkmal auszudenken, mit dem geprüft wird, ob es sich um einen Traum oder die Realität handelt. So etwas wie der Kreisel, der im Traum nie aufhört sich zu drehen. So macht es DiCaprio bei »Inception«. Im Grunde genommen kannst du aber alles Mögliche verwenden. Ich versuche es momentan mit einem Würfel, der im Traum ewig lange ein Quadrat rollen soll. Der Würfel würden dann über die Ecken klappen und auf den Kanten stehen, weißt du? Ich hab damit aber noch keinen Erfolg gehabt«, erzählte Kristin, begeistert von dem Interesse ihrer Freundin.

»Ich glaube, dass sollte ich auch mal machen. Es wäre nicht nur oberpraktisch, sondern würde auch eine ganze Bandbreite an Möglichkeiten eröffnen – eine eigene kleine Welt.«, sinnierte Mira vor sich hin.



Direkt nachdem Kristin sich gegen achtzehn Uhr verabschiedet hatte, weil sie noch eine Runde joggen gehen wollte, schmiss Mira ihren Laptop an.

Sie hatte sofort an ihren Märchentraum denken müssen, als Kristin mit dem luziden Träumen angefangen hatte. Vielleicht lag darin ja bereits die Lösung –, und zwar im Optimalfall gleich für beide Probleme, in beiden Welten, in einem Rutsch. Dann musste sie gar nicht mehr so unbedingt nach Lübeck fahren. Gut, dieser Punkt war jetzt nicht sonderlich ausschlaggebend, weil Lübeck so oder so eine schöne Stadt war und Hannah ihre Meinung anscheinend doch noch geändert hatte. Irgendwie war in Mira der Verdacht gekeimt, dass bei der Geschichte noch mehr am Laufen war, als sie wusste. Der Sinneswandel kam nämlich erst, nach-

dem sie ihrer Freundin die Nachricht von Timo ausgerichtet hatte. Fast wäre das in der unerwarteten Situation mit Nele untergegangen, aber nur fast. Die ganze erste Stunde über waren sie zu dritt im Innenhof geblieben und hatten sich abwechselnd Neles Schilderung der letzten Wochen angehört, ihr Fragen gestellt und sie getröstet, wenn wieder ein paar Tränen hochkamen. Sie konnte einfach nur den Kopf über das Verhalten ihrer Schwester schütteln. Nicht mehr so Lust auf jemanden zu haben, okay, das konnte Mira nachvollziehen, aber sie deswegen dermaßen zu schikanieren ...

Anfangs war sie zudem von der angekündigten Verabredung ihrer Schwester mit Nele, die dann auf einmal gar nicht mehr existieren sollte, verwirrt gewesen. Mittlerweile glaubte Mira, eine Idee diesbezüglich zu haben: Was, wenn die Veränderung des Märchens sich auch auf die Realität ausgewirkt hatte?

Vorher wäre der Vergleich mit Aschenputtel weniger negativ assoziiert gewesen, da sie ein glückliches Ende erwartete und sie ganz klar als die Unschuld und Reinheit in Person rüberkam. In Version 2.0 war dies nicht mehr so eindeutig der Fall. Sie war noch immer Opfer ihrer angeheirateten Verwandtschaft, hatte aber nie die Chance, sich zu befreien, beziehungsweise nutzte sie diese eine Gelegenheit nicht. Komischerweise, oder besser gesagt erschreckenderweise, hatte Hannah die Wahl des Spitznamens weniger gewundert. Sie hatte nur verständnisvoll genickt und fachmännisch von sich gegeben, dass Aschenputtel nun einmal ein beliebtes Beispiel für allerlei Eigenschaften wie Schüchternheit, Unsicherheit und Naivität darstelle. Mira konnte und wollte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass sie die einzige Person in dieser Welt zu sein schien, die das ursprüngliche Märchen kannte. Ob Fluch oder Segen, im Moment war dieses Wissen vor allem eines: ihre Hoffnung darauf, die Dinge wieder gerade biegen zu können. Jedenfalls hatten sie Nele schließlich bis vor den Eingang gebracht und verspro-

chen, sie nicht hängen zu lassen. Sie wiederum würde in einem geeigneten Moment ihren Eltern davon erzählen. Was sie aber als einen geeigneten Moment empfand, konnte Mira nur errahnen. Danach waren sie wieder zu ihrem Klassenraum gegangen und hatten mit entschuldigenden Gesichtsausdrücken etwas von einer kleinen Krise gemurmelt. Frau Krader hatte es auch nicht weiter interessiert – besonders Mädchen kamen öfter mal mit derlei Dingen an.

An ihrem Platz war Mira Timos Bitte dann schließlich wieder eingefallen. Hannah wirkte für einen kurzen Moment etwas enttäuscht, schien sich aber damit zu arrangieren, da sie nichts weiter dazu sagte. Später, in der zweiten Pause, hatte sie dann verkündet, nach der Schule die Tickets für Lübeck zu kaufen. Mira hatte keine Einwände gehabt.

Wie sie jetzt auf ihrem Bett sitzend feststellte, gab es tatsächlich ziemlich viele Artikel über luzide Träume oder sogenannte Klarträume. Einige davon stammten von weniger seriösen Plattformen, während andere wirklich wissenschaftlich fundiert schienen. Größtenteils war es, wie Kristin bereits angedeutet hatte. Wie so vieles war luzides Träumen anscheinend trainierbar und fand hauptsächlich in der REM-Phase, einer besonderen Phase des Tiefschlafes, statt. Aus diesem Grund rieten einige Websites, sich einen Wecker auf fünf bis sechs Stunden nach dem Einschlafen zu stellen, um ganz gezielt auf diese Phase des Schlafens Einfluss zu nehmen. Wiederkehrend war auch der Gebrauch eines Gegenstands als Realitätscheck.

Darüber dachte sie etwas länger nach. Dass sie unbedingt ausprobieren wollte, einen Klarraum zu haben, stand für sie fest. Folglich sollte sie sich ein Erkennungsmerkmal für den Fall eines erfolgreichen Versuchs überlegen. Der Anlass ihres Interesses daran waren Aschenputtel und der veränderte Ausgang des Märchens ... Warum also nicht etwas wählen, was damit in Verbindung stand?

Sie zog die Perle aus ihrer Tasche und legte sie vor sich auf ihren Schreibtisch. Vielleicht konnte sie die Perle ja irgendwie in ihre Handfläche legen und wenn sie die Hand drehte, würde die Perle daran kleben bleiben, solange es ein Traum war.

Das wäre zwar eine Möglichkeit, aber auf Dauer auch ganz schön unpraktisch, wenn sie während des Traums immer eine Perle in der Hand hängen hätte. Rollenlassen fand sie zu langweilig und außerdem wäre die Perle dann ja erst mal weg.

Sie stützte das Kinn auf ihren Ellenbogen und schloss die Augen. Ihr kamen doch sonst immer so viele Ideen.

In Gedanken streifte sie durch die Räume ihres Gedankenpalastes. Ein festes Ziel hatte sie gar nicht, also ließ sie sich von ihren Gedanken tragen. Ihr war lange nicht mehr aufgefallen, dass sich dort mittlerweile ein richtiges Geflecht aus Fluren gebildet hatte, von dem aus zahlreiche Türen in die verschiedensten Räume führten. Größe – vielleicht war es das, wonach sie gesucht hatte. Sie öffnete die Augen. Die Perle lag immer noch an ihrem Platz – unverändert und mit einem lockenden Schimmern. Wie wäre es, wenn sich dieser kleine Gegenstand in einem Traum in seiner Größe verändern könnte, wachsen würde? Und das am besten auch noch auf Wunsch hin und mit der Möglichkeit, ihn wieder schrumpfen zu lassen.

Mit dieser Idee war sie fürs Erste zufrieden, denn letztlich konnte sie sich so viele Gedanken machen, wie sie wollte – in den Zustand eines luziden Traumes musste sie dennoch erst mal eintauchen.

Versuch Nummer 1 würde schon heute Nacht losgehen können.

13.

»Prinzessin, das Abendessen ist fertig!«, drang die Stimme ihrer Mutter zu Miras Zimmer herauf.

»Ich komme gleich!«, rief sie zurück.

Sie hatte sich gut eine Stunde in ihre Recherchen vertieft und nun das Gefühl, ihre Augen könnten dringend mal eine Abwechslung vom Starren in den Bildschirm vertragen. Zu lange im digitalen Raum zu verbringen war ohnehin nicht so ihr Ding – nur wenn es einen konkreten Anlass dazu gab. Damit unterschied sie sich wesentlich von den meisten gleichaltrigen Jugendlichen. Ein Tagesdurchschnitt von um die sechs Stunden Bildschirmzeit nur allein am Handy kam ihr wie die Hölle auf Erden vor, aber das war ein anderes Thema.

Auf dem Weg zum Wohnzimmer stieß sie beinahe mit Luna zusammen, die gerade ihre Schuhe abstreifte. Keine Begrüßung.

Ihre Schwester hatte wirklich Mist gebaut, und wenn es nach Mira gegangen wäre, dann würde sie Luna direkt ansprechen und damit konfrontieren. Neles Wunsch respektierend hielt sie aber erst mal den Mund und ging weiter ins Wohnzimmer.

»Heute gibt's nur schnell einen Salat und Brot – ich hatte keine Zeit zu kochen«, sagte ihre Mutter entschuldigend und stellte eine große Schüssel auf den Esstisch, an dem ihr Vater bereits Platz genommen hatte.

»Kein Problem. Ehrlich gesagt habe ich auch nicht so wirklich Hunger, weil Kristin und ich erst ziemlich spät gegessen haben.«

»Och nee, ich habe voll Bock auf was Warmes«, begann Luna sofort herumzunörgeln, als sie den Salat sah.

»Du wirst es überleben, Schatz. Morgen Abend koche ich wieder«, sagte ihre Mutter.

Eine Weile redeten sie so über dies und das – wie die Arbeit gewesen war und was noch fürs Wochenende fehlte –, bis ihr Vater das Wort an seine jüngere Tochter richtete.

»Wo wir gerade beim Wochenende sind, Nele war lange nicht mehr bei uns. Seid ihr beiden noch befreundet?«

Eine typische Elternfrage, die bei Luna nicht so gut ankam.

Ohne es gewollt zu haben, war Miras Kopf nach oben gezuckt. Wenn ihr Vater nur wüsste ...

Leider war auch Luna die Reaktion ihrer Schwester nicht entgangen, denn sie machte einen skeptischen Gesichtsausdruck, bevor sie sich wieder ihrem Vater zuwandte.

»Bei uns ist alles bestens. Sie hat nur gerade viel um die Ohren. Wo ihr sie gerade erwähnt: Darf ich am Samstag bei ihr übernachten?« Die Dreistigkeit dieser Lüge war kaum auszuhalten.

»Ach, wirklich«, sagte Mira trocken, ehe sie es sich verkniefen konnte.

Der Gegenschuss ließ nicht lange auf sich warten und kam fast zeitgleich mit einem »Was sollte das denn?« von ihrer Mutter.

»Halt dich da raus!«, keifte Luna zurück und funkelte Mira ärgerlich an.

»Ich würde mich nicht einmischen, wenn du dich mal zusammenreißen würdest!«

»So, jetzt reicht es aber, ihr beiden«, sagte ihre Mutter mit ihrer Ich-habe-hier-das-Sagen-Stimme und legte ihr Besteck hin.

»Erklärt mir mal jemand, was plötzlich in euch gefahren ist?«

Mira schnaubte verächtlich und blickte herausfordernd zu Luna, die ihr passenderweise gegenüber saß. Sie hatte den Wunsch von Nele missachtet, und zwar gewaltig, aber in ihr brodelte einfach nur Wut. Jemanden so zu behandeln und ihn dann komplett skrupellos als Alibi für irgendetwas anderes zu verwenden – das ging entschieden zu weit. Verspre-

chen hin oder her, jetzt war es zu spät und in der Stimmung, in der sie sich gerade befand, war es ihr auch herzlich egal. Als ihr Gegenüber keine Anstalten machte, auf die Frage zu antworten, ergriff sie erneut das Wort.

»Sieht das Nele auch so, dass zwischen euch alles cool ist?«

»Wieso sollte sie das denn nicht so sehen?«, blieb Luna trotzig auf Ihrer Verteidigungsposition.

»Sich mal ab und an ein bisschen zoffen ist doch absolut normal für Freundinnen«, mischte sich nun auch ihr Vater ein.

»Eben!«, griff Luna sofort die Gelegenheit auf.

»Und was war das dann heute Morgen?«, sagte Mira.

Der Blick ihrer Mutter war aufmerksam zwischen ihren Töchtern hin und her gewandert und ruhte nun auf Mira.

»Also entweder du teilst deine Infos jetzt mit dem Rest von uns oder du hörst auf, deine Schwester zu attackieren.«

Ein letzter Blick zu Luna, die nun ihr Besteck fokussiert zu haben schien, dann platzte es aus Mira heraus.

»Ich habe Nele heute weinend im Innenhof gefunden. Jemand hatte sie brutal festgehalten und ihr war Aschenputtel auf die Stirn geschmiert worden. Ratet mal, von wem das stammte ... Richtig! Von ihrer anscheinend »so guten Freundin« und ihren neuen Freunden. Und das heute war nur die Spitze des Eisbergs – das was man von außen sehen konnte. Das geht nämlich schon seit Wochen so.«

Sie war richtig in Fahrt gekommen und bemerkte jetzt erst das Adrenalin und ihr warm gewordenes Gesicht.

Ihre Eltern blieben für einen Moment sprachlos. Luna fühlte sich offensichtlich unwohl in ihrer Haut, hielt aber ganz gut ihr Pokerface. Diesmal war ihr Vater es, der sich zuerst wieder berappelt hatte. »Luna?«, fragte er, aber es klang wie eine mahnende Aufforderung, zu der Anschuldigung Stellung zu beziehen.

»Das hast du alles falsch verstanden, wir haben nur Spaß gemacht«, sagte sie schließlich.

»Nach Spaß hört sich das aber ganz und gar nicht für mich an«, fand nun auch ihre Mutter die Worte wieder.

»War es auch nicht: Das war Mobbing!«, sprach Mira nun endlich das aus, was ihr auf der Zunge gebrannt hatte.

»Halt du doch den Mund!«, fauchte Luna wütend.

»Ich –«, wollte Mira gerade zurückschleudern, als ihre Mutter sie unterbrach.

»Stopp, ihr zwei! Luna, du achtest mal bitte auf deinen Tonfall und Mira, ich denke Papa und ich sollten jetzt erst mal alleine mit deiner Schwester reden.«

Die Botschaft war klar. Zickig stand Mira auf und verließ das Wohnzimmer. Sie wurde nicht gerne weggeschickt, vor allem nicht, wenn sie auch eine Meinung dazu hatte.

Noch bevor sie ihre Zimmertür erreicht hatte, hörte sie den lautstarken Beginn eines Streites zwischen ihren Eltern und Luna. Vielleicht sollte sie sich das tatsächlich besser nicht antun. Leider wurde ihr schnell bewusst, dass es gar nicht so einfach war, die Auseinandersetzung zu ignorieren. Jedenfalls nicht bei der Lautstärke, in der sie ausgetragen wurde.

Im Grunde kam sie sich mal wieder wie in einem Film vor, in dem die temperamentvolle Familie tagein, tagaus wie ein aufgeregter Hühnerhaufen streitet und die Hauptfigur sich wie ein Außenstehender fühlt, der schließlich begleitet von den Geräuschen aus dem Nebenzimmer in den Schlaf findet. Etwas Glanzvolles hatte die Situation jedenfalls nicht, eher etwas Dramatisches, und tief im Inneren fühlte Mira sich so richtig schlecht.

Die Stimmung war mehr als angespannt, und ob Nele damit nun geholfen war, stand wahrhaft in den Sternen. Alles nur, weil sie sich nicht unter Kontrolle gehabt hatte und sich von ihren Emotionen hatte überwältigen lassen. Sie wollte am liebsten einfach die Welt um sich herum vergessen, und sich an einen anderen Ort flüchten. Also setzte sie sich ihre

Bluetooth-Kopfhörer auf und wählte eine ihrer Playlists auf dem Handy aus.

Augenblicklich verstummten sämtliche Laute von unten und da war nur noch sie. Sie und ihre Musik.

Nach nur wenigen Tönen hatte es die Musik geschafft, sie in ihren Bann zu ziehen. Das war das Magische an Musik. Sie ging direkt auf die Gefühlsebene. Das erste Stück war eine Rockballade, die von wunderschönen Klaviertönen begleitet wurde. Ihre Muskeln entspannten sich zunehmend und erst durch die Lockerung bemerkte Mira, wie verkrampft sie gewesen war.

Ihre Wut verrauchte wie der Qualm einer ausgehenden Kerze, und sie sah sich plötzlich mit einem ganz anderen Gefühl konfrontiert – Verzweiflung.

Wie hatte es nur dazu kommen können? Warum herrschte in ihrem Umfeld mal wieder so ein Chaos?

Sie fand Streit schon grundsätzlich blöd, aber was sie gerade eben losgetreten hatte, würde eine ziemlich harte Nuss werden. Mit ähnlichen Situationen hatte Mira in der Vergangenheit schon schlechte Erfahrungen gemacht. Konflikte, ob nun mit ihr oder mit Luna, stellten für ihre Eltern manchmal eine ganz schöne Belastung dar und hatten zur Folge, dass ihr Verhältnis untereinander auf die Probe gestellt wurde. Wenn sie dann nicht einer Meinung waren, wie am besten mit dem betreffenden Problem umgegangen werden sollte, brach noch zusätzlich ein Streit zwischen ihnen aus. Das letzte Mal, als so etwas passiert war – Luna hatte bei einer Freundin ohne Erlaubnis etwas mehr Alkohol getrunken, als sie vertragen hatte – hatte ihre Mutter anschließend mitten in der Nacht, die sie im Wohnzimmer verbracht hatte, zu weinen begonnen. Mira war zu der Zeit zufällig wach gewesen, hatte sich aber nicht getraut, zu ihr nach unten zu gehen und sie zu trösten. Zum Teil aus Angst, ihre Mutter könnte ihr verkünden, dass sie und ihr Vater sich trennen

würden, zum Teil aus ihrer eigenen Erfahrung, dass Alleinsein manchmal auch ganz guttun konnte.

Es hatte sich zwar alles wieder eingefunden und am nächsten Tag war bereits kaum noch etwas davon zu merken gewesen, aber Mira hatte dieses Erlebnis wirklich geängstigt.

In ihrer Generation war es – besonders je älter die Kinder wurden – eher die Ausnahme als die Regel, dass die Eltern noch zusammen waren. Hannah und sie waren sehr glücklich, noch mit beiden Eltern zusammenzuleben, auch wenn sie von anderen Freundinnen wie Kristin immer wieder gesagt bekam, dass Patchwork-Familien gar nicht so übel seien. Zweimal Weihnachten, zweimal Urlaub und nicht mehr der dauernde Streit zwischen den Eltern – es war alles eine Sache, an die man sich schnell gewöhnen würde. Sich das vorzustellen, fiel Mira schwer, und eigentlich musste sie sich auch keine großen Sorgen deswegen machen, denn es handelte sich immerhin nur um vereinzelte Vorfälle.

Heute Abend hatte sie im Prinzip nur das ans Licht gebracht, was früher oder später ohnehin bei ihren Eltern angekommen wäre, dachte sich Mira halbherzig.

Die Ballade erreichte ihren letzten Refrain, in dem der Text mit so viel Leidenschaft gesungen wurde, dass eine neue Welle der Gefühle auf Mira zuschwappte und sie leicht zittern ließ.

Es passierte mal wieder alles auf einmal. Der Streit mit Hannah, die Begegnung mit Nele, der Krach deswegen zuhause und natürlich der Beginn von allem, zumindest, wenn sie es ein bisschen so zurechtbog: die Geschichte von Aschenputtel. Sie hätte heulen können!

Sie war so in ihrem Selbstmitleid versunken, dass sie den Wechsel des Songs überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Er hatte mit einer ruhigen, melodischen, aber relativ nichtsagenden Einleitung begonnen und sich nun plötzlich deutlich verändert. Es war ein fröhlicher Song – Pop wahrscheinlich – und der Sänger wurde von schwungvollem Schnipsen

und Klatschen begleitet. Unpassender hätte es nicht sein können.

Angenervt riss sich Mira die Kopfhörer von den Ohren und schloss die Playlist mit einem Wischen ihres Fingers. Wenn nur das Leben so leicht sein könnte. Gefiel einem etwas nicht, wischte man einfach nach rechts. Wie bei Tinder. Wollte man etwas zum Verstummen bringen, drückte man den Pause-Button und schon stoppte die Musik. Mit nur wenigen Klicks gelangte man immer und schnell zu seinem gewünschten Ziel.

Bei diesen Gedanken musste Mira schon fast wieder über sich selbst schmunzeln. Bereits in ihrem Kopf hörten sie sich schon verdächtig nach einem Werbespot für das neuste Tablet oder Handy an.

Die Ablenkung hielt nicht lange an, denn nun hörte sie das Schaben eines Stuhls auf Holzboden von unten, gefolgt von einem Klicken und dem dumpfen Schlagen wie von Holz auf Holz. Das musste die Tür zwischen dem Wohnzimmer und dem Flur gewesen sein. Die schnellen, polternden Schritte kaum eine Sekunde später bestätigten ihre Vermutung.

»Wir sind hier noch nicht fertig, Fräulein!«, dröhnte die Stimme ihres Vaters herauf. Keine Antwort, nur Schritte, die an Miras Zimmer vorbeiliefen und das Zuschlagen von Lunas Tür. Für einen Moment hatte Mira befürchtet, ihre Schwester würde gleich bei ihr ins Zimmer stürmen, aber glücklicherweise schien Luna dieser Gedanke nicht gekommen zu sein.

Erneut hörte sie Stimmen, doch niemand folgte ihrer Schwester, um sie zurück zur »Anhörung« zu holen.

Für einen kurzen Augenblick löste sich der Knoten in ihrer Brust und sie fühlte sich nicht mehr ganz so schlecht wegen ihrer eigenen Rolle als Petze in der Angelegenheit. Vorsichtig öffnete sie ihre Tür und trat heraus in den Flur. Erst jetzt bemerkte sie, dass immer nur ihre Mutter redete, und keine

Antwort von ihrem Vater kam. Sie telefonierte mit jemandem über das Mobbing.

»Wir möchten uns nur noch einmal ausdrücklich für Lunas Verhalten entschuldigen, und sie wird das bei Gelegenheit auch persönlich bei eurer Tochter tun.«

Die Panik war zurück. Die Person am anderen Ende der Leitung musste Neles Mutter sein. Ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass Nele noch nicht den Mut zusammengenommen hatte, um mit ihren Eltern darüber zu sprechen. Leider bestätigte sich ihr Verdacht gleich darauf und ließ sie vor Frustration die Augen schließen.

»Sie hat nichts erwähnt?«, sagte ihre Mutter unten am Telefon.

Das reichte Mira erst mal. Sie lief zurück in ihr Zimmer und suchte Neles Nummer aus ihren Kontakten heraus. Kurz überlegte sie, ob sie ihr eine Nachricht schreiben sollte, aber ein Anruf schien ihr die beste Möglichkeit, sich bei ihr zu entschuldigen und alles zu erklären.

Sie drückte auf den grünen Hörer.

Tuuttuuttuuttuut – gerade als sie wieder auflegen wollte, nahm jemand ab.

»H'llo?«, meldete sich Nele undeutlich.

»Nele? Ich bin's, Mira. Ich komme gleich zum Punkt, weil nicht viel Zeit ist. Unsere Mütter telefonieren gerade wegen heute Morgen. Alles ist ein wenig aus dem Ruder gelaufen und meine Eltern haben von der Sache Wind bekommen.«

Na toll, jetzt fühlte sie sich noch schlechter, weil sie es nicht über die Lippen gebracht hatte, dass sie die Ursache dafür war. Sie wusste, dass es richtig und angebracht wäre, die vollständige Wahrheit zu erzählen, aber irgendwie konnte sie sich einfach nicht dazu durchringen.

»Bist du noch dran?«, fragte Mira, als keine Antwort kam.

»Ich habe mich auf dich verlassen. Wenn, dann hätte ich es meiner Mutter lieber selbst erzählt.«

Der Vorwurf war berechtigt. Sie hatte einen Fehler gemacht.

»Ich weiß, und das tut mir auch schrecklich leid. Ich wollte dir da nicht in die Quere kommen, aber ich kann es nicht mehr rückgängig machen. Wir –«

»Nein, nicht »wir«. Ich! Ich bin es, die jetzt damit klarkommen muss, dass die halbe Welt zu wissen scheint, dass ich ein Loser bin!«

»Stopp, warte mal! So etwas darfst du dir absolut nicht einreden. Meine Schwester ist diejenige, die sich jetzt Sorgen um ihren Ruf machen sollte. Hannah und ich stehen immer noch fest auf deiner Seite«, sagte Mira.

»Ihr seid doch auch nicht besser als die anderen!«, entgegnete Nele aufgebracht. Dann ertönte nur noch ein Tuten. Sie hatte aufgelegt. Es kostete Mira wirklich Überwindung, nicht frustriert das Handy auf den Boden zu schmeißen, denn das hätte sie anschließend auch noch bereuen müssen. Starke Gefühle konnten wirklich das Kind in einem zum Vorschein bringen.

Schließlich fasste sie einen Entschluss. Ihr kam gerade einfach alles aus dem Ruder gelaufen vor, also schrieb sie eine letzte Nachricht an Hannah, in der sie ihre Freundin auf den neuesten Stand in Sachen Nele brachte, dann schaltete sie ihr Handy aus und streifte sich ihren Pyjama über.

In Miras Kopf gab es im Moment nur eine Fluchtmöglichkeit: Bettdecke über den Kopf ziehen und einen weiteren Versuch starten, in einen luziden Traum einzutauchen. Sie hatte in beiden Welten ein Chaos angerichtet und konnte mit ein bisschen Glück in einem Klartraum zumindest einer Geschichte schon mal zu einem Happy End verhelfen.

Um das undeutliche Gemurmel ihrer Mutter zu übertönen, legte sie ganz altmodisch eine CD mit Entspannungsmusik in ihre Stereoanlage und ließ die Musik leise den Raum erfüllen.

Sie dachte ein letztes Mal an die Perle und an Aschenput-

tels traurige Augen, dann schlief sie ein und verschwand aus dieser Welt – zumindest für den Moment.

An Schlaf war wenige Kilometer von Familie Reiters Haus noch gar nicht zu denken. Hannah war völlig in ihr Smartphone versunken, auf dem sie schon seit mehr als einer halben Stunde mit Timo schrieb.

»Hey Schatz, sorry wegen diesem Wochenende. Wir holen das nach. Versprochen«, hatte Timo den Chat begonnen, und nachdem Hannah ihm schnell verziehen hatte, waren sie auf ein anderes Thema gekommen. Einer von Timos guten Freunden würde nächste Woche seinen achtzehnten Geburtstag feiern und hatte nicht nur eine große Gruppe seiner Freunde dazu eingeladen, sondern auch deren Freundinnen. Seine Eltern besaßen einen Schrebergarten, in dem die Party steigen sollte. Nur das Geschenk fehlte noch. Daran hing ihre Diskussion gerade. Einfach einen Beitrag zu den alkoholischen Getränken zu leisten, war in den Augen der beiden nicht nur ein viel zu langweiliges und un kreatives Präsent, sondern auch ein Faktor, der auf Dauer höchstwahrscheinlich nicht nur den positiven, stimmungshebenden Effekt erzielte, den sich der Gastgeber wünschte. Die letzte Feier dieser Art hatte in einem Kotzgelage geendet, an welches sich die Hälfte anschließend nicht mehr erinnern konnte. Hannah war sehr froh, dass sich ihr Freund für gewöhnlich mit dem Trinken zurückhielt. Der Schrebergarten lag außerdem nicht in der Nähe von einem von ihnen, so dass sie mit Timos Motorrad fahren würden. Mehr als ein oder zwei Bier konnte er sich also ohnehin nicht erlauben. Danach mussten es alkoholfreie Getränke tun. Sie selbst fand den scharfen Geschmack insbesondere von hochprozentigeren Getränken nicht sehr ansprechend und blieb tendenziell den ganzen Abend bei einem Drink.

Schlussendlich verlegten sie auch diese Angelegenheit auf einen späteren Zeitpunkt. Ideen konnte man nun mal nicht auf Krampf erzeugen.

Während sie gerade auf eine weitere Nachricht von Timo wartete, vibrierte ihr Handy unerwartet.

Mira hatte ihr einen längeren Text geschickt, den Hannah zweimal lesen musste, bis sie ihn wirklich begriff. Ihr Kopf war bis gerade eben bei einem völlig anderen Thema gewesen und hatte Schwierigkeiten, so schnell umzuspringen.

Sie seufzte. Nach dem heutigen Morgen hatte sie eigentlich ein gutes Gefühl in Bezug auf Nele gehabt, denn sie war bereits nach der kurzen Zeit, die sie beide mit ihr gesprochen hatten, wesentlich zugänglicher und offener gewesen. Hannah hatte wirklich für Neles eigenes Wohl gehofft, dass sie sich durch zwei Personen auf ihrer Seite bestärkt genug fühlen würde, um auch ihre Eltern einzuweihen. Nicht nur gehofft eigentlich, sie war sich sicher gewesen. Es wäre alles eine Frage der Zeit gewesen.

Das frisch erarbeitete Vertrauen, welches die Mädchen erreicht hatten, war wie eine dieser unglaublich zarten Seifenblasen in der Luft zerplatzt und hatte einen unangenehmen, feuchten Film der Skepsis und der reservierten Distanz hinterlassen.

Der Wortwahl ihrer Freundin nach zu urteilen, dachte sie das Gleiche. Nur wie jetzt weiter vorgehen? Hannah war sich unsicher, ob sie Nele gleich eine Nachricht schreiben, sie ebenfalls anrufen oder erst mal in Ruhe lassen sollte. Sie selbst würde letzteres vermutlich bevorzugen, aber eine zweite Meinung wäre ihr lieber. Mira hatte sich bereits in der Nachricht für heute verabschiedet, also rief sie wieder den Chat mit Timo auf. Er hatte ihr mittlerweile schon drei vergleichsweise unwichtige Nachrichten zu der anstehenden Party geschrieben und schien nun auf eine Reaktion von ihr zu warten.

Hannah ging gar nicht auf das Vorhergegangene ein, sondern kam gleich zum Punkt. Dieses Mal allerdings in einer Sprachnachricht. Es war ihrer Meinung nach der bessere Weg, um ernstere Fragen zu besprechen.

Sie musste nicht lange warten, da traf auch schon seine Antwort – ebenfalls in Form einer Audio – ein.

»Oh man, das hört sich ja richtig übel an«, sagte er und sprach dabei das »man« wie im Englischen aus. »Also, ich weiß zwar nicht, ob ich da der beste Ansprechpartner für dich bin, aber ich glaube, ich würde an Neles Stelle schon gerne eine Reaktion von euch bekommen. Hat Mira ja auch ein bisschen versucht, aber du hast für so etwas doch eigentlich ein gutes Händchen. Schreib ihr eine Nachricht und frag sie mal, ob sie mit dir telefonieren möchte. Dann kann sie selbst sagen, wie es ihr am liebsten wäre.«

Sich von ihm bestärkt fühlend, wechselte sie den Chat erneut und begann, nach den besten Worten zu suchen. Worte konnten so vieles verändern. Eines konnte reichen, um alles zum Guten oder zum Schlechten zu wenden. Es hatte schon seine Berechtigung, dass sie als »die mächtigste Waffe« bezeichnet wurden.

15.

Freitag

Mira schlug die Augen auf und blinzelte. Schnell griff sie über ihren Kopf und ließ den Wecker verstummen, aber das nach dem Schlafen viel zu laute Piepen klang noch etwas in ihren Ohren nach.

Sie fühlte sich ein wenig desorientiert, wie so oft nach dem Aufwachen, aber wovon sie dieses Mal geträumt hatte, konnte sie nicht sagen.

Ein Ruck fuhr durch ihren Körper und sie setzte sich hastig und ein wenig aufgeregt auf. Ihr Plan, das luzide Träumen, die Märchenwelt – wenn sie es geschafft hatte, dann würde sie sich doch sicherlich daran erinnern können, wie es beim letzten Mal der Fall gewesen war, oder?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Das Märchenbuch lag auf dem Nachttisch, wo sie es gestern bereits vorsorglich platziert hatte.

Seite sechshundachtzig, das wusste sie inzwischen auswendig. Natürlich klebten genau jetzt, wo sie eine angespannte Aufregung verspürte, die entscheidenden Seiten zusammen, und sie friemelte umständlich daran herum. Schließlich lösten sie sich voneinander und offenbarten – nichts. Oder besser gesagt nichts Neues, denn die Geschichte endete nach wie vor auf »*Eine dunkle Zeit des Leidens begann unter der Regentschaft der drei hinterlistigen Frauen.*«

Wenn sie ehrlich war, hatte sie sich tatsächlich Hoffnung gemacht, gleich beim ersten Versuch einen Volltreffer zu landen. *Falsch gedacht*, schalt sie sich selbst bitter. Wenn es so einfach wäre, dann müsste sie sich nicht das Buch organisieren und viel mehr Menschen würden Klarträume für ihre Zwecke verwenden. Es verhielt sich damit offensichtlich so, wie mit fast allem: Übung machte den Meister.

So einen Spruch hätte nun auch ihre Mutter rausgehauen, und trotz der Wahrheit, die sich dahinter befand, war es ein wenig befriedigender Gedanke für eine ungeduldige Person wie sie es zuweilen war.

Vor Enttäuschung spürte sie einen unangenehmen Kloß im Hals und merkte, dass sie schon wieder den Tränen nahe war. Sie war momentan wirklich neben der Spur. Ihre Geheimwaffe gegen negative und einschnürende Gefühle würde also heute zum Einsatz kommen müssen. Wobei, so geheim war die Idee natürlich nicht, denn sie schätzte, dass gut jedes dritte Mädchen in ihrem Alter diese Methode anwendete, wenn es sich schlecht fühlte. Meistens also, wenn man seine Tage bekam und von Rücken- und Bauchschmerzen geplagt wurde.

Sie schlug die Decke vollständig zurück und tapste barfuß zu ihrem überlebenswichtigen Vorratslager an Schokolade. Sie aß nicht viele Süßigkeiten, aber wenn dann doch, sollte es schon die Crème de la Crème sein. Aus diesem Grund befanden sich in der untersten Schublade ihres Schreibtisches drei verschiedene Sorten ihrer Lieblingsschokolade. Zartbitter mit 80 % und 70 % Kakaoanteil und eine Variante mit Nuss und Kakaonibs. Ursprünglich war sie Fan von Vollmilchschokolade gewesen, aber seitdem sie wusste und schätzte, dass die dunklere Version ohne tierische Produkte auskam, war sie darauf umgestiegen. Anfangs hatte sie angenommen, dass nur die extra als vegan gekennzeichneten Produkte auch wirklich vegan waren. Kristin hatte sie schließlich auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass diese Produkte zwar wesentlich teurer verkauft wurden, beim Endprodukt im Prinzip aber keinen Unterschied zu den dunkleren Sorten der Standardmarken aufwiesen. Zum Teil also einfach Geldmacherei und für Menschen wie sie, die ihren Konsum lediglich Stück für Stück etwas nachhaltiger gestalten wollten, gut zu wissen.

Heute war ihr nach der weniger kakaohaltigen Schokolade, denn die verbleibende milde Süße tröstete sie einfach besser Remus Lupin aus der »Harry Potter«-Reihe würde ihr da sicherlich zustimmen.

Langsam ließ sie erst ein Stück, dann ein zweites auf der Zunge schmelzen und legte sich dabei auf ihren Teppich. Erstaunlich, wie so kleine Dinge die Welt für einen Moment wieder ins Lot brachten. Festhalten konnte man solche Momente nicht, aber ausdehnen, und das war die eigentliche Kunst. Mira streckte alle Viere von sich und genoss ihren kleinen Moment. Sie hatte keinen Hunger und schon gar keine Lust, vor der Schule ihr Handy wieder anzuschalten. Also blieb sie einfach noch eine Weile liegen. Kein Frühstück bedeutete in der aktuellen Situation nun mal auch keine Konfrontation mit ihrer wahrscheinlich immer noch wütenden Schwester und dem allmorgendlichen Chaos in einer Familie. Sie war sich bewusst, dass diese Einstellung nicht gerade sehr löblich war und Probleme nicht gemieden werden sollten, aber wer verhielt sich schon immer vernünftig und vorbildlich?



In Lübeck lag Louis ebenfalls noch in seinem Zimmer auf dem Bett und hatte sein Handy in der Hand. Er war ein kleines bisschen genervt und besorgt, denn seit er der Interessentin *catniss15* gestern Abend die Uhrzeit für die Kaufabwicklung geschickt hatte, war noch keine Reaktion gekommen. Gestern Nachmittag hatte er überhaupt keine Nachricht mehr von ihr erhalten, und das, wo doch morgen schon der Samstag war, den sie ihm in ihrer letzten Nachricht vorge schlagen hatte. Das Geld war bereits ausgegeben und musste nun schnellstmöglich wieder reinkommen. Er war chronisch

knapp bei Kasse und hatte sich wie so oft heimlich etwas aus dem Portemonnaie seiner Mutter leihen müssen. Nur fünf Euro zwar, denn dieser Betrag hatte ihm noch gefehlt für sein Videospiel, aber er ließ diese Schulden nicht gerne lange offen. Das vorletzte Mal hatte sie das fehlende Geld bemerkt und ihm eine ziemliche Standpauke gehalten, auf die er gerne verzichten konnte.

Er sah sich noch einmal das Profil von *catniss15 an*. Sie war bisher nur positiv bewertet worden und immerhin kein absoluter Neuling.

Ihre erste Bewertung stammte vom Februar vor zwei Jahren. Besonders aktiv zu sein schien sie allerdings nicht gerade, sodass er den Informationen keine allzu große Bedeutung beimessen konnte. Letztendlich hatte er ebenfalls hundert Prozent positive Bewertungen, obwohl er das eine oder andere Mal etwas bei seinen Artikeln geschummelt hatte und nicht zu den zuverlässigsten Usern gehörte. Es half nur eines: Er würde ihr erneut schreiben und ein wenig Mut zur Lücke haben müssen.

»Könnten Sie mir bitte bestätigen, dass es bei morgen (Samstag, 14.03. um 12h) bleibt? Sollten noch Fragen aufkommen, melden Sie sich ruhig bei mir.«

Schön höflich und förmlich formuliert, um den bestmöglichen Eindruck zu erwecken. Gut, zugegeben, er hätte nicht von sich aus mit dem Siezen angefangen, wenn *catniss15* es nicht in ihrer ersten Nachricht getan hätte, aber ansonsten verstand er sich als erfahrenen Geschäftsmann, der sich durchaus in einer angemessenen Sprache verständigen konnte. *Jugendliche werden durch das exzessive Chatten auf ihren digitalen Medien an ein niederes Deutsch gewöhnt und verlernen die korrekte Anwendung der Sprache* – von wegen. Er bewies definitiv das Gegenteil, auch wenn seine Scheißlehrer das nicht immer genauso sahen. Sollten sie doch sagen, was sie wollten. Ihm konnte es egal sein, solange alles lief und er

irgendwie an Kohle neben seinem kläglichen Taschengeld von fünfundzwanzig Euro im Monat kam. Lächerlich, wie seine Eltern immer behaupteten, ein Junge in seinem Alter bräuchte noch nicht so viel. Der Betrag reichte maximal eine Woche und gerade einmal für einen Bruchteil der Dinge, die er in »Call of Duty« wirklich dringend brauchte. Wenn man es genau nahm, waren sie sogar überlebenswichtig. Aber dafür hatten seine Eltern einfach keine Antenne. Schule, Bücher, Freizeitaktivitäten – das war es, was seine Eltern für relevant hielten. Virtuelle Schlachten, die über das Wohlergehen ganzer Völker entschieden, Angriffe feindlichen Terrains und die Kontrolle über eine ganze Armee, gehörten dagegen eindeutig nicht dazu. In seinen Augen unverständlich.

Als hätte sie seine Gedanken erahnt, versuchte seine Mutter plötzlich gerade unangekündigt, in sein Zimmer zu plätzen. Sie rüttelte leicht an der vorsorglich verschlossenen Tür und klopfte dann energisch.

»Louis, ich hoffe, du machst dich da drinnen für die Schule fertig. Dein Bus fährt in zwanzig Minuten!«, rief sie durch die Tür.

»Bin dabei«, log Louis und gähnte.

Sie hatte es doch selbst gesagt. Er hatte noch fast zwanzig Minuten, um zur Bushalte zu kommen. Warum sollte er dann jetzt schon aufstehen?

Aufstehen, Pullover und Jogginghose von gestern überstreifen, ein paar Bücher in seinen Rucksack packen und fertig! Wozu sollte er mehrfach am Tag Zähneputzen oder sich die Haare kämmen? Frühstück konnte er sich auch beim Kiosk um die Ecke holen, denn dort gab es nun mal die günstigsten Schokoriegel und die waren ja wohl um Längen besser als der Biokram ohne Zucker, den seine Mutter ihm immer andrehen wollte. *Schleimbrei, nein danke!* Seiner Rechnung zufolge blieben ihm also noch ganze acht Mi-

nuten im Bett, bevor er sich in die unangenehmen Dinge des Tages begeben musste. Gerade noch ausreichend Zeit, um das heute Nacht herausgekommene YouTube-Video anzufangen. Normalerweise gehörte er immer zu den ersten Abonnenten, die sich in den Kommentaren zu den im jeweiligen Video diskutierten Gaming-Skills äußerten. Gestern wurden seine Pläne allerdings – wie so oft – von seiner Mutter durchkreuzt. Sie hatte wie jeden Abend das WLAN gegen dreiundzwanzig Uhr ausgeschaltet, war dann aber nicht wie sonst ins Bett gegangen, sondern hatte sich mit irgendeiner Frauenzeitschrift auf dem Sofa niedergelassen. Er musste also unverrichteter Dinge mit einem Glas Milch in der Hand, um den Schein zu wahren, wieder von der Küche in sein Zimmer gehen. Nach einer halben Stunde war dann klar gewesen, dass er es sich dieses Mal abschminken konnte, noch weiter im Netz zu sein. Das Video war für Mitternacht angekündigt gewesen, und da der Monat bereits halb herum war, reichten seine mobilen Daten nicht mehr dafür aus, ohne das WLAN weiterzumachen.

Es hatte ihn schon fast nervös gemacht, nicht Teil der direkten Reaktionen sein zu können und mit dem Wissen im Bett zu liegen, dass er gerade etwas sehr Wichtiges verpasste, aber in der letzten Nacht war er aus ähnlichen Gründen wie gestern – nur erfolgreicher – lediglich zu vier Stunden Schlaf gekommen. Dieses Defizit hatte er so immerhin ausgleichen können.



Der Bus war ausnahmsweise einmal nicht zu spät gekommen, sodass Hannah früher als erwartet in der Schule eintraf. Viel los war noch nicht – nur die müde aussehenden Leute, die von weiter weg kamen und sich den ungünstigen

Zeiten der Bus- und Bahnfahrpläne fügen mussten und ein paar Lehrer, die geschäftig die Eingangshalle kreuzten.

Timo war noch nicht da – wie hätte es auch anders bei jemandem sein sollen, der sein eigenes Motorrad hatte – und mit Mira rechnete Hannah frühestens um zehn vor Acht. Bis dahin waren leider noch ganze zwanzig Minuten Zeit, und Hannah beschloss, sich an die Fensterfront zu setzen, wo Timo und seine Kumpels meistens abhingen. Falls ein bekanntes Gesicht vorbeikommen sollte, würde sie es von ihrem Platz aus sehen können.

Einen Moment Ruhe konnte sie, wenn sie darüber nachdachte, eigentlich ganz gut gebrauchen. Sie hatte gestern Abend lange überlegt, wie sie Nele vorsichtig, aber dennoch vertraut und auf das Thema bezogen, kontaktieren sollte.

Schließlich war sie dann doch ziemlich in die Tiefe gegangen und hatte eine umfangreiche Nachricht verfasst. Das war nun mal ihre Art. Wenn sie zu etwas wirklich Persönlichem über ein so unpersönliches Medium wie das Smartphone ihre Meinung äußern wollte, neigte sie zu romanartigen Texten. Sie ging gerne in die Tiefe und machte sich ernsthaft Gedanken darüber, wie die andere Person die Botschaft aufnehmen würde.

Ein weiteres Grüppchen kam durch die Eingangstür herein und zerstreute sich schnell in verschiedene Richtungen. Die meisten wirkten mit sich selbst beschäftigt und blickten beim Laufen vor sich auf den Boden. Worüber sie wohl gerade nachdachten? Hannah hätte bei einigen anhand des Gesichtsausdrucks Vermutungen anstellen können, grobe Einschätzungen, die Körperhaltung und äußeres Erscheinungsbild eventuell verstärkten. Von der Wahrheit war sie damit wahrscheinlich meilenweit entfernt.

Nele hatte sie gestern in vielerlei Hinsicht überrascht. Sie hatte sich nach der gefühlvollen Nachricht von Hannah ermutigt gefühlt. Vielleicht war ihr jetzt, wo ihre Eltern und

wer weiß wer noch Bescheid wussten, auch alles egal – Hannah wusste es nicht. Es war gewesen, als wäre eine Mauer gefallen, als hätte Nele ihre Burg verlassen und ihr wirklich unverfälscht und als sie selbst geschrieben. Sich nicht direkt gegenüber zu stehen, half ihr vielleicht zusätzlich.

Hannah hatte von den Gefühlen erfahren, mit denen Nele jeden Morgen aufgewacht und in die Schule gegangen war. Gefühle, die sie anfangs noch nicht richtig zuordnen konnte. Es gab so Vieles, über das das Mädchen nachgedacht hatte, mit dem Hannah niemals gerechnet hätte. So viel Tiefe, die hinter einer Fassade verborgen gewesen war.

Vorher war Nele eine von den Schülerinnen in den Grüppchen gewesen, der keiner weiter Aufmerksamkeit schenkte, die aber womöglich innerlich viel bewegter waren, als es der Schein Beobachtenden wie Hannah vorgaukelte. Eine graue Maus mit buntem Kern.

Die beiden Mädchen hatten thematisch beim Mobbing angefangen und bei zutiefst philosophischen Fragen aufgehört, die das ganze Leben in einem anderen Blickwinkel aufgriffen. Das hatte sie völlig fasziniert und beeindruckt, immerhin war Nele ganze zwei Jahre jünger als sie selbst. Mit Mira hatte sie solche Gespräche mehrfach geführt. Aber unter besten Freundinnen, die sich schon in- und auswendig kannten, war der Verlauf ein anderer und es kamen keine oder kaum neue Blickwinkel dazu. Manchmal brach einer von ihnen ab, wenn sie begannen, sich im Kreis zu drehen.

Erneut öffnete sich die Eingangstür und ein kühler Luftzug erreichte Hannah. Sie bekam eine leichte Gänsehaut, da sie sich heute Morgen lediglich für ein vor dem Bauch zugeknötetes T-Shirt entschieden hatte.

Dieses Mal war es nur eine Person, die die Schule betrat, stehen blieb und sich umsah. Es war Nele, und als sich ihre Blicke kreuzten, lächelte sie Hannah erleichtert zu. Sie kam herüber und setzte sich neben sie auf die Bank. Sie sah gut

aus, besser jedenfalls als am Tag zuvor. Keine verquollenen Augen oder hängenden Schultern.

»Danke noch mal für gestern, das hat mir echt geholfen«, sagte sie. Hannah grinste.

»Mir tatsächlich auch. So philosophisch sind meine Chats selten!« Nach einem kurzen Zögern fügte sie noch hinzu:

»Wie bist du jetzt mit deinen Eltern verblieben?«

»Bevor wir beide geschrieben haben, hatten sie ja angekündigt, irgendwelche Maßnahmen ergreifen zu wollen und das Gespräch zu suchen. Ich habe anschließend noch mal mit ihnen geredet und sie waren einverstanden, dass ich heute ohne ihre Eskorte zur Schule gehe und selbst versuche, da was zu machen. Sie haben mir sogar überraschenderweise ein paar Tipps mitgeben wollen und mir erstmal die Verantwortung überlassen – Gott sei Dank! Mussten wahrscheinlich den ersten Schreck verarbeiten.«

Na, siehst du!, dachte Hannah wohlwollend. Sie war von Anfang an der Meinung gewesen, dass Ehrlichkeit und Austausch mit Menschen, die ihr nur helfen wollten, die beste Option war. Nach Miras sehr negativer und verzweifelter Nachricht war sie aber dennoch beunruhigt gewesen.

»Du wirst heute also mit Luna und den anderen sprechen?«, fragte sie.

»Das ist auf jeden Fall der Plan. Ich will da einfach nur wieder rauskommen. Keine Ahnung, ob das was wird.«

»Möchtest du, dass ich in der Nähe bin?«

»Nein, nein, alles gut. Ich habe schon viel zu lange den Fehler gemacht und versucht, mich hinter anderen zu verstecken. Und jetzt sehe ich ja, was mir das gebracht hat.«

Hannah konnte immer noch nur staunen, mit welcher Selbstreflexion sie an die Angelegenheit heranging. Vor allem so plötzlich. Gestern war Nele ein scheinbar anderer Mensch gewesen, der unsicher, eingeschüchtert und unent-

schlossen gewirkt hatte. Natürlich freute sich Hannah über diese neue Entwicklung, aber sie konnte nicht umhin, ein wenig skeptisch zu bleiben. War ihr Auftreten nur Show? Alles, was sie bisher über Ausgrenzung und Ausgegrenzte gehört hatte, stand in starkem Kontrast zu dieser Erfahrung hier.

»Okay, wie du meinst. Lass dich nur nicht unterkriegen«, sagte Hannah.

Nele zuckte mit den Schultern und sah nun doch ein kleines bisschen traurig aus.

»Ich werde es versuchen.«



»Da bist du ja endlich!«, wurde Mira mit einem Augenzwinkern von Hannah begrüßt, als sie kurz vor knapp noch in den Biologie-

Raum geeilt kam.

»Hab ich was verpasst?«, fragte sie leicht außer Atem, während sie ihre Arbeitsmaterialien schwungvoll auf den Tisch warf.

Ihre Mutter hatte sie dann doch noch in letzter Sekunde vom Gehen abgehalten und von ihr wissen wollen, ob sie Franziska schon geantwortet hatte. Natürlich war das nicht der Fall. Aber Mira hatte es etwas anders für ihre Mutter dargestellt, um nicht in der nächsten Zeit immer wieder daran erinnert zu werden.

»Nope. Ach, vielleicht nur, dass Nele heute Morgen schon recht früh da war und mir von ihrem Plan erzählt hat, ein paar ernste Worte mit ihren Freunden zu wechseln«, sagte Hannah und malte Anführungszeichen bei dem Ausdruck »Freunden« in die Luft.

Mira hielt kurz inne und runzelte die Stirn.

»What? Also ich meine, das ist natürlich megagut und alles, aber eine ziemliche 180 °-Wende.«

»I know, dachte ich mir auch. Ich habe gestern etwas ausführlicher mit ihr geschrieben und wirklich interessante Dinge über sie erfahren.«

Mira sah ihre Freundin an und suchte nach Anzeichen für einen versteckten Sarkasmus in ihren Worten, nur um ganz sicher zu gehen. »Interessante Dinge« wurden von ihnen sonst häufig für Tratsch und irgendwelche Geheimnisse über andere Personen verwendet. Dieses Mal war dem anscheinend aber nicht so. Hannah wollte ihren Bericht noch weiter ausführen, verstummte aber, als der Lehrer den Raum betrat und mit seiner üblichen, ausladenden Handbewegung andeutete, dass sie zur Ruhe kommen sollten.

Mira hatte die ganze Stunde über vor Neugier gebrannt, sich aber bis zur ersten großen Pause zurückgehalten. Jetzt sprudelten die Fragen nur so aus ihr hervor.

»Zurück zu Nele. Was hat sie so erzählt und wie kam es überhaupt dazu? Wann will sie die anderen ansprechen? Wie ist es bei ihr zuhause weitergegangen?«

»Langsam, langsam. Ich kann nicht alles auf einmal beantworten«, warf Hannah ein und begann, ihrer Freundin die Geschehnisse seit gestern Abend zu erzählen.

Ab und zu warf Mira ein »Oha« oder ein »Nicht schlecht« ein, besonders als es um die Grundsatzfragen ging, von denen Hannah ihr in aller Breite berichtete. Ansonsten hörte sie still zu.

Sie hätte sich selbst als eine gute ZuhörerIn bezeichnet, die aufmerksam war und der Erzählenden das Gefühl gab, gerade gedanklich nur bei ihr zu sein. Das war irgendwie schon immer so gewesen und etwas, worauf sie großen Wert legte. Die meisten Menschen in ihrem Umfeld schweiften bei aus-

fürhlicheren Erzählungen schnell ab und vermittelten dieses Desinteresse ihrem Gegenüber leider auch. Am Schlimmsten empfand sie aber die parallele Handynutzung während eines Gespräches. Zum einen kam sie sich dann immer ziemlich blöd vor, als würde sie mit einer Wand reden, zum anderen würde sie sich an Stelle der zuhörenden Person extrem unhöflich vorkommen. Dass nicht alle diese Ansicht zu teilen schienen, hatte sie schon allzu häufig erlebt.

»In den ersten zwei Stunden wollte Nele ganz normal in den Unterricht gehen und das Gespräch auf eine der Pausen legen. Möglicherweise ist sie jetzt gerade schon dabei«, schloss Hannah mit ihrem Bericht.

»Spätestens nach der Schule werden wir mehr wissen«, sagte Mira.

»Du ja schon allein durch Luna und deine Eltern, die sie bestimmt darauf ansprechen werden.«

»Vermutlich, aber ich arbeite heute Nachmittag erst mal und da Mama und Papa gestern schon versucht haben, mich da herauszuhalten, wird es heute sicherlich ähnlich ablaufen.«

»Ich helfe Mama heute auch noch im Laden. Passt eigentlich ganz gut, denn dann hab ich ein bisschen Reserven für morgen. Die Tickets sind übrigens schon gebongt«, wechselte Hannah das Thema.

»Ah, sehr gut. Ist auf jeden Fall entspannter, wenn wir sie nicht morgen in aller Frühe noch besorgen müssen. Bist du bei der 7-Uhr-Verbindung geblieben?«, fragte Mira.

»Ja, war bei der Uhrzeit auch gar kein Problem. Zurück sind wir flexibel, aber ich habe da schon einen Zug um zwanzig Uhr ins Auge gefasst, der ganz gut passen könnte. Dann wären wir um halb zehn wieder hier und hätten in Lübeck mehr als genug Zeit für alles, was wir so machen wollen.«

Mira lief ein heiß-kalter Schreck durch den Körper. Sie hatte sich nicht mehr bei I.zeus gemeldet, geschweige denn

ihren eBay-Account aufgerufen, und Hannah wusste auch noch nichts Genaueres von dem zusätzlichen Programmpunkt. Es wurde höchste Zeit, ihr von den Plänen zu erzählen. Hoffentlich dieses Mal ohne Streit ...

»Ich müsste um zwölf mal eben das Märchenbuch bei dem Verkäufer abholen, aber wenn du die Zeit lieber anders nutzen möchtest, könnten wir uns ja auch für die halbe Stunde trennen.«

»Wo sollst du denn dafür hin?«, fragte Hannah.

»Moment, ich schaue mal eben nach. Ich kenne mich ja nicht wirklich in Lübeck aus«, sagte Mira entschuldigend und schaltete ihr Handy zum ersten Mal für heute an.

»Machst du eine Art digitale Diät? Du bist doch eh keine Anwärtlerin für ›Miss Smartphone‹«, fiel Hannah dieser Umstand gleich amüsiert auf.

»Nee, eigentlich nicht. Ich war nur irgendwie neben der Spur und brauchte mal Ruhe von dem Kram.«

Ihr Handy war nicht mehr das Neuste und brauchte besonders in Situationen, in denen man darauf wartete, eine gefühlte Ewigkeit, um zu starten. Als es fertig geladen hatte, war Mira aber mit ein paar Klicks dort, wo sie hinwollte – auf eBay.

»Der Verkäufer hat dir sogar gleich drei Nachrichten geschickt!«, bemerkte Hannah, die Mira aus Gewohnheit über die Schulter sah.

»Stimmt«, sagte sie und kaute dabei fast schon betreten auf ihrer Unterlippe herum. Vielleicht hätte sie das Treffen erst mal unter Dach und Fach bringen sollen.

»Ah, ich hab's! Der Treffpunkt ist in St. Lorenz Nord beim Broilingplatz.«

Sie schmiss den Routenplaner an und erhielt zur Abwechslung mal ein freudiges Ergebnis.

»Zu Fuß braucht man etwa fünfzehn Minuten von der Innenstadt aus«, teilte sie Hannah die Information mit.

»Das geht doch klar. Dann komme ich natürlich mit. Musst ja nicht alleine einen Fremden treffen.«

»Er wirkt zwar recht seriös, aber ist auf jeden Fall lustiger, wenn du mit dabei bist.«

Der Samstag nahm immer greifbarere Züge an, die beide Freundinnen in eine euphorische Vorfreude versetzten.

Nach der Schule machte sich Mira direkt auf den Weg in das Café, in dem sie seit gut einem Jahr regelmäßig aushalf. Sie war durch Zufall an den Job geraten, als sie sich mal bei schlechtem Wetter eine Zuflucht hatte suchen müssen. Da das Café in der Innenstadt lag, war es Mira schon davor mal aufgefallen. Dennoch war sie an den seltenen Tagen, an denen sie mit ihrer Familie in der eigenen Stadt frühstücken oder Kuchen essen gegangen war, stets in ihr »Stammcafé« eingekehrt. Der Regenguss an besagtem Tag kam völlig überraschend, und so war sie kurzerhand durch die nächstgelegene Tür gestürmt. Wo sie dann schon einmal drinnen war, wäre es ihr unhöflich vorgekommen, sich nicht wenigstens eine Kleinigkeit zu bestellen. Ein Blick in die Auslage hatte gereicht, um sie zu begeistern. Kuchen und Torten, die augenscheinlich mit viel Liebe dekoriert worden waren, lieferten sich aus schokoladigen Brauntönen, saftigen Beeren und weißen Tupfern ein wahres Duell um die Aufmerksamkeit der Gäste.

Sie hatte gleich noch einen heißen Kakao mit Hafermilch dazugenommen und dabei am Tresen sitzend ein Gespräch mit der Bedienung angefangen. Sie war nicht zu einer der Stoßzeiten dort gewesen, und die nette Frau hinter der Kaffeemaschine war sichtlich erfreut, sich mit einer leidenschaftlichen Kuchenesserin zu unterhalten. Mira brachte ein paar Aspekte in Bezug auf gesunde, vollwertige und vegane Ernährung mit ein und ruck zuck hatten sie ein Probearbeiten noch in derselben Woche vereinbart.

Das war nun schon eine ganze Weile her, und seitdem war sie zu einer wirklich guten Bäckerin geworden. Es gab so viele kleine Kniffe, die dafür sorgten, dass das fertige Werk so aussah, wie man es von einem Café oder einer Konditorei eben erwartete.

Heute war das Wetter zwar wolkig, aber immerhin trocken, und die bekannten Gesichter der Stammkunden, die mit einer Limo und einem Panini an ihren typischen Plätzen zu Mittag aßen, lächelten ihr grüßend entgegen, als sie die Tür aufmachte und den Raum betrat.

Die Küche lag hinter dem Tresen und Jolie, eine Studentin um die zwanzig mit flippigen Klamotten und kastanienbraunen, zu einem Messy-Dutt hochgesteckten Haaren, war bereits darin am Werkeln.

»Moin!«, sagte sie fröhlich mit ihrer hohen, aufgeweckten Stimme.

»Hi! Wie geht's, wie steht's?«

»Noch ganz gut. Ist aber einiges zu erledigen heute. Morgen kommt diese Geburtstagsgesellschaft und wir sind für die Kuchen zuständig.«

»Ist doch bestens!«, sagte Mira gleich eifrig.

»Na, dann leg du doch gleich mal los, und ich kümmere mich die erste Hälfte um die Spüle.«

Perfekter hätte der Start in ihre Schicht nicht sein können. Sie drehte das Radio in ihre Richtung und ließ leise Musik laufen, während sie sich ihre rote Schürze umband. Es war fast, als würde jemand ihren schlechten Start in den Tag nun doppelt wieder wettmachen wollen.

Ein Blick auf die Liste sagte ihr, dass die Gäste sich etwas speziellere Sachen wünschten, die normalerweise nicht auf dem Programm standen. Jolie hatte ihr dafür schon zwei neue Rezepte hingelegt. Eines war für einen Victoria Sponge Cake, der aus zwei dicken Zitronenböden bestand und mit Sahne und beerigem Fruchtkompott gefüllt wurde. Sehr

britisch und besonders gut zu verzieren. Das zweite Rezept war eine Variante vom Russischen Zupfkuchen, allerdings mit Apfelscheiben auf dem Boden. Im Prinzip eine Mischung aus böhmischem Apfelkuchen und dem klassischen Russischen Zupfkuchen. Sie würde mit den Böden für die Torte anfangen müssen, damit sie genug Zeit zum Auskühlen hatten und sich danach den anderen Kuchen widmen.

Fröhlich machte sie sich an die Arbeit. Die Rezepte mochten neu sein, aber die Grundlagen und Handgriffe waren die Gleichen wie sonst auch.

Auf diese Weise verging der Nachmittag wie im Flug und um sie herum breitete sich ein Meer aus wohlriechenden Kuchen und Böden aus. Gerade trug sie eine fertige Mandeltarte zu einem der Regale, da hörte sie ein leises Flüstern, kaum mehr als ein Hauchen, direkt neben ihrem Ohr.

»Hilf mir!«

Erschrocken fuhr sie herum und erwischte dabei mit ihrem Ellenbogen einen zum Auskühlen auf der Arbeitsfläche stehenden Streuselkuchen.

Scheppernd fiel der Kuchen samt Form zu Boden und lag dort wie ein Trümmerfeld verstreut und ruiniert.

»Mist, Mist, Mist!«, fluchte Mira laut und stellte den anderen Kuchen zur Vorsicht schnell auf einen anderen freien Platz.

Jolie steckte den Kopf durch die Tür des Vorratsraumes und machte große Augen.

»Neeeeein!«, rief auch sie und verschwand wieder um die Ecke, nur um wenige Sekunden später mit einer Kehrschaukel wieder zu erscheinen.

»Der ist hinüber«, stellte sie bedauernd fest.

»Ich war gerade fertig und alles hätte so gut gepasst«, jammerte Mira.

Kleinere Malheure passierten immer mal wieder, aber einen fertig gebackenen Kuchen wegschmeißen zu müssen,

das war schon ziemlich ärgerlich. Darin steckten immerhin jede Menge Arbeitszeit, Zutaten und Energiekosten, die nun einfach im Nichts versiegt.

»Wenigstens war es nicht die Torte, sondern nur ein einfacher Kuchen. Der ist doch schnell wieder neu gebacken, oder?«, fragte Jolie und wollte ihre Kollegin damit sichtlich ein wenig aufmuntern. Mira nuschelte nur ein »Ja, ja« und machte sich an die Beseitigung der Schweinerei. Sie ärgerte sich über sich selbst. Es war mittlerweile nicht das erste Mal, dass sie sich durch ein scheinbares Indiz für Aschenputtels Anwesenheit in ihrer Welt aus der Fassung hatte bringen lassen. Zum Leichtathletik-Training würde sie es heute Abend auf gar keinen Fall mehr schaffen. Selbst schuld, dachte sie bitter und schickte Kristin eine Absage für heute. Und das so kurz vor dem Wettkampf nächste Woche – sie hatte wirklich gründlich ins Klo gegriffen.

Im Moment halfen nur zwei Dinge: Überstunden, um die Aufgaben für heute zu erledigen und morgen endlich das Märchenbuch erhalten, mit dem sie dem Spuk ein Ende setzen würde. Hoffentlich ...

»Was läuft bei diesem Mädchen falsch?«

»Keinen Plan. So ein Opfer!«

»Hat sie ernsthaft erwartet, dass sie bei uns was zu melden hat?«

»Ihr Gesicht war aber auch zu geil, als wir ihr mal gesagt haben, was Sache ist.«

»Aschenputtel passt einfach wie die Faust aufs Auge!«

Luna und ihre Gang hatten es sich in »ihrem« Park auf zwei nebeneinanderstehenden Bänken bequem gemacht. Abgesehen von ihr selbst waren da noch Lily, Celine, Theo und Anton, die sich gerade in ein aufgebrachtes Gespräch über den vergangenen Vormittag gestürzt hatten.

»Leute, ich finde es nicht gut, wie ihr mich in letzter Zeit behandelt habt«, öffte Celine Nele nach und verzog dabei das Gesicht so, dass ihre Zähne wie Hasenzähne aussahen.

»Wir aber!«, sagte Anton gehässig und alle begannen zu lachen.

»Warum wissen ihre Eltern überhaupt auf einmal davon? Sie wird ja nicht random zu ihnen gelatscht sein und ihnen ihr armes Herz ausgeschüttet haben, oder?«, warf Lily ein und sah fragend in die Runde.

Schweigen. Luna gefiel die Richtung nicht, in die dieses Gespräch zu gehen drohte, also zuckte sie nur mit den Schultern.

»Wen juckt's?«

»Hast recht«, sagte Theo zustimmend.

Innerlich atmete Luna erleichtert auf. Sie hatte nicht vor, den anderen zu erzählen, dass ihre Eltern und Mira dabei eine nicht zu vernachlässigende Rolle gespielt hatten. Der Umstand war schlimm genug, da musste sie nicht auch noch Futter für Sticheleien liefern. Oder – das absolute Horror-szenario – einen Grund für angesagte Leute wie Dennis,

sie nicht mehr zu ihren Partys einzuladen, weil sie den Ruf einer Petze hatte.

Manchmal war es ein wahrer Balanceakt, bei ihren nervigen und Spaß bremsenden Eltern und ihrer Ach-so-vernünftigen-Schwester trotzdem bei allen wichtigen Sachen wie den Partys mitzumachen und sich nicht ins Abseits zu kicken. Konnten sie sich nicht einfach mal aus ihrem Leben heraushalten? Warum meinten sie denn bitte, ein gesonder-tes Auge auf sie haben zu müssen? Lunas Freunden ging es manchmal genauso, das wusste sie, aber so etwas behielt man für sich und gab nach außen den Jugendlichen ohne Einschränkungen. Irgendwie logisch, fand sie, denn wer wollte sich schon das Gejammer von anderen anhören, wenn einem selbst dieses Problem nur allzu bekannt war?

»Ich bin der alten Frau Müller immer noch dankbar dafür, dass sie sich mit uns in Deutsch durch ›Aschenputtel‹ durchgequält hat. Sonst wären wir nie auf ihren tollen Spitznamen gekommen«, sagte Celine.

»Gescheiterte Pussys – oder war es Protagonisten? Die einzige Deutschstunde, die mir jemals etwas gebracht hat!«, sagte Theo mit einem albernen Singsang in der Stimme.

»Streich ich mir rot im Kalender an, dass du so etwas über die Schule gesagt hast!«, reagierte Lily und knuffte ihn mit ihrem Ellenbogen in die Seite.

In der Tat war es ein Tag gewesen, an dem sich für Luna und ihre ehemalige Freundin Nele einiges verändert hatte. Nicht alles davon war auch so beabsichtigt gewesen, aber es war für sie der Schritt in einen neuen beliebten Freundeskreis gewesen. Bis zu diesem Tag hatte sie mindestens einmal in der Woche mit Nele abgehangen und sie beide waren wie ein unzertrennbares Doppelpack gewesen. Während Nele damit mehr als glücklich gewesen war, hatte Luna angefangen, sich unwohl zu fühlen, wenn sie mit Nele verbunden wurde. Ihr Stil war etwas altbacken und ihr Leben irgendwie

langweilig. Schule, Hausaufgaben, Musikunterricht, Lesen und gelegentlich unerreichbaren Jungs hinterherschwärmen. Keine Partys, keine spontanen Nachttrips, kein heimliches Schwänzen und schon gar keine »verbotenen« Dinge wie Alkohol oder Zigaretten. Im Prinzip mochte Luna ihre Freundin wirklich gerne, denn sie war sehr interessiert an ihrem Leben und es gab nie irgendwelche Probleme mit ihren Eltern. Durch den Kontakt zu ihr blieben ihr aber leider auch die wirklich reizvollen Türen verschlossen. Niemand hätte sie zu den Coolen gezählt oder mit ihr abgehangen, solange da noch Nele war.

Schließlich war der Moment für Luna gekommen, etwas zu verändern. Sich loszulösen. Frau Müller hatte die Geschichte von Aschenputtel mit ihren aufgerissenen Augen und ihrer lauten Stimme vorgetragen und sie zum Thema der Stunde gemacht. Noch während sie beim Erzählen gewesen war, hatte sich Celine umgedreht und – ohne sich die Mühe zu machen, ihre Stimme zu senken – gesagt, dass ihr da jemand einfallt, der ebenfalls ganz brav um das Pech auf der Treppe herumgehen würde, um ihre Sachen nicht dreckig zu machen. Dabei hatte sie vielsagend in die Richtung von Luna und Nele geschaut und gekichert.

Als hätte sie auf diesen Impuls gewartet, hatte Luna sich zu Celine nach vorne gebeugt und geflüstert, die Sache mit dem Prinzen sei auch gar nicht so unrealistisch, wenn man die Zehntklässler als solche bezeichnen wollte. Mit einer raschen Bewegung der Augen in Neles Richtung hatte sie deutlich gemacht, dass sie nicht von sich selbst sprach und dazu verächtlich geschnaubt. Über Neles verletzten Blick und das beschämte »Stimmt gar nicht« hatte sie hinweggesehen.

Ab diesem Moment war Luna zu den angesagteren Leuten aufgestiegen und Nele zu einer Außenseiterin geworden. Celine hatte sie gleich für die nächste Pause »zu sich« eingeladen, und sie mit ihren Freunden aus den anderen Klassen

und teilweise auch Jahrgängen bekannt gemacht. Ein paar der Geschichten, die sie ab und an über ihre Eltern oder auch über Nele erzählt hatte, um sich von diesen zu distanzieren, entsprachen nicht ganz der Wahrheit, aber das war ihr erst mal egal. Schnell merkte sie, dass besonders Lästereien über ihre ehemals beste Freundin besonders gut ankamen und so nahm die Sache ihren Lauf. Wenn sie gelegentlich dann doch ein schlechtes

Gewissen bekam, was nur selten vorkam, dann war das entscheidende Argument stets, dass Nele sich ja nicht so uncool verhalten musste und letztlich selbst schuld war, dass die interessanten Leute sie mieden. Wie hieß es noch in diesem Sprichwort? »Jeder ist seines Glückes Schmied«? Es enthielt jedenfalls mehr Wahrheit, als Luna früher vermutet hätte.



Als Mira endlich gegen zwanzig Uhr die letzte Kuchenform beschriftet in den Kühlschrank stellte und sich für den Heimweg ein übriggebliebenes Stück Bananenbrot auf die Hand mitnahm, war sie trotz der milden Märztemperaturen verschwitzt, und ihre Hände fühlten sich rau vom vielen Waschen an. Sie benötigte mehrere Anläufe, um ihr Handy zu entsperren, da der Fingerabdruck nicht richtig abgelesen werden konnte.

Ein Blick auf die Nachrichten sagte ihr, dass sie den Wink vielleicht besser wahrnehmen und das Gerät gar nicht erst hätte entsperren sollen. Sofort schämte sie sich für diesen Gedanken, der so wenig sozial war, wie ein Politiker, der die Augen vor dem Rassismus in seinem Land verschloss und daraus folgerte, dass es auch keinen gab, wenn er die Augen nur zuließ. Ein anderes, wesentlich schwerwiegendes Thema

natürlich, aber die Parallele kam ihr trotzdem irgendwie in den Sinn.

Ihr sprangen jedenfalls gleich mehrere Nachrichten von Hannah, eine von Kristin und drei Anrufe, die ähnlich auf ihre Freundinnen verteilt waren, entgegen.

Kristin wirkte trotz Miras gutem Grund verstimmt über ihr Nichterscheinen zum Training und betonte unnötigerweise, dass der Wettkampf unmittelbar vor der Tür stünde. Als ob sie das nicht selbst wusste ...

Mira hatte Kristins Ehrgeiz schon immer bewundert, aber in deren Augen drehte sich wirklich immer alles um Leistung und es gab praktisch keinen Grund, mal einen Tag nicht zum Training zu erscheinen. Da musste es schon beinahe um Leben und Tod gehen. Sollte sie sich doch darüber aufregen, dachte Mira erschöpft. Sie wäre schließlich auch lieber bei ihrer Freundin gewesen, als den blöden Streuselkuchen erneut zu backen.

Um wieder ein bisschen Energie zu tanken, biss sie ein großes Stück von ihrem Bananenbrot ab, während sie durch die Stadt zu ihrem Fahrrad lief. Es schmeckte himmlisch und ehe sie dazu kam, die restlichen Nachrichten zu lesen, war das komplette Stück auch schon in ihrem Bauch verschwunden. Sie hatte gar nicht gemerkt, was für einen Hunger sie hatte. Jetzt, wo ihr Körper durch die Nahrung wieder angezuckert worden war, schrie er förmlich nach Nachschub. Sie hätte ein ganzes Schwein verdrücken können, auch wenn diese Metapher sich vielleicht nicht so gut für eine Vegetarierin eignete.

Leider musste ihr Körper mit dem Nachschub bis zuhause warten, und so hatte Mira keinen weiteren Vorwand, sich nicht auch noch Hannahs Nachrichten durchzulesen.

»Call me!«, »Neles Plan ist komplett fehlgeschlagen, und ich glaube, ihr geht es noch beschissener als gestern.«, »Was sollen wir machen? Meinst du, du kannst noch mal mit dei-

ner Schwester oder notfalls auch deinen Eltern darüber reden?«, lauteten ihre Nachrichten und bestätigten damit Miras düsteren Verdacht. Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn sich die Sache so einfach lösen ließe. Dann wäre es vermutlich auch kein richtiges Mobbing gewesen, sondern eher eine Art Späße, die etwas über die Stränge geschlagen waren.

Das kleine bisschen Energie, welches sie zuvor durch den Kuchen verspürt hatte, floss wie Wasser durch die Ritzen in einem Steinhaufen und versickerte im Nichts.

Sie passierte die Fassade eines Schuhgeschäfts, das wie die anderen Läden auch bereits dunkel und verschlossen war, und ging weiter auf die Fahrradständer vor der Buchhandlung zu. Ein Blick durch die Glasscheibe brachte ihr eine zunächst vage, dann immer fester entschlossene Erkenntnis. Zwischen einer ganzen Ansammlung von Kinderbüchern, befand sich auch ein Band von Grimms Märchen mit einem Frosch und einer goldenen Kugel vor einem Brunnen auf dem Cover. Was würde passieren, wenn es ihr morgen gelingen würde, die Veränderung von Aschenputtel wieder zurückzunehmen? Je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer war sie sich auch, dass Luna tatsächlich vor ihrem Traum eine Verabredung mit Nele geplant hatte, denn sie hatte beide nebeneinander in der Schulmensa gesehen – lachend.

So tröstend diese Idee im ersten Moment wirkte, umso mehr erhöhte sie auch den Druck auf Mira. Wenn ihre Befürchtung sich als zutreffend entpuppte, dann war sie unbeabsichtigt diejenige, die den Stein ins Rollen gebracht und Nele damit das Leben zur Hölle gemacht hatte.

Immer schön positiv denken, wies sich Mira selbst an und löste endlich das Schloss von ihrem Fahrrad. Sie würde morgen bestimmt erfolgreich sein. Und wenn dieser Fall eintrat, dann brauchte sie sich um das Ganze im Prinzip jetzt gar keine Sorgen zu machen. Ein paar schlaue Worte würde

sie sich für Hannah zwar trotzdem aus den Fingern saugen müssen, denn keine Reaktion oder eine nach dem Motto »Abwarten und Teetrinken« würde ihr sicherlich gegen den Strich gehen, und das zurecht. Ohne das Wissen über ihre eigentlichen Pläne, das war Mira klar, würde sie schnell als kaltschnäuzig und egozentrisch überkommen.

Der Himmel hatte sich den Nachmittag über weiter gezogen und der leichte Wind, der ihr auf dem Fahrrad entgegenwehte, war eine willkommene Abkühlung – nicht nur für ihren Körper, sondern auch für ihren Kopf.

17.

Samstag

Der Wecker schrillte mit seinem nervtötenden Ton mal wieder viel zu früh für Miras Geschmack und bei einem ersten Blick auf die Leuchtziffern, die unchristliche 05:50 Uhr anzeigten, dachte sie, sie hätte sich das Klingeln nur eingebildet, denn es war ja Samstag.

Dann schoss eine Erleuchtung durch ihre etwas müden Gedanken. Samstag! Der Tag, auf den sie sich schon fast die ganze Woche gefreut hatte! Mit dieser neu gewonnenen Motivation fiel das Aufstehen plötzlich wesentlich leichter und die Trägheit des Schlafes fiel Stück für Stück von ihr ab. Gestern hatte sie auf absolut gar nichts mehr Lust gehabt – außer Essen vielleicht – und sich um noch nichts für die Tour heute gekümmert. Sie überlegte. Was würde sie brauchen?

Die Standardsachen, wie Geld, Ausweis etc. waren natürlich klar und flogen als erstes in ihren selbstgenähten Rucksack aus alten Jeanshosen. Nach einem Check der Wettervorhersage folgte ein kleiner Regenschirm, den sie noch in ihrer Schultasche fand.

Für die Abholung ihres Märchenbuches, wie sie es mittlerweile in Gedanken nannte, reichte ihr Handy aus, für welches sie vorsorglich ein Ladekabel einpackte.

Den Rest, der eigentlich nur aus einer Flasche Wasser und etwas zum Frühstück bestand, würde sie erst zum Schluss in der Küche vorbereiten.

Das alles hatte jetzt gerade einmal fünf Minuten in Anspruch genommen und Mira stellte seufzend fest, dass sie mal wieder überängstlich in ihrem Zeit-Management gewesen war und selbst mit Umziehen, Badezimmer und dem Weg zum Bahnhof noch mindestens eine Viertelstunde übrig blieb. Hinlegen konnte sie sich aber jetzt nicht mehr,

denn dann würde es ihr umso schwerer fallen, ein zweites Mal aufstehen zu müssen. Kurz überlegte sie, ob sie sich den Weg zum Brolingplatz bereits einprägen sollte, betrachtete es dann aber doch als vergeudete Zeit und Mühe. Google Maps machte einem das Leben einfach zu leicht.

Stattdessen holte sie ihr Tagebuch aus seinem Versteck hinter dem Bett hervor und blätterte zur nächsten freien Seite. Die Zeitspannen zwischen den einzelnen Einträgen waren sehr unterschiedlich und unterlagen ganz eindeutig keinem System. Mal waren es wenige Tage, manchmal aber auch mehrere Monate. So sporadisch es aussehen mochte, steckte in den meisten Einträgen doch ein ausführlicher Querschnitt durch ihren aktuellen Gemütszustand, und von Zeit zu Zeit las sich Mira ganz bewusst den einen oder anderen Bericht noch mal durch. Heute allerdings griff sie nach dem Stift, wohl wissend, dass sie nur einen Bruchteil in ihrem kleinen Zeitfenster heute Morgen festhalten konnte. Der Rest musste dann im Anschluss an ihren Ausflug folgen.

Ein paar Sekunden schwebte der Stift über dem Papier neben dem Datum in der Luft, dann begann sie, die vergangene Woche der Reihe nach zu schildern.



»Ich hatte schon langsam Panik, dass bei dir etwas nicht stimmt«, sagte Hannah, als Mira und sie am Gleis standen und der Zug gerade einfuhr. »Du bist doch sonst immer so früh bei Zugfahrten!«

»Ich bin auch schon seit über einer Stunde auf den Beinen, habe mir dann aber die Zeit mit Tagebuchschreiben vertrieben und mich etwas verzettelt«, keuchte Mira immer noch ein bisschen außer Atem.

»Hey, das ist ja witzig. Ich hatte meines heute Morgen auch in der Hand, allerdings hatte ich keine Zeit mehr, irgendwas darin zu machen.«

Sie wählten einen Zweiertsitz in einem der fast leeren Wagons und stellten die Taschen zwischen die Füße.

»Weißt du noch, die Sache mit Sara und dir in der fünften Klasse? Wo du ihr einen Schokokuss ins Gesicht geklatscht hast? Das musste ich damals einfach aufschreiben!«, führte Hannah das Gespräch munter fort.

»Wie könnte ich das jemals vergessen. Der Gesichtsausdruck war Gold wert«, lachte Mira, die sich tatsächlich noch sehr lebhaft an die eskalierte Geburtstagsfeier erinnern konnte.

»Hamburger Stadtpark, strahlender Sonnenschein und dann dieses klebrige Süßzeug im Gesicht – das war schon fies von dir.«

»Schon, aber sie war ja nicht ganz unschuldig daran, und ich bin heute immer noch der Meinung, dass sie es verdient hatte«, verteidigte sich Mira im Spaß.

»Kann sein. Sie hatte jedenfalls im Gegensatz zu Nele einen eigenen Anteil daran.«

Mira gefiel es nicht, dass sich das Gespräch schon wieder in diese Richtung bewegte, denn sie hatte es langsam über, nur darüber zu reden. Vor allem jetzt, wo die Lösung zum Greifen nah war und sie es Hannah nur nicht sagen konnte beziehungsweise wollte.

»War außerdem echt 'ne Kleinigkeit, die für mich wahrscheinlich schlechter ausgegangen ist, als für sie selbst – bei all ihren Freundinnen, die gleich ganz empört über mich waren«, sagte sie deshalb einfach und ließ das »Thema Nele« bewusst weg.

»Wie wär's mit ein bisschen Musik?«, fragte Hannah nach einer Weile der Stille.

»Au ja, unbedingt!«, sagte Mira sofort mit leuchtenden Augen und so verging die Zeit bis zu ihrer Ankunft in Lübeck wie im Flug.

Eigentlich war es sogar ziemlich gemütlich mit der Musik und ihrem Frühstück auf dem Schoß, wenn man mal davon absah, dass Mira sich in Zügen meistens etwas ekelte. Immerhin war es ein ICE und die waren meistens sauberer als die Züge für den Nahverkehr, die sie sonst so nahm.

Beim Verlassen des Bahnhofsgebäudes, welches die Mädchen sofort an den Bahnhof King's Cross in den »Harry Potter«-Filmen erinnert hatte, war ihnen im Grunde genommen nur ganz vage klar, wohin sie jetzt zuerst gehen würden.

Mira angelte schon mit einer Hand in ihrem Rucksack, in den sie ihr Handy dummerweise hatte gleiten lassen, als Hannah abwinkte.

»Lass stecken. Wir werden doch wohl die Innenstadt ohne technische Hilfsmittel finden. Guck, da ist alles fein säuberlich ausgemaldet!«, sagte sie und hatte sich schon in die angezeigte Richtung aufgemacht.

»Jetzt warte doch mal. Wollen wir nicht erst mal ein paar Orte auf der Karte herausuchen und uns einen Plan machen?«

»Du und deine Pläne. Relax, wir schmeißen uns heute einfach mal ins Getümmel und sehen, wo wir so landen. Let's go!«, sagte Hannah ungeduldig und war schon wieder einige Meter weiter voraus. *Gegensätze ziehen sich an*, dachte sich Mira seufzend und folgte ihrer Freundin eilig. Tatsächlich kamen sie an mehr als nur einem wegweisenden Schild vorbei. Trotzdem wäre sie lieber noch eine Minute stehen geblieben und hätte auf eine Karte geschaut. Nur für den Fall.

High Five, Low Five, Backpfeif – die Jungen begrüßten sich auf ihre angestammte Art und Weise, bei der im letzten Zug Reaktionsschnelligkeit gefordert war. Mal kassierten beide, mal einer oder auch ab und an keiner einen leichten Schlag ins Gesicht. Heute aber war Louis mit seinen Gedanken nicht aufmerksam genug und steckte eine ordentliche Klatsche von Henry ein, die ihn endgültig wachrüttelte.

»Spast!«, sagte er als Zeichen, dass die Stelle, an der Henrys Hand auf seine Haut getroffen war, mehr zwiebelte, als es die stille Vereinbarung der beiden war.

»Halt's Maul, Loser!«, erfolgte prompt eine Antwort, die von einem leichten Rütteln an Louis' Schulter begleitet wurde.

Sie standen in einer nur mäßig belebten Seitenstraße in Lübeck St. Lorenz Nord, den Brolingplatz unweit entfernt.

»Musstest du dir ausgerechnet an einem Markttag diesen Treffpunkt aussuchen? Das kann Stunden dauern, bis ihr zusammengefunden habt«, sagte Henry mit einem nörgelnden Tonfall.

»Hab doch schon gesagt, dass die Käuferin den Tag genannt hat und ich mache so etwas halt immer dort. Für den Markt kann ich ja auch nichts, aber ist vielleicht ganz gut, dabei unter Leuten zu sein.«

»Junge, du verkaufst ein Buch, ein BUCH«, schnaubte Henry belustigt, wobei er allerdings kein bisschen mehr genervt wirkte.

»Oh shit, hab ich das überhaupt eingesteckt?«, durchfuhr es Louis mit einem Mal und er riss hastig am Seil seines Turnbeutels, um ihn zu öffnen.

»Bist du dumm, oder was?«, sagte Henry, während sein Kumpel ärgerlich gegen die Tasche trat, die schon optisch viel zu leicht aussah, als dass sie den dicken Einband hätte

beinhalten können. Er warf den Kopf in den Nacken und checkte auf seinem Smartphone die Uhrzeit – viertel vor zwölf.

»Ich fahr 's kurz holen. Geh schon mal zum Platz und halt die andere hin.«

Wen er mit »die andere« meinte, war Henry zwar offensichtlich klar, aber er machte eine abwehrende Geste.

»Bro, ist nicht mein Scheiß, um den es da geht. Ich komme nur mit«, wies er seinen Freund zurück.

»Komm schon, Digger! Du profitierst doch auch von dem Gewinn und mit dem E-Scooter bin ich sofort wieder da.«

Es war eindeutig, dass Henry der Gedanke nicht behagte, aber er legte keine weiteren Widerworte ein, sodass sich Louis umdrehte und auf den Weg nach Hause machte.



»Nordseite hattet ihr abgemacht?«, fragte Hannah, als Mira und sie an dem belebten Platz eintrafen. Selbst zu dieser Uhrzeit – eine Stunde vor der Schließung des Wochenmarktes – drängten sich noch vollbeladene Menschen an den Auslagen der Obst- und Gemüsestände, und vor einem der Fleischwagen hatte sich eine lange Schlange gebildet, der auch der leichte Nieselregen nichts anhaben konnte.

»Ja, neben dem Markt an der Kreuzung Friedenstraße/Brolingstraße. Das müsste da vorne bei der Litfaßsäule sein.«

Mira deutete in die angesprochene Richtung und hätte dabei fast einen kleinen Jungen umgerannt, der hinter seiner Mutter her trödelte und sich mehr auf die Ritzen zwischen den Steinen, als auf sein bewegtes Umfeld zu konzentrieren schien.

Als sie an dem Platz angekommen waren, der sich in einem sehr klassischen Wohnviertel befand, hatte sie die mit Plakaten beklebte Säule zuerst übersehen, und so waren sie bereits eine Ehrenrunde um den Markt herumgelaufen. Der Geräuschpegel war nach den ruhigen Straßen des Viertels ungewohnt laut und wirr. Da waren zum einen die Menschen auf dem Markt, die sich unterhielten, und die Verkäufer, die geschäftig über ihre Auslage hinweg verkündeten, dass das Kilo Äpfel fünf Euro kostete. Zum anderen fuhrn ab und an Autos in der Nähe vorbei und rollten mit einem brodelnden Ton über das Kopfsteinpflaster einer der Nebenstraßen. Seit kurz vor zwölf läuteten zudem noch die Glocken einer Kirche, die die Mittagsstunde ankündigten.

An besagter Ecke bei der Litfaßsäule standen mehrere Leute, von denen theoretisch jeder derjenige sein konnte, der sich hinter I.zeus verbarg. Es war noch nicht ganz zwölf Uhr, darum stellten sie sich erst mal ebenfalls in die Nähe des Treffpunktes und beobachteten ein bisschen die Menschen und ihr Verhalten. Irgendjemand würde schon einen suchenden Blick haben oder das Buch bereits sichtbar mit sich führen. Trotzdem sah Mira ein, dass Hannah recht gehabt hatte und ein Erkennungsmerkmal sinnvoll gewesen wäre, zumal das schlechte Wetter viele dazu gebracht hatte, sich eine schützende Kapuze überzuziehen.

»Guck doch bitte mal auf dein Handy. Vielleicht hat der Verkäufer ja noch was geschrieben«, sagte Hannah, die sich dazu entschlossen hatte, ihren kleinen Regenschirm aufzuspannen, da sie keine Regenjacke mitgenommen hatte. Mira dagegen interessierte der Regen im Moment nicht so sehr.

»Moment, der da auf der anderen Straßenseite sieht doch eindeutig so aus, als würde er wie wir nach der Nadel im Heuhaufen suchen«, sagte Mira, denn sie hatte gerade einen Jungen mit kurzgeschorenen braunen Haaren entdeckt, der den Kopf immer wieder von einer Seite zur andern wandern ließ.

»Bisschen zu jung, meinst du nicht? Der ist doch höchstens zwölf oder dreizehn«, wollte Hannah Mira noch stoppen, aber die war schon auf der Straße und steuerte schnurstracks auf den Jungen zu.

»Hallo, suchst du zufälligerweise jemanden?«, fragte sie ohne Umschweife drauf los. Ihr entging nicht, dass er durch die plötzliche Anrede von einer Fremden leicht zusammengezuckt war.

»Wegen eBay?«, fragte er zurück und bestätigte Mira damit ihre Annahme.

»Ja. Uff, da bin ich aber erleichtert, dass wir uns gefunden haben.« Der Junge wirkte immer noch nicht sonderlich locker und ergriff auch nicht die Initiative, zum Grund ihres Treffens zu kommen.

»Ich habe das Geld einfach mal mitgebracht, das ist mir am sinnvollsten vorgekommen«, fuhr Mira nun ebenfalls ein wenig unsicher fort und begann sofort, in ihrem Rucksack nach dem Portemonnaie zu kramen, welches natürlich wie immer ganz nach unten gerutscht war.

»Äh, dauert noch 'nen Moment, weil Louis muss das Buch kurz holen. Kommt aber gleich«, sagte der Junge nun doch.

Mira hörte auf, in ihrer Tasche zu wühlen und wirkte ein bisschen verlegen. Sie hatte eben keine Erfahrung mit derlei Geschichten und nicht erwartet, dass das Buch noch nicht da war.

»Geht echt schnell!«, fügte ihr Gegenüber noch hinzu und blickte mehrfach auf sein Handy.

»Kein Problem, wir können ja kurz warten.«



Louis düste auf seinem E-Scooter, der eigentlich gar nicht ihm, sondern einem Verleih gehörte, auf den Broilingplatz zu. Er hatte großes Glück gehabt, dass seine Mutter noch beim Yoga war und niemand irgendwelche Fragen über sein kurzes Auftauchen gestellt hatte. Er war froh, den Roller geliehen zu haben, denn so geriet er nicht so schnell ins Schwitzen. Das wäre für einen »geschäftlichen« Termin, wie er ihn heute hatte, nicht sehr vorteilhaft. Nass wurde er aber doch ein wenig, da der feine Sprühregen sich in seinen Haaren und auf seinem Gesicht als feuchter Film ansammelte.

Das silberne Klettergerüst neben dem Treffpunkt war schon gut zu erkennen. Es glich wohl eher einem Kunstwerk, was es vermutlich auch sein sollte, aber davon hatte er so gar keine Ahnung. Nun tauchte dahinter die Litfaßsäule auf und die Menschen waren immer besser voneinander zu unterscheiden.

Henry konnte er allerdings noch nicht ausmachen, was ihm ein kleines bisschen Sorge bereitete. Er hatte sich wirklich beeilt und es konnte erst schätzungsweise zehn bis fünfzehn Minuten nach der verabredeten Zeit sein. War die Käuferin schon wieder weg? Er bezweifelte, dass er erneut so schnell jemand Neues finden würde, und das würde ernsthafte Probleme mit seiner Mutter bedeuten.

»Pass doch auf, hier ist ein Zebrastreifen!«, meckerte ihn eine ältere Frau an, die mit ihrer Enkeltochter gerade den Fußgängerüberweg überqueren wollte. Er war so auf den Bereich um den Treffpunkt herum fokussiert gewesen, dass er ungebremst direkt vor den Fußgängern vorbeigefahren war und ihnen damit die Vorfahrt genommen hatte.

Juckt nicht, dachte er und nahm endlich Tempo raus.

»Hey, Bro!«, hörte er Henrys Stimme von der Seite und kam zum Stehen. Da standen sie, sein Freund und zwei Mädchen, die ihn neugierig ansahen. Sie waren jünger als er erwartet hatte, aber vielleicht hätte er sich auch denken

können, dass sich hinter einer Person mit dem Usernamen *catniss15* keine Vierzigjährige verbergen würde. Eine der beiden hatte ihren Regenschirm aufgespannt, die andere trug einen weiten Pullover und schien sich nicht vom Regen stören zu lassen.

Da er nicht vorhatte, eine längere Angelegenheit daraus zu machen, suchte er sich nicht noch extra einen Platz für seinen Scooter, sondern zog direkt das Buch aus seinem Turnbeutel.

Bevor er es dem Mädchen vor sich überreichte, hielt er aber doch noch einmal inne. Wie sollte er es anstellen? Erst das Geld oder erst das Buch? Diese Frage erübrigte sich allerdings sogleich, denn das Mädchen streckte ihm schon einen zusammengerollten Zehner mit einem Zwei-Euro-Stück *on top* hin, als hätte sie nur darauf gewartet. Er hatte gar nicht bemerkt, dass das Geld schon in ihrer Hand gewesen war. Umso einfacher für ihn. Er war sich nämlich nicht ganz sicher, ob das Buch einer näheren Inspektion standhalten würde. Zwar hatte sie bereits einige Fotos gesehen, aber ihm war dabei wichtig gewesen, die beschädigten Bereiche außer Acht zu lassen.

»Danke!«, sagte er, als er das Geld entgegennahm und streckte ihr zum Tausch die Märchensammlung hin.

Sobald sie sie richtig in den Händen hielt, klappte sie den Buchdeckel auf und blätterte rasch in den ersten Seiten. Ihre Freundin war so geistesgegenwärtig, ihren Schirm nun auch über das Buch zu halten, damit es nicht nass wurde.

Henry und er standen um sie herum und wussten anscheinend beide nichts mehr zu erwidern. Sollten sie sich nun verabschieden und ihrer Wege gehen oder erwartete *catniss15* noch irgendetwas von ihm? Henry war ganz eindeutig genauso ratlos wie er, denn er friemelte die ganze Zeit über am Reißverschluss seiner Bauchtasche herum. Die Einzige, die sich durch nichts zu verunsichern lassen schien, war das

Mädchen mit den kurzen braunen Haaren und dem Schirm. Sie stand ganz entspannt neben ihrer Freundin, einen Arm in die Seite gestützt und blickte zu ihm herüber. Ihm war das etwas unangenehm, denn so konnte er sie seinerseits nicht genauer anschauen, ohne dabei von ihr erwischt zu werden. Sie sah gut aus, zumindest traf sie seinen Geschmack ganz gut. Sie trug einen eng anliegenden, gelben, dünnen Pull-over, der ihre Brust sehr schön betonte. Ihm war das sofort aufgefallen, aber er bemühte sich, sie nicht anzustarren und schon gar nicht seine Augen über ihren Körper wandern zu lassen.

»Ich bin wirklich happy, dass das alles so schnell geklappt hat.

Danke noch mal«, sprach ihn nun das Mädchen mit dem Buch an und holte ihn damit aus seinen abgedrifteten Gedanken.

»Jo«, antwortete er knapp und streckte dann die Hand zum Abschied aus. Im selben Moment bereute er diese Geste auch schon, denn sie passte irgendwie überhaupt nicht zu der Atmosphäre am Rande des Marktplatzes. Dennoch ergriff sie seine Hand, wenngleich etwas zögerlich, und drehte sich dann zum Gehen von ihm ab.

Das war's, dachte er erleichtert und fragte sich dabei mal wieder, warum er sich auch nur das geringste bisschen Sorgen gemacht hatte. Buch weg, Geld da, alles so, wie es sein sollte.

Henry und er sahen den Mädchen noch einen Augenblick hinterher, während sie sich die Straße entlang von ihnen entfernten. Ein kurzer Seitenblick sagte ihm, dass Henry das Gleiche wie er im Kopf hatte. Die eigentliche Kundin mochte etwas merkwürdig gewesen sein – wer interessierte sich schon in so einem Alter für Märchen, und dann auch noch in Büchern – aber die Braunhaarige hatte wirklich einen toll geformten Hintern.

»Ich habe Hunger!«, maulte Hannah mit gespielter Verzweiflung nach ein paar Minuten des Schweigens und erinnerte Mira damit sehr stark an ihre Freundin Kristin.

»Tu dir keinen Zwang an«, sagte Mira und verwies mit einer ausladenden Geste auf die zwei oder drei kleinen Imbiss-Läden auf dem Rückweg in die Innenstadt. Sie ging nun ganz nah an Hannah, um noch mit unter ihren Schirm zu passen.

»Genau, ein saftig gebrutztes Hähnchen oder eine ordentliche Ladung Gyros, das wäre doch jetzt was für uns!«, griff Hannah Miras Ironie auf. Natürlich war ihnen bewusst, dass das Angebot für zwei Vegetarierinnen in dieser Art von Imbiss nicht besonders spannend wäre. Deswegen hatten sie sich im Voraus schon übers Internet ein paar Empfehlungen angesehen und sich für einen gut bewerteten Asiaten in der Nähe der Trave entschieden. Sie konnten zwar nicht von einem Mittagsangebot profitieren, denn die galten normalerweise nur unter der Woche, aber dafür hatten sie schließlich ihr Taschengeld.

Leider nieselte es schon seit kurz nach ihrer Ankunft ununterbrochen und durch die Feuchtigkeit fühlten sich auch die Temperaturen kühler an, als sie eigentlich waren. Mira war nun doch froh, dass sie sich heute Morgen für ihren wärmeren Pullover entschieden hatte und Hannah legte ebenfalls einen Schritt zu, da sie keine Jacke mitgenommen hatte. Sie war der Meinung gewesen, dass in der zweiten Märzhälfte schon einigermaßen schönes Wetter sein würde und hatte aus Prinzip etwas Frühlingshaftes angezogen.

Bei jedem Schritt schlug das Buch in Miras Rucksack sacht gegen ihren Rücken und löste ein Gefühl der Freude, fast schon Vorfreude, aus, welches den knurrenden Magen in den Hintergrund stellte. Heute Abend, besser gesagt heute Nacht, konnte sie endlich wieder in das Märchen eintreten

und dem Spuk der vergangenen Tage ein Ende setzen. Es hörte sich viel zu einfach und schön an, um wahr zu sein.

Plötzlich blieb Hannah abrupt stehen, sodass Mira unter dem schützenden Schirm herauslief, und deutete auf ein Werbeplakat für irgendeine Kunstaussstellung im Schaufenster eines Geschäftes.

»Dieses Bild habe ich im Original in New York gesehen«, sagte sie und trat ganz nah an die Scheibe heran.

»Ist es nicht wunderschön?«

»Originell würde ich wahrscheinlich eher sagen«, sagte Mira zurückhaltend, denn sie teilte Hannahs Begeisterung für Kunst nicht unbedingt. Manche Werke waren in der Tat schön anzusehen, bewundernswert detailliert oder sehr virtuos. Ihre Freundin zeigte aber gerade auf ein schlichteres Exemplar mit vielen Tupfern und grün-blauen Farbtönen. Vermutlich ein Monet, tippte Mira.

»Originell?«, fragte Hannah und wandte sich wieder von der Scheibe ab.

»Na ja, mit der Kuh in der Mitte hat es schon irgendwie was.« Hannah brach in schallendes Gelächter aus.

»Eine Kuh? Wo ist denn da eine Kuh?«, brachte sie zwischen den Lachern hervor.

Mira stutzte. Sie verstand nicht ganz, was daran falsch sein sollte. Sie sah das Bild erneut an und wieder nahm sie in erster Linie die Umrisse einer Kuh war, die schlicht in Grau-Blau-Tönen gemalt worden war und auf der rechten Seite vom Rand des Bildes her angeschnitten war.

»Da!«, versuchte sie Hannah trotz der Glasscheibe zu zeigen, wo sie das Tier sah.

Das Lachen verstummte kurz, als Hannah sich für einen Moment auf das Bild konzentrierte, nur um danach umso heftiger wiederzukehren.

»Jetzt weiß ich auch endlich, was du meinst! Das ist aber keine Kippfigur, sondern ein schöner, aber stinknormaler

Seerosenteich«, lachte sie weiter und so langsam dämmerte Mira ihr Irrtum. Die Umrandung der »Kuh« bestand tatsächlich aus vielen grünen Seerosen und das »Fell« war im Grunde genommen nichts anderes als die glitzernde Wasseroberfläche.

»Ah, stimmt ...«, begann nun auch Mira zu lachen und sah selbst ein, dass eine Kuh in dem blumigen Umfeld wohl eher ungewöhnlich gewesen wäre.

»Guck mal da unten, da steht sogar der Titel von dem Gemälde. ›The Water Lily Pond‹«, las ihre Freundin laut vor.

Ohne Vorwarnung verstummte Miras Lachen und sie wurde mit einem Mal ernst. Sie hatte etwas gesehen oder meinte, etwas gesehen zu haben.

»Hab ich was Falsches gesagt?«, fragte Hannah unsicher und hörte ebenfalls auf mit dem Lachen.

»Nein. Nein, alles gut. Ich dachte nur gerade, ich hätte jemanden gesehen. War aber nicht so«, sagte Mira nach einer kurzen Verzögerung, die sie brauchte, um sich ganz sicher zu sein, dass da nichts war.

Sie hätte schwören können, dass sie das blasse und zarte Gesicht von Aschenputtel in einem vorbeifahrenden Bus gesehen hatte. Natürlich konnte das eigentlich nicht sein, schalt sie sich. Aber genauso wenig hätte es möglich sein dürfen, mit einem Traum ein Märchen und Teile der realen Welt zu verändern.

»Wenn wir nicht in der nächsten Stunde was zu essen kriegen, fangen wir noch beide an zu halluzinieren«, war die nun wieder entschlossene und neckende Antwort ihrer Freundin, die sich schließlich wieder in Bewegung setzte – nicht ohne einen hoffnungsvollen Blick in den grauen Himmel zu werfen.

Sie hatten gut daran getan, nicht zu viel Zeit unterwegs zu vertrödeln, denn als sie zehn Minuten später vor dem

Restaurant stoppten und ins Innere gingen, war der Regen wesentlich stärker geworden. Im Laufe ihres Essens begann es dann richtig zu schütten und der Himmel war nur noch eine einfarbige, graue Brühe. Kein bisschen war mehr von dem Blau des Himmels über den Wolken zu erahnen. Aber der Wetterdienst auf ihrem Handy prophezeite glücklicherweise in den folgenden Stunden eine deutliche Verbesserung hin zu einem Abend mit wolkenlosem Himmel. Im Moment war dies nur schwer vorstellbar. Eine Bootstour oder andere Outdoor-Unternehmungen konnten sie bis auf Weiteres aber dennoch von ihrem Tagesplan streichen, da nun erst mal alles nass war. An gewöhnlichen Tagen wäre Mira darüber traurig gewesen und Leute wie Kristin würden wahrscheinlich trotz des Regens die meiste Zeit an der frischen Luft verbringen, aber heute war kein gewöhnlicher Tag für sie. Sie hatte ihr Märchenbuch bei sich und damit war sie befriedigt genug, um sich sogar auf einen Shopping-Nachmittag einzulassen. Es war Hannahs Vorschlag gewesen – wie sollte es auch anders sein, denn sie liebte Shopping – und Mira hatte zu ihrer eigenen Überraschung sofort zugestimmt. Falls sich später tatsächlich eine regenfreie Zeit ergeben sollte, konnten sie immer noch spontan umdisponieren.

Mit gut gefüllten Bäuchen nach einem grenzwertig scharfen roten Tofu-Curry, das aber sehr lecker geschmeckt hatte, rannten sie von Hauseingang zu Hauseingang und stellten sich immer wieder unter. Das Rennen war so kurz nach dem Essen zwar nicht unbedingt das Angenehmste, aber Mira hatte keine Lust, den Schirm für die paar Straßen aufzuspannen und Hannah hatte ihren im Restaurant abgetrocknet und wieder verstaubt. Keiner wollte ihn die gesamte Zeit über in den Läden in der Hand tragen. Nach dem Motto »Wir sind ja nicht aus Zucker« flitzten sie also durch das frische Nass.

Das Geschäft von Niederegger war gleich ihr erstes Ziel, denn sie waren sich einig, dass Marzipan ein Pflichtkauf in

Lübeck war. Die Verführung der gehaltvollen Torten mit all dem Marzipan und der Schokolade war schwer zu ertragen. Aber sie waren beide der Meinung, dass sie im Grunde schon mehr als satt von ihrem Mittagessen waren. Dafür stöberten sie aber einige Zeit durch die bunte Vielfalt und riefen sich immer wieder Dinge wie: »Komm mal her!« oder »Das musst du dir ansehen!« zu. Irgendwann hatten sie dann genug gestaunt und jeder für sich und seine Familie kleine Naschereien ausgewählt.

Sie standen schon an der Kasse, Mira vorne, Hannah hinter ihr, und Mira zog den Zwanzig-Euro-Schein aus ihrer vorderen Hosentasche, als sie etwas Weißes aufblitzen sah und gerade noch rechtzeitig nach unten guckte, um die Perle wegspringen zu sehen.

»Shit!«, entfuhr es ihr, aber die Kassiererin blickte ihr auffordernd entgegen. Und die Schlange hinter ihr war so lang, dass sie entgegen ihres Drangs, sofort alles stehen und liegen zu lassen und nach der Perle zu suchen, mit dem Bezahlvorgang fortfuhr. Kaum hatte sie das Wechselgeld in ihren Rucksack geworfen, machte sie auch schon einen Schritt zur Seite und ging suchend in die Hocke. Wo konnte das kleine Ding nur hingesprungen sein?

Sie ärgerte sich über ihre eigene Unbedachtheit. Wenn sie schon die Hose anziehen musste, die sie an ihrem Geburtstag getragen hatte, dann hätte sie doch an dieses wichtige Beweisstück ihres Traumes denken können. Jetzt war es dafür zu spät, und sie merkte, wie ihr Herz hektisch angefangen hatte, schneller zu pumpen.

Überall liefen Kunden durch den Laden und die Perle war im Vergleich zu einem Schuh winzig klein. Es brauchte nur irgendjemand mit seinem Fuß dagegen zu stoßen und die Perle würde wie ein kleines Geschoss durch den Verkaufsraum sausen. Oder schlimmer noch: Sie konnte durch die geöffnete Tür nach draußen in die Fußgängerzone katapultiert werden.

Sollte das geschehen, würde jegliche Chance auf ein Wiederfinden gegen Null gehen.

Hannah hatte ihre Einkäufe gerade eben bezahlt und kam mit fragendem Gesichtsausdruck zu ihr herüber.

»Dir ist gerade etwas aus der Tasche gefallen, oder?«, fragte sie und sah sich vage um, ohne eigentlich zu wissen, wonach ihre Freundin suchte.

»Ja, eine weiße Perle. Ungefähr so groß wie eine Erbse. Ich muss sie wiederfinden«, brachte Mira sie ins Bild und konnte dabei nicht verhindern, dass in ihrer Stimme ein dramatischer Unterton lag.

»Okay, die finden wir schon«, sagte Hannah beschwichtigend und hockte sich ebenfalls hin.

Mira war enorm dankbar, dass sie für den Moment davon abgesehen hatte, Genaueres über die Perle erfahren zu wollen. Mit Sicherheit würde die Frage noch kommen, warum sie eine anscheinend wertvolle Perle in ihrer Hosentasche mittransportierte, aber im Augenblick hatte die Suche Priorität. Man sollte meinen, so eine Perle findet man schnell – mit ihrem perlmuttfarbenen Glänzen –, aber Pustekuchen.

Wenn sie sich hätte hinlegen können, dann wären ihre Augen wirklich auf der Höhe des Fußbodens gewesen und auch kleinere Gegenstände wären ihr leichter aufgefallen. In der Öffentlichkeit in einem brechend vollen Laden konnte sie diese Nummer allerdings wohl kaum abziehen.

»Da!«, rief Hannah und eilte auf ein Regal zu, »Ach ne, doch nicht. Nur ein bisschen Papier.«

Je häufiger sie ihren Blick über jede Ecke des Raumes gleiten ließ, desto kleiner wurde ihre Hoffnung, die Perle noch zu entdecken.

»Nein, Max, nein!« hörte Mira auf einmal eine helle Frauenstimme rufen.

Zuerst interessierte sie sich nicht weiter dafür, aber direkt darauf folgte ein kurzer Aufschrei.

»Christian, komm schnell! Er hat etwas in den Mund gesteckt. Eine Kugel oder so!«

Blitzartig fuhr sie zu der Quelle des Lärms herum, die gute zehn Meter entfernt von ihr im Ladeninneren stand und vor einem etwa zweijährigen Jungen auf die Knie gegangen war. Christian, wie die Frau den Mann gerufen hatte, kam sofort zu dem Kleinkind gelaufen, das einen verblüfften Ausdruck auf dem Gesicht hatte und dessen Kopf langsam bläulich anzulaufen begann.

»Spuck es aus, Schatz!«, flehte die Frau, offensichtlich die Mutter des Kindes, verzweifelt.

Der Junge taumelte leicht und machte keine Anstalten, den Gegenstand auszuhusten. Der Mann verschwendete keine weitere Zeit, griff sich das Kind und platzierte es so auf seinem Arm, dass der Kopf mit dem Gesicht nach unten zeigte und insgesamt tiefer als der Rest des Körpers war.

»Sei vorsichtig!«, rief die Frau weiterhin panisch, doch Christian hatte dem Jungen schon drei kräftige Schläge auf den Rücken gegeben. Der dritte Schlag zeigte endlich die gewünschte Wirkung und in einer Mischung aus Husten, Würgen und Spucken landete die Perle, umhüllt mit einer gehörigen Portion Speichel, vor dem Kind auf dem Boden.

Während des gesamten Vorfalls waren immer mehr Leute auf den Notfall aufmerksam geworden und hatten in ihrem Einkauf pausiert. Sich dessen gewahr wurde nun auch die Mutter, die Tränen in den Augen hatte und mehrfach murmelte, dass alles gut sei. Ob sie das allerdings zu sich, ihrem Sohn oder den umstehenden Leuten sagte, war nicht ganz klar. Miras Gedanken kreisten nur um eines: die Perle.

Hannah hatte sich das Geschehene schon für sich zusammengereimt und löste die Augen nun wieder von der Familie.

»Los, am besten, du gehst jetzt sofort hin«, riet sie ihrer Freundin und sprach damit genau das aus, was Mira sich gerade gefragt hatte.

Im Gehen nahm sie sich noch schnell eine Serviette von einem der Tresen mit und schon stand sie vor der immer noch knienden Mutter mit ihrem nun weinenden Kind und strich ihm beruhigend über den Kopf.

»Du darfst niemals einfach so etwas in den Mund stecken. Schon gar nicht, wenn es irgendwo auf dem Boden liegt«, belehrte sie den Jungen halbherzig, denn er war noch viel zu aufgewühlt, um irgendetwas von ihren Worten zu verstehen.

»Entschuldigen Sie«, lenkte Mira die Aufmerksamkeit der Eltern auf ihre Anwesenheit.

»Mir ist diese Perle vor ein paar Minuten aus der Tasche gefallen, und ich konnte sie so schnell nicht wiederfinden.«

Vielleicht hätte sie ihr Anliegen noch etwas geschickter verpacken können, aber es war nun mal dieser Satz gewesen, der Mira spontan in den Sinn gekommen war.

»Du warst das! Mein armer kleiner Max hier wäre wegen deiner Perle beinahe erstickt!«, legte die Mutter ungehalten los und verschlug Mira damit erst mal die Sprache. Passierte das gerade wirklich? Diese wütend zeternde Frau vor ihr gab ihr die Schuld daran, dass ihr Sohn die Perle aufgehoben und in den Mund genommen hatte? An so eine Nummer hätte ihre Mutter im Leben nicht gedacht. Es kam eben vor, dass Kleinkinder Dinge auflasen und auf ihre Art und Weise erkundeten. Dass es in diesem Fall die Perle erwischt hatte, war reiner Zufall gewesen und absolut nicht ihre Schuld. Es hätte genauso gut ein 5-Cent-Stück draußen auf der Straße sein können. Hätte diese Frau sich dann auch in der Fußgängerzone zur Furie verwandelt und sämtliche umherstehenden Passanten dafür zurechtgewiesen?

Der Mann sagte gar nichts zu dem Ausbruch seiner Frau und konzentrierte sich betont unbeteiligt auf seinen Sohn.

»Jetzt machen Sie aber mal einen Punkt! Was soll meine Freundin denn für das Ganze können? Das ist ja wohl ein

bisschen überzogen! «, mischte sich nun Hannah ein, die sich anfangs noch auf Abstand gehalten hatte. Es war keine Seltenheit, dass sie sich für ihre Freundin einsetzte, denn sie hatte ein ungewöhnliches Selbstbewusstsein und sah es im Rahmen der Zivilcourage als ihre Aufgabe an, bei unfairer Behandlung einzugreifen.

»Es tut mir leid«, sagte Mira dennoch hinzufügend, um die Situation ein wenig zu deeskalieren.

Hannahs direkte Worte hatten die Frau dermaßen aus dem Konzept gebracht, dass sie zweimal kurz davor zu sein schien, etwas zu erwidern, sich dann aber im letzten Moment doch wieder umentschied. Jedes Mal atmete sie ein, hob das Kinn leicht an, hielt die Luft für eine Sekunde an und drehte den Kopf dann beim Ausatmen doch zur Seite. Man sah ihr deutlich an, dass sie sich nicht sicher war, ob sie das fremde Mädchen vor sich für das Gesagte ebenfalls rügen durfte, oder ob sie in ihrem Stolz am wenigsten Schaden nehmen würde, wenn sie die Fremde ignorierte.

Die Situation zog sich schon viel zu lang hin, obwohl gerade einmal ungefähr sechs Sekunden vergangen waren, und wurde so noch unangenehmer, als sie ohnehin schon gewesen war. Mira bückte sich also kurzerhand nach der Perle und las sie mit der Serviette vorsichtig vom Boden auf.

»Ist ja noch mal alles gut gegangen«, sagte schließlich zu ihrer Überraschung Christian, dessen Stimme tief, schon fast brummend, war und auf eine ganz spezielle Weise zu dem Mann mit dem Drei-Tage-Bart und dem geistesgegenwärtigen Verhalten passte. Da die Frau mit dieser Aussage zwar nicht zufrieden schien, trotzdem aber keine weitere Bemerkung machte, drehten die Mädchen der Familie den Rücken zu und verließen das Geschäft. Erst auf dem Marktplatz vor dem Rathaus, der mittlerweile nur noch vereinzelte Pfützen aufwies, fühlten sie sich weit genug weg, um ihre Gedanken auszutauschen.

»Mrs. Helicopter lässt grüßen!«, war Hannahs erster Kommentar, der – zusammen mit einem künstlich genervten Augenverdrehen – schon alles für sie zusammenfasste.

»Boah ja, man kann es sich auch zurechtbiegen!«, pflichtete Mira ihr bei, wenngleich sie sich immer noch nicht so richtig davon distanzieren konnte. Unabhängig von der Frage, ob dieses Verhalten gerecht war, nahm sie sich forschende und beschuldigende Worte sehr zu Herzen. So sehr sogar, dass sie in manchen Fällen hätte losheulen können. Sie schämte sich etwas für diese möglicherweise übertriebene Empfindlichkeit, die sie an ein kleines Kind denken ließ, das eine Standpauke gehalten bekommen hatte. Aber sie brachte älteren Personen noch einen gewissen Respekt entgegen, der vielen Jugendlichen vollkommen abhandengekommen zu sein schien. Schwierig wurde es nur dann, wenn sie schärfer als erwartet für etwas kritisiert wurde, wie es in ihrer Anfangszeit im Café von Zeit zu Zeit vorgekommen war.

Hannah, der gegenüber sie dieses Empfinden schon mehrmals zur Sprache gebracht hatte, teilte dieses Gefühl nicht. Sie hatte schon ein ums andere Mal gezeigt, dass sie sich wie mit einem unsichtbaren Panzer vor derlei unschönen Situationen abschirmen konnte. Dazu kam außerdem, dass sie blitzschnell zurückschießen konnte, wenn ihr eine Bemerkung nicht in den Kram passte.

»Ich sag's dir, das wird kein Zuckerschlecken für die Kinder in seinem Umfeld werden. Stell dir mal vor, dieser Max prügelt sich irgendwann auf dem Schulhof mal mit einem Mitschüler. Dann wird aber was los sein!«, steigerte sich Hannah weiter in das Thema des richtigen Umgangs mit Kindern hinein.

Mira lächelte nur verschmitzt und war immer noch heilfroh, die Perle wieder sicher bei sich in der Tasche zu wissen. Sie nutzte nun die kurze Pause, um ihre Karte auf dem Handy zu konsultieren.

»Wenn unser Zug um zwanzig Uhr geht, können wir doch eigentlich anpeilen, uns Snacks zum Abendessen zu besorgen und dann in der Nähe des Holstentores bei Sonnenuntergang zu essen«, schlug sie ihrer Freundin ihren bereits im Voraus gefassten Plan vor.

»Wow, in dir steckt ja doch ein Fünkchen Romantik!«, nahm Hannah sie sofort auf die Schippe.

»Nun mal nicht vorlaut werden. Wer mit dir befreundet ist, muss nach so vielen Jahren einfach zwangsromantisiert sein«, sagte Mira schlagfertig. Nur weil sie generell eine Abneigung gegen übertriebenen Kitsch hatte, hieß das noch längst nicht, dass sie kein Auge für schöne Momente haben konnte.

»Wird dein zwangsromantisertes Ich dann auch für stimmungsvolle Musik, Wein und Kerzenschein nach Einbruch der Dämmerung sorgen?«

Für diese Frage kassierte Hannah einen Klaps auf den Arm, der sie gespielt empört das Gesicht verziehen ließ.

»Nicht gewalttätig werden, junges Fräulein!«, rief sie aus und musste schon wieder lachen.

Die erste Hälfte der Rückfahrt hing Mira bei einer neuen Playlist von Hannah ihren Gedanken nach. Der Abend war der beste Part ihres Ausflugs gewesen – abgesehen natürlich von dem Buch. Ihnen war aufgefallen, dass die Lübecker Innenstadt erstaunlich viele Manufakturen zu bieten hatte. Auslagen, gefüllt mit Macarons in allen Farben und Geschmackssorten, fast ein bisschen wie bei »Harry Potter« und seinen »Bertie Botts Bohnen«, Schokoladen- und Pralinengeschäfte, Bonbonmanufakturen und originelle Läden, die etwa Waffeln in den exotischsten Varianten anboten. Die meisten dieser hippen Läden bewegten sich zu ihrer großen Freude mit dem aktuellen Trend und warben unter anderem mit veganen Produkten. Die Mädchen konnten sich gar

nicht sattsehen an so viel Auswahl, und anstelle sich Snacks im Supermarkt zu besorgen, kauften sie kurzerhand jede eine mit Kräutern dekorierte Süßkartoffelwaffel, die ebenso wunderbar schmeckte wie sie roch. Mit so leckerem Essen beladen, hatten sie sich anschließend auf einer Steinmauer an der Trave niedergelassen, die sich gegenüber einer Reihe alter Backsteinhäuser befand. Vorbereitet, wie sie gewesen war, hatte sie Hannah noch mit etwas Hintergrundwissen beeindrucken können. Die Häuser waren ursprünglich als Salzspeicher erbaut worden. Außerdem war dort der 1921 gedrehte Vampirfilm »Nosferatu« zumindest in Teilen als Kulisse genutzt worden.

Der Film war noch in schwarz-weiß gedreht worden, doch besonders jetzt, nach Untergang der Sonne, konnte sie sich lebhaft vorstellen, wie ein bleicher, glatzköpfiger Vampir mit einer grotesken Maske einmal durch die Tür dieses Hauses getreten war.

Für einen Gruselfilm war nicht sonderlich viel Blut zu sehen gewesen, dachte sich Mira gerade noch, als ihr ein Kribbeln durch die Finger lief. Blut – das erinnerte sie an eine entscheidende Sache. Beim letzten Traum hatte sie sich zuvor in den Finger geschnitten. Sollte sie das jetzt erneut tun? Brauchte so etwas seine Zeit? Schon wieder kam ihr ihre Idee zutiefst lächerlich vor und an ihr nagte der Zweifel. Zum Glück hatte sie niemandem etwas davon erzählt.

Sie öffnete ihren Rucksack und holte die Märchensammlung zum wahrscheinlich zehnten Mal heraus, um sie zu betrachten und aufzuschlagen. Es waren die ersten beiden Seiten von Aschenputtel, die sie in Familie Krönkes Laden angeschaut hatte, als der Schnitt passiert war. Sie blätterte also noch eine Seite weiter und überflog deren Inhalt. Es ging um den Tag, an dem die Stiefschwester vom Prinzen abgeholt wurde, und um die Hochzeit einige Zeit später im Palast. Sofern sie überhaupt erfolgreich sein würde, kam ihr diese Stelle als die

einzig sinnvolle vor, um das Märchen zum Guten zu wenden. Sie gehörte fest zu dem Teil der Geschichte, den sie bereits verändert hatte, und Mira wollte auf gar keinen Fall riskieren, sich selbst zu begeben. Darüber hatte sie in der Vergangenheit schon so viele Bücher gelesen, dass sie sich fast schon sicher war, einen Kontakt mit sich selbst vermeiden zu müssen. Sie musste irgendwie danach ansetzen.

Erst fuhr sie langsam mit der Fingerkuppe über den unteren Rand des Papiers. Nichts geschah. Obwohl es nur um einen winzig kleinen Schnitt ging, sperrte sich ein Instinkt in ihr dagegen, sich den Schnitt mit Absicht zuzufügen.

Komm schon, daran wirst du jetzt ja wohl nicht ernsthaft scheitern, spornte sie sich selbst in Gedanken an und tatsächlich: Ein schneller Ruck und schon spürte sie das unangenehm feine Brennen an ihrem Daumen. Sie konnte sich ein leises »Autsch!« nicht verkneifen und Hannah sah von ihrem Handy auf und zu ihr herüber.

»Wow, du bist ja mal wieder ein Genie«, kommentierte sie gleich schmunzelnd. Mira zuckte nur mit den Schultern, grinste und wandte sich wieder dem Buch zu. Seite siebenundachtzig, der Tag nach dem Ball – ihre Chance.

Und während sich Mira in die vielen anderen Märchen vom eisernen Heinrich bis hin zur Prinzessin Mäusehaut vertiefte, verschwand draußen vor dem Zugfenster der letzte Rest des Lichtes. Eine blau-schwarze Decke hatte sich über die Felder und Dörfer gelegt und die kleinen Details vollkommen verschluckt.

»Sieh mal, die Sterne!«, rief Hannah erfreut, als sie eine halbe Stunde später wieder daheim aus dem Zug stiegen und beide tief die frische Märzlucht einatmeten.

Zu dieser Zeit waren sie fast die einzigen Menschen am Bahnhof. Der Bäcker hatte bereits vor drei Stunden geschlossen und auch Pendler waren um viertel nach neun keine mehr

unterwegs. Mit ihnen war nur eine Frau um die Fünfzig mit einem kleinen Trolli im Schlepptau aus dem Zug gestiegen, und ein junger Mann mit Bluetooth-Kopfhörern auf und einem Turnbeutel in der Hand. Das Geräusch der Rollen auf dem gepflasterten Boden mischte sich mit dem des wieder an-fahrenden Zuges, aber Mira und Hannah standen nur dort, in der Mitte des Bahnsteigs, und sahen in den klaren Himmel.

»Schade, dass ich nicht mehr Sternbilder kenne«, bedauerte Mira.

»Das sagst du jedes Mal!«, schmunzelte ihre Freundin.

»Ist ja auch so.«

Sie wäre gerne noch länger stehen geblieben, den Kopf in den Nacken gelegt, und anschließend würde sie sich einfach fallen lassen und in ihrem weichen Kissen landen. Sie merkte, wie die Müdigkeit langsam in ihren Körper kroch und sich dort wohlig ausbreitete. War sie schlichtweg erschöpft vom Tag oder handelte es sich dabei schon um erste Boten eines erneuten Klartraumes in der Märchenwelt? Vermutlich beides, dachte sie und zog fröstelnd die Schultern hoch. Ihr wurde immer so schnell kalt, wenn sie müde war. Trotzdem kam ihr bei den vielen kleinen Lichtpunkten am Nachthimmel eine Idee. Sie hatte noch immer nicht Gebrauch von ihrem Geburtstagswunsch gemacht. Jetzt wäre der ideale Augenblick dafür. Sie fasste ihr Ziel für die Nacht also ganz fest in Gedanken, atmete tief ein und drehte sich anschließend Hannah zu.

»Ich will in mein Bett!«, jammerte sie und zog dabei eine Schmollschnute.

»Jetzt schon? Der Abend fängt doch gerade erst so richtig an«, wunderte sich Hannah.

»Ich bin eben nicht so eine Nachteule, wie du es bist. Außerdem habe ich die letzten Nächte nicht besonders erholsam geschlafen.«

»Ich ehrlich gesagt auch nicht, wenn ich so darüber nachdenke. Mir ist Nele einfach nicht aus dem Kopf gegangen.«

Jetzt hatte Hannah das Thema doch noch auf den Tisch gebracht. Mira seufzte. Eine Nacht, dann würde sie hoffentlich eine Lösung gefunden haben und die Wogen zwischen den Jugendlichen um ihre Schwester herum wieder glätten.

»Ist ja auch nicht so einfach«, sagte sie deshalb nur schlicht und steuerte mit langsamen, etwas steifen Schritten auf ihre Fahrräder zu. Mit jedem weiteren Moment, den sie draußen an der frischen, aber kühlen Luft verbrachte, sehnte sie sich mehr nach ihrem Bett. Es ist fast so weit, wiederholte sie immer aufs Neue in ihrem Kopf und trieb sich dadurch das nötige Bisschen an, um den Heimweg zu bewältigen. Ein kleines Stückchen noch, dann würde sie in ihre märchenhafte Traumwelt eintauchen können...

Mira befindet sich an einem vertrauten Ort. Vor ihr liegt der kleine Brunnen auf dem Anwesen der Stiefmutter und hinter ihr türmt sich das stattliche Herrenhaus wie ein schattenspendender Felsen auf. Es herrscht eine gespenstische Stille. Keine Hühner, keine Bediensteten, nicht mal ein klappernder Fensterladen im Wind oder das Rauschen eines entfernten Baches. Nichts. Es ist, als würde diese Welt den Atem anhalten.

Sie geht einen Schritt vor und sieht in den Brunnen hinab. Einige Meter in der Tiefe glänzt die glatte Wasseroberfläche und spiegelt das Bild eines jungen Mädchens, mit zu einem lockeren Knoten gebundenen Haaren und einem einfach aussehenden Kleid wieder. Mit der Hand stößt sie einen kleinen Stein auf dem Rand des Brunnens an und beobachtet, wie er sich immer weiter von ihr entfernt, bis er schließlich in die Wasseroberfläche einschlägt und ihr Spiegelbild bricht. Kleine Wellen bewegen sich in Kreisform von der Stelle fort, an der der Stein ins Wasser getaucht ist.

Mira reißt sich von dem beinahe hypnotisierenden Anblick los und besinnt sich. Sie ist nicht zurückgekommen, um sich umzusehen. Sie ist gekommen, um dem Mädchen, das normalerweise aus diesem Brunnen Wasser schöpft, zu helfen. Nur zu welcher Zeit hat sie das Märchen betreten?

Als beste Möglichkeit das herauszufinden erscheint ihr der Palast, der nicht unweit von hier majestätisch in den Himmel ragt und dessen Turmspitzen Mira hinter den alten Eichen schon erkennen kann.

Sie umrundet den Brunnen und schlägt den Weg ein, den sie noch vom letzten Mal in Erinnerung hat. Schnell kommt sie an dem Taubenhaus vorbei, welches ebenfalls verlassen zu sein scheint. Natürlich, denkt sie ein wenig bedrückt, *wenn der Prinz die Tauben hat abschießen lassen, kann ja auch keine da sein.*

Der Bach mit der Steinbrücke führt heute kaum noch Wasser und wirkt leidend auf sie. Bekümmert lässt sie ihn hinter sich und folgt dem Pfad weiter bis zu der breiten Straße.

Bei Tageslicht kommt ihr der Palast ganz anders vor. Ihr war in der Dunkelheit nicht aufgefallen, dass der vorderste Turm von einer goldenen Kuppel gekrönt ist.

Hoch oben auf jeder der fünf Spitzen, die sich vom Rest des Schlosses abheben, sind weiße Fahnen gehisst, die ohne den Wind schwach herunterhängen. An dem Tor lassen sich ebenfalls weiße Fahnen wiederfinden und in Mira zieht eine böse Vorahnung auf. *Weiß ist eine friedvolle Farbe, die meist feierliche Anlässe ankündigt. Das Antependium in Kirchen ist weiß, wenn eine Hochzeit stattfindet.*

Sie verfällt in eiliges Laufen und ist froh darüber, dieses Mal flache Schuhe zu tragen. Als sie nur noch wenige Meter von den zwei Wachhäuschen links und rechts von der Pforte trennen, sieht sie eine Gruppe aus drei Wachposten, die sich um ein umgekipptes Fass versammelt haben und Karten spielen. Diese Gelegenheit muss sie nutzen. Sie verlangsamt ihre Schritte und tritt leise an die Männer heran. Einer von ihnen beginnt lallend auf den Prinzen und seine künftige Frau zu prostern, und auch die anderen beiden scheinen schon mehr als ihnen bekommt intus zu haben. Unbemerkt huscht Mira an ihnen vorbei und biegt sofort in den künstlich angelegten Garten ein. Hier läuft sie kaum Gefahr, entdeckt zu werden, und selbst wenn, hätte sie einen gewaltigen Vorsprung gegenüber den Wachen. Dem Sonnenstand nach zu urteilen, ist noch immer Vormittag und es besteht die Möglichkeit, dass es noch nicht zu spät ist. Dass sie noch nicht zu spät ist, besser gesagt.

Ihre Füße tragen sie wie von selbst zu dem Ort, an dem die Geschichte geändert werden kann. Erst als der festlich dekorierte Eingang der Kirche in Sichtweite kommt, wird ihr bewusst, was sie bis dahin nur befürchtet hat:

Die Vermählung hat bereits angefangen und in diesem Moment geben sich der Prinz und die falsche Braut möglicherweise gerade das Eheversprechen. Panik wallt in ihr auf. Ist sie etwa doch zu spät?

Ohne auch nur einen Moment darüber nachzudenken, stößt sie die schwere Kirchentür auf und betritt die Kirche. Aus den Augenwinkeln kann sie sehen, wie sich ihr Hunderte von Gesichtern zuwenden und empört, obgleich gespannt, ihren Schritten folgen.

Das Kirchenschiff hat eine hohe Decke mit Kreuzbögen und ist zum Bersten gefüllt mit edel gekleideten Leuten. Dutzende Reihen von hölzernen Bänken, die jeweils zum Gang hin mit weißen Rosen geschmückt sind. Trotz der zahlreichen Gäste herrscht eine gebannte Stille. Ganz vorne vor dem Altar stehen die Stiefschwester, die ganz in Weiß gekleidet ist und eine lange Schleppe hinter sich herführt, und der Prinz, der seine königliche Robe trägt. Der Pfarrer ist gerade dabei, das Gelübde zu verlesen, als die Tür hinter Mira krachend ins Schloss fällt. Jetzt gibt es kein Zurück mehr für sie. Ihren Mut zusammennehmend, läuft sie den Gang entlang auf das Brautpaar zu.

»Ich muss Einspruch erheben!«

Miras Stimme hallt von den Wänden wieder und sie wundert sich, warum ihr gerade dieser Satz aus Gerichtsverhandlungen eingefallen ist. Noch während der Prinz dabei ist, sich umzudrehen, fährt Mira fort, unterstützt von der Akustik des hohen Gewölbes.

»Mit Verlaub, Eure königliche Hoheit, die Frau neben Euch ist nicht die, mit der Ihr beim Ball getanzt habt und der Euer Herz gehört.« Ihr fällt auf, dass die Braut weiterhin wie versteinert auf der Stelle steht und ihr den Rücken zuwendet.

»Ich hoffe für Euer Wohl, dass Ihr mir etwas mehr als diese vage Beschuldigung zu sagen habt, denn ansonsten werde ich Euch umgehend von den Wachen entfernen lassen müssen.«

Die Stimme des Prinzen hört sich tief, stark und seinen Rang unterstreichend an, aber Mira ist sich sicher, einen klitzekleinen Hoffnungsschimmer mitschwingen zu hören. Er hätte sie auch achtkantig rausschmeißen können. Aber er lässt sie reden.

»Der Schuh, den Ihr auf der Treppe gefunden habt, war nicht von dem Mädchen, das Ihr sucht. Ich habe diesen Schuh auf der Treppe verloren, und sie hat einen anderen Weg genommen.«

Der Prinz öffnet den Mund, um etwas zu sagen, aber eine vertraut schneidende Stimme kommt ihm zuvor und lässt erstes Getuschel in den Reihen verstummen. Wie schon beim ersten Mal jagt Mira ein Schauer den Rücken hinunter. Es ist, als würde ein eisiger Windhauch durch die Kirche ziehen. Wäre sie in einem Film, würden die Kerzenflammen jetzt flackern und qualmend ausgehen. Aber das würde die Dramatik vielleicht etwas übertreiben.

»Wie sollte es denn möglich sein, dass du die Schuhe meiner Tochter getragen hast?« Die Stiefmutter legt einen betont abschätzigen Tonfall auf das »Du« und erhebt sich von ihrem Platz in der vordersten Reihe. In den hinteren Reihen bricht ein aufgeregtes Gemurmel aus.

»Ich bin am Vormittag über Euren Hof gelaufen, weil ich besagtes Mädchen treffen und zum Ball begleiten wollte. Und da die silbernen Schuhe nicht dem Wunsch Eurer Tochter entsprachen, hat sie diese aus dem Fenster geworfen.«

Bei diesen Worten geht ein Raunen durch die Gäste. Sie hat mit der Tatsache, dass die Stiefschwester aus Unzufriedenheit kostbare Schuhe aus dem Fenster geworfen hat, wohl einen Nerv getroffen. Ein dicker, in Samt gekleideter Mann mit Barrett schüttelt den Kopf.

»Ein Unding! Was ist denn das für ein Benehmen!«, empört er sich und blickt dabei auf die Braut, was Mira darauf schließen lässt, dass er von der Stiefschwester und nicht von Mira

selbst spricht. Die Angesprochene steht noch immer wie eine Statue vor dem Altar, den Rücken zu den Gästen gewandt. Ihre Mutter dagegen zeigt Reaktion genug für sie beide.

»Eine bodenlose Unverschämtheit, so etwas von meiner Tochter zu behaupten! Für wen hältst du dich denn, Göre!«

Mira muss unwillkürlich an einen Vogel denken, der sich aufplustert. Der Brustkorb der Stiefmutter scheint um das Doppelte anzuwachsen und ihre Augen blitzen gefährlich.

Nur immer weitermachen, denkt sich Mira.

»Hat Euch nicht die gute Taube auf dem Haselnussstrauch gewarnt, als Ihr dachtet, Eure Braut gefunden zu haben?«, richtet Mira das Wort wieder an den Prinzen.

Vielleicht hätte sie der Stiefmutter nicht so einfach den Rücken zudrehen sollen, denn diese kennt nun kein Halten mehr.

»Wachen! Wachen! Schafft uns diese Lügnerin vom Hals und sperrt sie für ihre Beleidigungen gegen die Königin in den Kerker!«

Zu Miras Überraschung kommt der Prinz ihr mit seiner Antwort aber zuvor.

»Mäßigt eure Zunge! Eure Tochter ist noch nicht die Königin und wie mir scheint, wird sie es auch nicht werden. Ich hatte von Beginn an das Gefühl, einen Fehler zu begehen.«

»Wie bitte? Ihr schenkt dieser Fremden hier Beachtung? Sie hat noch nicht einmal ihren Namen gesagt, geschweige denn irgendeinen Beweis erbracht.«

Die Stimme der Stiefmutter ist merklich umgeschlagen. Immer noch kalt, aber nicht mehr so schrill und aufgebracht – eher betont kontrolliert und drohend leise. Dieser Wandel macht Mira Angst, und ebenso sehr tut es das ahnende Lächeln der zweiten Tochter, welche auf der Bank neben der keifenden Mutter sitzt.

»Mein Name ist Mira Reiter und ich weiß, wer die Tänzerin ist, der Euer Herz gehört. Lasst sie zu Euch kommen und Ihr werdet Beweis genug haben.«

Sie sieht dem Angesprochenen direkt in die Augen. Ihr Herz schlägt aufgeregt gegen ihre Rippen und jede Sekunde, die er überlegt, kommt ihr wie eine Ewigkeit vor.

Alle Augen sind auf ihn gerichtet und es liegt eine erwartungsvolle Spannung in der Luft. Endlich setzt er zur Antwort an.

»Ich nehme Euren Vorschlag an und werde mich selbst Eurer Aussage vergewissern.«

Damit hat er das Fass für die Stiefmutter zum Überlaufen gebracht. Ehe irgendjemand sie aufhalten kann, zischt sie dem Mann, der neben ihr auf der Bank gesessen hatte, eine schnelle Anweisung zu. Bisher ist Mira der etwas hagere, große Mann, der sich ganz in Rot und Schwarz gekleidet hat, noch gar nicht aufgefallen. Ebenso wie die Stiefmutter strahlt er mit seinem abschätzigen Blick, seinen zusammengekniffenen Lippen und seiner steifen Körperhaltung Boshaftigkeit und Arroganz aus und ekelt Mira irgendwie an. Ohne die Augen vom Prinzen zu lösen, hebt er den rechten Arm und macht mit der Hand eine wegweisende Bewegung. Wie aus dem Nichts tauchen in allen Ecken der Kirche Soldaten in schwarzen Rüstungen mit einem roten Wappen auf der Brust auf und verstellen sämtliche Ausgänge. Drei, fünf, sieben – Mira hat den Überblick verloren. Erneut kehrt Unruhe in die Bankreihen und der korpulente Mann mit dem Barrett erhebt sich.

»Was soll das hier werden?«, ertönt seine tiefe Stimme. Der hagere Mann schenkt ihm keine Beachtung.

»Bringt sie weg, beide!« Sagt er gelangweilt, aber bestimmt zu seinen Soldaten. Sein Ton duldet keine Nachfrage.

Der Königsson blickt entgeistert in die Richtung des Mannes. Nur für einen kurzen Moment meint Mira, die Welle der Antipathie zwischen den beiden Männern förmlich sehen zu können.

Dann greift eine Hand grob nach ihrem Arm und bugsiert sie durch eine Seitentür, die scheinbar weiter ins Innere des

Palastes führt. Hinter ihnen bricht ein Gerangel aus, als der Prinz versucht, sich gegen drei Männer gleichzeitig zu wehren. Mira versucht, sich umzudrehen, um zu sehen, was da vor sich geht. Aber ihre Wachen haben sie zu fest im Griff und es bleiben ihr nur die Geräusche, die in den schmalen Gang dringen. Ein Aufschrei, ein metallisches Klirren, wie von einem Schwert, das zu Boden fällt, ein erschrockener Schrei einer Frau und immer lauter werdende Schritte. Schließlich sind die Schritte direkt hinter ihnen und mit einem dumpfen Geräusch fällt die Tür zur Kirche zu.

Ihr Herzschlag beruhigt sich wieder etwas. Im Moment ist sie machtlos, aber sie wird schon eine Gelegenheit finden, sich irgendwie zu befreien.

Der Gang führt die Gefangenen mitsamt den Wachen in einen kleinen Innenhof, der Mira fremd ist. Von dort aus nehmen sie einen weiteren, schlecht beleuchteten Gang, der nur sporadisch einige Fackeln aufweist und langsam in die Tiefe geht. Immer geradeaus, bis es nicht mehr weitergeht. Sie sind bei einer mit einem Gitter versehenen Holztür angelangt. Auf das Klopfen des Soldaten neben ihr wird innen eine Kette gelöst und im Türspalt erscheint das Gesicht eines weiteren Wachpostens. Sein Gesicht sieht vernarbt und grimmig aus.

Hinter ihr beginnt sich der Prinz zu regen.

»Kiran, Gott sei Dank! Hol Verstärkung! Frank von Nee-rak ist bei uns eingefallen und –«

Weiter kommt er nicht, denn der Mann neben Mira reißt gewaltsam an der Tür, die mit einem Ruck auffliegt.

Sofort schlägt Mira ein modriger Geruch entgegen. Eine Mischung aus feuchtem Stroh, totem Tier und verbrauchter Luft durch mangelnden Sauerstoff. Der Mann, der offenbar Kiran heißt, weicht vor den Eindringlingen zurück, lässt sie aber passieren. Unter den buschigen Augenbrauen, die bereits einen gräulichen Schimmer haben, schaut Kiran knapp

über ihre Köpfe hinweg. Mira versteht dies als ein deutliches Zeichen dafür, dass er sich nicht für den Prinzen entschieden hat.

»Wie kannst du nur! Mein Vater hat dir vertraut. Ich habe dir vertraut«, entlädt der Prinz sein Entsetzen im Vorübergehen.

Miras Aufmerksamkeit wandert wieder zu ihrer Umgebung. Sie befindet sich in einer Art rundem Kerker mit etwa einem Dutzend von der Mitte aus abgehenden Zellen. Die einzige Lichtquelle bildet eine Fackel, die in einer Metallbefestigung an der Wand neben der Tür angebracht ist. Falls die Zellen besetzt sein sollten, kann sie das von ihrem aktuellen Standpunkt aus nicht erkennen, da sie größtenteils im Schatten liegen. Wände und Fußboden sind grob gearbeitet und stehen damit in krassem Gegensatz zu dem sonst so perfekt gebauten Schloss.

Auf eine Geste eines Soldaten hin, der ihr im Rücken steht, tritt Kiran an eine der Zellentüren und macht sich mit seinem Schlüsselbund am Schloss zu schaffen. Es ist eine der mittleren Türen, die sich gegenüber dem Eingang befinden.

»Geht das nicht schneller?« murrte ein anderer der Soldaten schlecht gelaunt.

Entweder hat Kiran nun doch etwas Respekt vor der Überzahl an fremden, bewaffneten Männern oder, was Mira angesichts seines abgestumpften Gesichts für wahrscheinlicher hält, er hat eine Schwäche für Alkohol. Seine Bewegungen scheinen ihr jedenfalls regelrecht umständlich und folglich auch langsamer als der Durchschnitt.

Als das Schloss dann schließlich klickt und die offenbar verzogene Gittertür quietschend von ihm aufgezogen wird, entblößt er ganz zu Miras Abscheu in einem unschönen Grinsen eine von Lücken unterbrochene Reihe gelber Zähne.

»Immer hereinspaziert in die gute Stube. Meine Dame ..., Eure Hoheit ...«

Mit diesen Worten wird Mira in das dreckige Loch gestoßen und fällt auf die Knie, als der Prinz gegen sie prallt. Der stumpfe Aufprall auf dem Boden lässt sie das Gesicht verziehen, aber er rüttelt sie auch wieder aus der Schockstarre, in der sie sich seit ihrer Festnahme in der Kirche befunden hat.

Es ist nur ein Traum, ich kann die Dinge steuern!, denkt Mira wie in einer Dauerschleife und konzentriert sich dabei auf die Gitterstäbe, die sie von der Freiheit abschneiden. Sie sollen sich verbiegen und ihnen Platz machen, aus der Befestigung brechen oder sich in Luft auflösen. Letztlich ist es ihr ziemlich egal, wie sie wegkommen, Hauptsache der Weg wird wieder frei.

Sie fixiert ihre Gedanken auf dieses Ziel und schließt die Augen für ein paar Sekunden.

Nichts – die Metallstäbe bleiben an Ort und Stelle und rühren sich keinen Millimeter vom Fleck. Jetzt kommt langsam wirklich Panik in ihr hoch. Sie ist doch noch in ihrem Traum, oder? Warum kann sie ihn dann nicht mehr steuern?

Das hatte sie sich anders vorgestellt.



Währenddessen steht in einem anderen Teil des Palastes ein junges Mädchen in der Küche und versucht, hustend ihre Lunge von dem Ruß des Steinofens neben ihr zu befreien. Sie hasst diese Arbeit einfach. In Öfen klettern und diese reinigen, endlos lang große und schwere Töpfe zwischen den Kochstellen hin und her schleppen und die manchmal kaum angerührten Gerichte von den Tellern in Eimer schaben, um sie später den Tieren zu geben. Aschenputtel ist dergleichen von ihrem sogenannten Zuhause zwar gewöhnt, aber gemocht hat sie es noch nie.

Erst recht heute nicht. Den ganzen letzten Tag hat sie auf ein Wunder gehofft, hat gebetet, geweint, gebettelt – ergebnislos. Der heutige Tag ist gekommen, wie jeder andere Tag auch, und nun ist ihr Schicksal besiegelt. Nach der Vermählung ihres geliebten Prinzen Frederick mit ihrer stohdummen, von der intriganten Stiefmutter wie eine Spielfigur eingesetzten, Stiefschwester Anastasia wird es nicht mal mehr den leisesten Schimmer einer Hoffnung für sie geben.

Da kann sie ihrer richtigen Mutter genauso gut Gesellschaft im Grabe leisten.

Mit diesen niederschmetternden Gedanken treibt sie sich nun schon den ganzen Tag herum. Niemand anderes von den Bediensteten scheint ihren Kummer wirklich wahrzunehmen oder sich dafür zu interessieren. Die Köche rufen ihr mit ihren verschwitzten, roten Gesichtern pausenlos neue Aufgaben zu und die Bediensteten schieben sie grob aus dem Weg, wenn sie mit üppig beladenen Silberplatten die Küche verlassen, um die Speisen zum Bankett zu bringen.

Jeden Augenblick müsste der Laufbursche mit der Nachricht eintreffen, dass die Trauung nun beendet sei und die Gäste sich zum Essen aufmachen würden.

Aber die Nachricht lässt auf sich warten. Die Stimmung wird zunehmend angespannt, und die Köche blaffen mit noch schlechterer Laune als sonst ihre Gehilfen an. Der Druck von Zeitnot breitet sich aus. Alles ist bereit. Der Braten muss aus dem Ofen geholt werden, und das Gemüse ist schon längst gar gekocht. Viel länger können sie das Servieren nicht mehr hinauszögern.

Gerade ist sie von einem besonders nervösen Koch losgeschickt worden, als die Tür plötzlich aufspringt.

»Abgesagt ..., falsche Braut ... Soldaten ... der Prinz ... Gefängnis ...«, stammelt der Junge aufgebracht und schwer atmend. Sofort schart sich unter empörtem Aufschreien eine große Traube des Küchenpersonals um den nach Luft rin-

genden Burschen. Aschenputtel schließt sich ihnen an. Sie möchte wissen, was in der Kirche vorgefallen ist. Hat die Hochzeit nun stattgefunden oder nicht?

Fragen über Fragen, die sich häufig wiederholen und von allen Seiten her auf den Überbringer der Nachricht einprasseln.

Aschenputtel muss sich konzentrieren, um die helle Stimme des Jungen überhaupt hören zu können.

»Ein Mädchen ist hereingelplatzt und hat behauptet, die Braut sei nicht die richtige. Hat wirre Dinge darüber erzählt. Irgendetwas von »falscher Schuh« und so einen Kram. Dann hat ein Herr, der von edlem Hause zu sein scheint, seine Soldaten auf den Prinzen und das Mädchen losgelassen und sie in den Kerker gesperrt. Einfach so! Danach wieder ein riesengroßer Tumult. Am Ende wurde sogar der dicke Erich noch von einem Soldaten niedergestreckt! Mit der Faust ins Gesicht! Vor allen Leuten! Ist wie ein Sack zu Boden gegangen. Danach wollte keiner mehr was sagen. Kann's ihnen nicht verübeln. Fieser Typ, dieser Mann. Er sagte, dass er ab jetzt mit dieser Frau, der Mutter von dieser Braut, gemeinsam die Obhut über den Palast übernehmen würde. Sein Kommando ab jetzt und so. Dass sie nun über das Reich walten würden. So hat er's gesagt. Dann bin ich raus. War gar nicht so leicht, an den Türposten vorbeizukommen. Aber ich bin schneller als die. Hab sie abgehängt ...«

Das genügt Aschenputtel. Sie löst sich wieder aus der Traube, um das Gehörte zu verarbeiten.

Ihre Gefühle spielen komplett verrückt. Erst eine überwältigende Erleichterung, dann kalte Angst, Traurigkeit und schließlich Verzweiflung und Scham über ihren anfänglichen Anflug von Freude, dass ihre Stiefschwester nun nicht Fredericks Gemahlin ist. Für sie selbst würde sich die Situation dadurch nicht im Geringsten verbessern. Im Gegenteil – mit ihrer Stiefmutter auf dem Thron und ihrem Geliebten ein-

gesperrt, sieht sie womöglich einer noch schlechteren Zukunft als zuvor entgegen. Und was würde aus Frederick – immer noch und vielleicht für immer unerreichbar für sie?

Dazu kommt noch dieses mysteriöse Mädchen, von dem der Bursche gesprochen hat. Warum sollte eine Fremde sich in die Angelegenheiten eines Adligen einmischen? Fragen über Fragen, die in ihrem Kopf Karussell fahren und es ihr unmöglich machen, klar zu denken.

Plötzlich wird sie von einem wenig umsichtigen Bedienteten angerempelt und ehe sie sich versieht, liegt sie auch schon auf dem verschmutzten Fußboden. Eine andere Küchenmagd eilt zu ihr herüber und hilft ihr wieder auf.

»Nicht weinen, Liebes«, sagt sie freundlich und reicht ihr ein kleines Stofftuch.

Die Tränen sind Aschenputtel bis dahin gar nicht aufgefallen, aber sie weiß ganz genau, dass etwas anderes als ihr Sturz die Ursache dafür ist ...



In der kleinen Gefängniszelle geht Frederick unruhig auf und ab. Es ist sicherlich fast eine Stunde vergangen, seitdem die Soldaten sie beide eingesperrt haben, aber es ist Mira und Frederick noch nicht möglich gewesen, in dieser Zeit etwas anderes als Blicke zu wechseln, ohne dabei von Kiran beobachtet zu werden. Sie hat sich mittlerweile auf einen Strohhallen gesetzt, und dass Stroh pikst unangenehm in ihre Beine. Sie fragt sich, was nun folgen wird.

Viel länger hält sie diese bedrückende Stille nicht mehr aus. Außerdem springt die Unruhe von Frederick mit jedem Mal, mit dem er die Wand erreicht und sich umdreht, um wieder in die andere Richtung zu gehen, ein kleines bisschen auch auf

Mira über. Bei einem Raum dieser Größe ein wahrlich schnelles Unterfangen. Um das Gefängnis nach möglichen Fluchtwegen abzusuchen, ist kaum genügend Licht vorhanden. Dennoch fallen ihr zwei Dinge auf, die von Interesse sein könnten:

1. Die Gittertür schließt nicht ganz mit dem Fußboden und der Decke, sondern lässt nach oben und unten einen etwa sieben Zentimeter breiten Spalt offen.

2. In der Mitte des Kerkerraums, wenige Handbreit von ihrer eigenen Tür entfernt, ist eine Art Schachtdeckel in den Boden eingelassen.

Von Letzterem vermutet Mira, dass es sich um eine Abflussmöglichkeit handelt, die eine Ansammlung von Wasser im Keller des Schlosses vermeiden soll.

Kiran selbst führt hier unten ein ziemlich einsames und nicht sehr abwechslungsreiches Leben. Wie Mira schnell bemerkt, hat er die Angewohnheit, sich an Kopf und Nacken zu kratzen. Womöglich hat er Flöhe oder anderes Ungeziefer. Besonders hygienisch wirkt er jedenfalls nicht.

Ansonsten hat er sich schon nach wenigen Minuten laut seufzend auf einem Fass niedergelassen und damit angefangen, sein bereits rostiges Messer mit einem dreckigen Tuch abzuwischen. Mira bezweifelt, dass er dadurch irgendeine Verbesserung erzielen wird, aber immerhin lenkt es ihn ab.

Dann, endlich, erhebt er sich ächzend von seinem Fass und kratzt sich am Kopf. Er scheint kurz über etwas nachzudenken, entscheidet sich dann aber schließlich und schiebt die Riegel der Holztür zurück. Er sieht sich noch einmal skeptisch und grimmig zu ihnen um und verlässt den Raum. Ein klickendes Geräusch lässt Mira darauf schließen, dass er die Tür hinter sich abgeschlossen hat.

»Wir müssen reden!«, sagen der Prinz und Mira wie aus einem Mund. Immerhin sind sie sich darin einig ...

»Wo ist das Mädchen, welches ich heiraten wollte?«

Frederick kommt ihr mit seiner Frage zuvor und überrascht sie damit. Ist das seine einzige Sorge im Moment? Sie hat mit Zweifeln an ihrer Identität oder Beschuldigungen gerechnet. Vielleicht auch mit einem Fluchtplan oder Ähnlichem, aber nicht mit dieser Frage. Darüber hat er also beim Auf-und-ab-Gehen die ganze Zeit über nachgedacht. Irgendwie findet sie das schon wieder sympathisch. Es macht ihr die Situation jedenfalls etwas leichter und zeigt sein aufrichtiges Interesse an Aschenputtel.

»Sie ist auch hier im Schloss und hält sich gerade vermutlich noch in der Küche auf«, fängt Mira an zu erklären. Prompt wird sie auch schon von ihm unterbrochen.

»In der Küche? Was macht eine edle Prinzessin wie sie in meiner Küche?«

»Sie ist keine Prinzessin, obwohl sie eigentlich aus vornehmem Hause kommt.«

»Eigentlich? Ihr sprecht in Rätseln«, fällt er ihr erneut ins Wort.

»Ich bitte Euch, lasst mich alles erklären. Unsere Zeit ist kurz, also unterbrecht mich bitte nicht dabei.«

Er scheint einverstanden zu sein, da er sich auf einen zweiten Strohhallen setzt und sie aufmerksam ansieht.

Mira ordnet ihre Gedanken und beginnt, ihm die wichtigsten Details der ganzen Geschichte zu erzählen. Ihre eigene Identität lässt sie dabei bewusst weg. Es wäre nicht sonderlich hilfreich, ihm zu erzählen, dass sie nicht aus dieser Geschichte und nicht mal aus dieser Welt stammt.

Als sie mit allem fertig ist, herrscht einen Augenblick Stille.

Kiran ist noch immer nicht zurückgekommen, geschweige denn zu hören und ihnen bietet sich die Gelegenheit, einen Plan aufzustellen.

Fredericks Stirn ist in Falten gelegt und sein Blick hat kein bestimmtes Ziel. Er hat sichtlich mit der Flut an Informationen zu kämpfen, aber angesichts der Lage hätte Mira es ihm

nicht schonender beibringen können. Um keine wertvolle Zeit verstreichen zu lassen, ergreift sie erneut das Wort.

»Gibt es irgendeine Möglichkeit, aus diesem Raum zu entkommen?«

Seine Augen werden wieder fokussierter und blicken zur Tür.

»Ich fürchte nicht. Oder zumindest nicht, dass ich eine wüsste. Ursprünglich sollte ja auch niemand aus meinem Kerker entfliehen«, sagt er langsam und bedächtig. Aus der Art, wie er sich dabei rundherum umsieht, schließt Mira aber, dass auch er nach einem Weg sucht und nicht bereits resigniert hat.

Sie steht auf und geht ganz nah an die Gitterstäbe heran.

»Was ist dort unter dem Schachtdeckel?«, fragt sie, ohne die Augen vom Fußboden in der Mitte des Raumes zu nehmen.

»Ich muss ganz ehrlich zugeben, dass ich nicht die geringste Ahnung habe. Es ist möglich, dass er unter dem Gebäude hindurch in den Burggraben führt, aber es kann sich genauso gut um einen Hohlraum handeln, an den sich nahtlos das Erdreich anschließt«, antwortet er ihr mit einem betretenen Gesichtsausdruck. Na prima!, denkt sich Mira, aber sie hält ihre Enttäuschung zurück. Sie selbst ist ja schließlich alles andere als unschuldig an ihrer miserablen Situation und kann im Moment auch nichts Besseres zur Lösung des Problems beitragen.

Gerade will sie mit ihm über weitere Ideen sprechen, als sie hinter der Tür Schritte vernimmt. Sie hören sich leicht unrhythmisch an und kommen nur sehr langsam in ihre Richtung.

Sie dreht sich zu Frederick, aber der hält einen Finger an die Lippen und beginnt wieder damit, in der Zelle auf und ab zu tigern. Offenbar versucht er, so wenig Argwohn bei Kiran oder wem auch immer zu säen, wie es geht. Seinem Beispiel folgend kehrt sie zu ihrem Strohhallen zurück und nimmt darauf erneut Platz.

Der Mann, der schließlich die Tür aufschließt und daneben seinen Posten bezieht, ist keineswegs Kiran. Sein Blick wirkt zwar ebenso unfreundlich und abweisend, aber er ist bestimmt einen Kopf größer und nur etwa halb so breit wie sein Vorgänger, der mit seinem Körperumfang dem Fass neben der Tür Konkurrenz gemacht hatte: kurze Beine und ein dicker Bauch. Außerdem weist das deutlich schmalere Gesicht des neuen Wachtpostens kaum Falten auf, und erweckt dadurch einen relativ jungen Eindruck. Mira schätzt ihn auf vielleicht Mitte dreißig.

Frederick ist zum Stehen gekommen und nähert sich dem Mann, so gut es auf den fünf Quadratmetern eben möglich ist.

»Tristan! Was machst du denn hier unten bei den Gefangenen?«, fragt er mit einem kontrolliert freundlichen Ton. Dennoch ist Mira das kurze Zögern vor »Gefangenen« sofort aufgefallen. Jetzt ist sie auf die Reaktion des Neuankömmlings, Tristan, wie Frederick ihn genannt hat, gespannt.

»Oben brauchen sie mich jetzt vorerst nicht, und Kiran ...«, er sucht nach einer unverfänglichen Antwort, »hat erst zum Mittag hin wieder Schicht.«

Diese Aussage scheint sich selbst für ihn etwas unrealistisch anzuhören, denn er fügt schnell hinzu: »Braucht mal 'ne Augenpause, der Bursche.«

Das bringt Mira in doppelter Hinsicht beinahe zum Lachen. Zum einen wirkt es nicht sonderlich authentisch, wenn ein gut zwanzig Jahre jüngerer Typ Kiran als »Burschen« bezeichnet, zum anderen ist es für Mira ziemlich offensichtlich gewesen, dass Kiran sich nicht besonders wohl in seiner Haut gefühlt hat, als der Prinz unter seine Obhut gestellt worden war. »Augenpause« ist also nur eine nette Umschreibung für »Zeit, um sich wieder zu berappeln«.

Beide dieser Beobachtungen ignorierend, scheint der Prinz sein Augenmerk auf einen völlig anderen Aspekt gelegt zu haben.

»Wie kann es sein, dass gerade jetzt die Außenmauer schlechter bewacht wird als zuvor?«

»Das habe ich nicht gesagt. Sind nur schon genug andere von den Glänzern da. Kann gar nicht verstehen, warum die so einen Aufwand betreiben. Wer sollte denn jetzt blöd genug sein und von Neerak angreifen?«, erklärt er und zuckt mit seinen nicht sonderlich breiten, aber doch von Stärke zeugenden Schultern.

Frederick zieht daraus offenbar seine eigenen Schlüsse, denn sein Gesicht bleibt regungslos wie eine Maske.

»Ihr arbeitet jetzt also mit seinen Leuten zusammen?«

Tristan runzelt die Stirn.

»Wird das hier gerade ein Verhör?«, fragt er skeptisch, wobei es sich mehr nach einer Feststellung, als nach einer Frage anhört.

Mira wartet auf eine Reaktion von Frederick, aber er schweigt und so ergreift sie selbst das Wort.

»Nein, natürlich nicht! Er wollte wahrscheinlich nur versuchen, die Lage zu –«, weiter kommt sie nicht, denn Tristans eisiger Blick lässt sie verstummen.

»Eine Magd hat nicht das Recht, für einen Mann, erst recht nicht den Prinzen, zu sprechen«, entgegnet er scharf.

Am liebsten hätte sie ihrer Wut durch eine schlagfertige Erwiderung Platz gemacht, aber sie verkneift sich ihren Kommentar. Es ist der falsche Augenblick, sich über diese abschätzig und frauenfeindliche Äußerung aufzuregen.

Vergessen würde sie es aber sicherlich auch nicht. Sie wird ihm schon noch zeigen, dass er sich irrt. *Auch in der Märchenwelt sollten sich Frauen nicht alles von idiotischen Paschas gefallen lassen.*

Um ihre inneren Emotionen vor den Männern zu verbergen, steckt sie die Hände in die Taschen ihres Kleides. Warum hat sie in dieser Welt immer Kleider an? Irgendwie hatte sie die Prägung durch das achtzehnte und neunzehnte

Jahrhundert, in dem die Geschichten ursprünglich geschrieben worden waren, beim Lesen früher eher nebenbei wahrgenommen und nicht so im Detail darüber nachgedacht.

Jedenfalls ist sie erstaunt festzustellen, dass ihre rechte Tasche nicht so leer ist, wie sie gedacht hat.

Auch ohne die Hand mit dem kleinen Gegenstand wieder herauszuziehen und zu öffnen, weiß sie genau, dass es die unebene Perle ist, die darin liegt. Aschenputtels Perle. Wo auch immer sie sich befindet, die Perle scheint ebenfalls dort zu sein. Wie ein Glücksbringer, um mit Aschenputtels Worten zu sprechen, ein Zeichen, vielleicht auch einfach nur eine Erinnerung daran, das Mädchen mit den magischen Augen nicht ihrem Schicksal zu überlassen, sondern die Geschichte neu zu schreiben. Kurz versucht sie erneut ihr Glück, die Perle zu vergrößern und sich so zu beweisen, dass sie noch immer träumt, aber nichts dergleichen passiert. Die Perle bleibt klein und kühl.

Dennoch ist Mira irgendwie froh, sie bei sich zu haben. Wie etwas, an dem sie sich festklammern kann.



Mehrere Stockwerke weiter oben spielt sich eine Szene wie in einem Ameisenhaufen ab. Die Flure wimmeln nur so von Glänzern, den Soldaten von Frank von Neerak, die wie übergroße, gepanzerte Insekten Waffen, Gemälde und sogar Möbel hin- und hertragen. Nicht ein Gegenstand, der in direkter Verbindung mit den bisherigen Besitzern steht, bleibt verschont. Wappen werden von den Wänden gerissen und gegen das schwarz-rote Emblem von Neeraks ersetzt. Draußen im Innenhof hat sich ein immer größer werdender Haufen aus Überbleibseln des Haushalts der königlichen Fa-

milie gebildet. Es ist niemand mehr übrig, der die Räumung aufhalten könnte, da selbst die Mutter des Prinzen von der Stiefmutter auf eine lange Reise in eine abgeschiedene Residenz geschickt wurde. Im Minutentakt kommt eine Gruppe von Glänzern und bringt weitere Einrichtungstücke, die sie achtlos auf den Stapel werfen. Alles, was das alte Familienwappen trägt, sogar alte Kostbarkeiten wie eine edle Truhe aus Mahagoni, die schlichtweg makellos scheint, wird radikal entfernt und geht beim harten Aufprall auf den Steinboden kaputt.

Von allen Seiten her dringen Rufe und Anweisungen von Männern, die zumindest vorgeben, in diesem Getümmel noch die Übersicht zu bewahren. In der Luft hängt der Geruch von Schweiß, Pferden und etwas nicht Identifizierbarem, das an vermodertes Holz erinnert. Fast alle Türen stehen offen und liefern einen abschreckenden Einblick in zahlreiche Verwüstungen – *fast* alle. Einzig die Tür, die zum wahrscheinlich wichtigsten und größten Raum des Palastes führt, ist verschlossen und wird von zwei bis an die Zähne bewaffneten Glänzern flankiert. Es handelt sich dabei um die Tür, die von der Seite in den Thronsaal führt.

Im Gegensatz zum allgemeinen Gewusel vor der Tür herrscht in dem prunkvollen Saal eine ungewöhnliche Stille. Es ist, als hätte man Kopfhörer auf und würde höchstens ab und zu gedämpfte Laute vernehmen. Es ist so ruhig, dass die einzige Person in dem Raum auf den ersten Blick gar nicht richtig auffällt, und genauso gut für ein Stück des Inventars gehalten werden könnte. Eins geworden mit ihrer Umgebung. Reglos.

Ein verschwörerisches Lächeln umspielt ihre Lippen, während ihr Blick langsam, ganz langsam, jeden Zentimeter der behangenen Wände, des glänzenden Fußbodens und der bemalten Decke in sich aufsaugt. Ihre Hände ruhen zufrieden auf der Armlehne des Throns und in den stahlgrauen Au-

gen glitzert Genugtuung und unverhohlene, maßlose Gier, die sich wie ein Monster an all den Kostbarkeiten labt und mit jedem Detail, das es verschlingt, wächst und nur noch größeren Hunger hat. Alles ist so, wie sie es sich vorgestellt hat: Der Prinz steckt mitsamt dem fremden Mädchen in den Tiefen des Palastes – eingeschlossen. Unfähig zu jeglichem Aufstand und von seinen loyalen Soldaten vorsorglich durch zahlreiche Wände und sein eigenes Unwissen von ihrer Existenz getrennt. Ja, es ist sogar noch besser, als sie es sich erhofft hat. Sie hat einen starken, überaus reichen und von sämtlichen Nachbarn gefürchteten Verbündeten, der ihr wie eine zahme Raubkatze aus der Hand frisst. Eine Figur in ihrem Spiel. Er ist der Turm und bringt alle Bauern mit sich, aber sie verkörpert die Dame. Und die Dame ist und bleibt die mächtigste Figur auf dem Schachfeld. Jetzt zahlt es sich endlich aus, dass sie ihr Leben lang Beziehungen gepflegt hat und so über die Jahre viele nützliche Kontakte hergestellt hat, zu denen eben auch von Neerak gehört.

Zugegebenermaßen ist die kleine Störung in der Kirche eine unschöne Überraschung gewesen, die ihre Tochter bedauerlicherweise in ihrem Stolz getroffen hat, aber sie ist von je her schon zu angetan von der falschen Seite gewesen. So ist es wenigstens nicht ihre eigene Mutter gewesen, die den ihr versprochenen Gemahl beseitigt hat. Vermutlich wird sie sich schon bald an der Seite des neuen Königs wiederfinden, denn das ist ein weiterer Teil der Abmachung zwischen ihr und von Neerak gewesen. Uneingeschränkte Autorität für sich selbst und die Kontrolle über praktisch alles und jeden für die Hilfe, die Machtergreifung zu organisieren und ihre Tochter im Rang einer Königin. Anastasia kennt natürlich nicht jeden Punkt der Vereinbarung, aber sie wird sich fügen in ihrer bedauernswerten Sehnsucht nach Anerkennung. Schon so manches Mal hat sie sich über die Emotionalität ihrer Tochter geärgert und sich gewünscht, sie wäre mehr

wie ihre ältere Schwester. Ihre Erstgeborene ist eine jüngere Version ihrer selbst und ihr gehüteter Augapfel. Es hat zuerst Bedauern bei ihr als Mutter ausgelöst, welche ihrer Töchter Königin werden sollte. Letztendlich ist sie aber dennoch froh darüber gewesen, denn ihr weicherer Charakter macht Anastasia besser formbar und kontrollierbar für sie. Außerdem besitzt sie trotz aller Makel den eindeutigen Vorzug der Loyalität ihrer Mutter gegenüber.

Ihr Gemahl, Aschenputtels Vater, ist auch so ein Weichling. Anhänglich und folgsam wie ein Kind und naiv genug, um in einer heilen Welt zu leben, ohne den Betrug, die Falschheit und die Lügen der Menschen um ihn herum wahrzunehmen. Sie kann sich nicht daran erinnern, dass sie selbst je so gewesen ist. Impulsiver als heute vielleicht, unerfahrener, aber niemals auf das Gute vertrauend.

Ihren Gemahl kann sie nun jedenfalls getrost in seinem – verglichen mit dem hier – erbärmlichen Heim zurücklassen. Er hat sich als ein vortreffliches Mittel zum Zweck erwiesen. Ein Werkzeug von größtem Nutzen. Doch nun ist die Zeit für neue Herangehensweisen gekommen. Es besteht keine Notwendigkeit mehr, sich als irgendjemandes Frau unterzuordnen und aus dem Hintergrund zu agieren. Was immer sie wünscht oder braucht, ihr liegt ein Heer zu Füßen und wer sich nicht beugen will, der wird lernen müssen, mit den Konsequenzen zu leben. Das ist ihr Motto – ab nun wird sie der Welt ihre Art sich durchzusetzen zeigen.

21.

Auf ihrem Strohhallen sitzend hat sich Mira langsam an die abgestandene Luft und das flackernde Licht der Fackel gewöhnt. Seit dem Auftauchen von Tristan vor einer Zeit, die hier unten ohne jegliche Anhaltspunkte sowohl Minuten als auch Stunden gewesen sein könnte, ist nichts weiter Spannendes passiert. Stille, ein gelegentlich knisterndes Knacken der Fackel, düstere Blicke und eine gähnende Langeweile. Gerade hat sie sich gefragt, ob sie sich schon einmal so sehr in einem Traum gelangweilt hat, sofern sie überhaupt noch von einem Traum sprechen kann, als das vertraute dumpfe Geräusch von sich nähernden Schritten vom Flur her ertönt. Wer oder was es auch sein mag, alles ist eine willkommene Ablenkung aus dieser Monotonie.

Sie blickt auf die Tür und wartet. Tristan hat nach wie vor einen Punkt an der Wand in einer der leeren Zellen im Visier und tut so, als ob er nicht merkt, dass jemand im Anmarsch ist.

Endlich wird ein Schlüssel ins Schloss gerammt und die Tür mit einem Fußtritt aufgestoßen.

Kiran ist zurückgekommen und bringt zwei Schalen mit sich, aus denen es noch dampft. Er grunzt Tristan etwas zu und drückt ihm die Schüsseln in die Hand. Dann stellt er sich, mit vor der massigen Brust verschränkten Armen, breitbeinig vor die inzwischen wieder zugefallene Tür und lässt seine Augen überall durch den Kerker schweifen, nur nicht zu ihr oder Frederick.

Unterdessen macht Tristan einen Schritt auf ihre Zelle zu und bückt sich. Dann schiebt er das Essen durch den Spalt unter der Gittertür, wobei einiges der flüssigen Suppe überschwappt und ein mit Spinnweben bedeckter Strohhalm sich von der Unterseite der Tür ablöst und im Essen landet. All das beobachtet Mira mit einem Gefühl der Abneigung. Es

kommt ihr lächerlich vor, dass keiner der Männer ihrem vorherigen Prinzen in die Augen sehen kann und bei dem Anblick der milchigen Flüssigkeit in der Schale muss sie eher an Erbrochenes, als an Essen denken.

Frederick scheint es ähnlich zu gehen, denn er macht keine Anstalten, die Schale zu sich zu nehmen.

Weitere Minuten verstreichen und plötzlich kommt Mira eine neue Idee. Die Perle befindet sich wie gehabt in ihrer Tasche und die Suppe, wenn man sie denn als solche bezeichnen kann, wird wohl früher oder später wieder zurück in die Küche wandern. Wenn Aschenputtel tatsächlich dort oben ist, dann ist die Schale mit Essen möglicherweise die einzige Gelegenheit, sie auf ihre Anwesenheit aufmerksam zu machen. Und zwar, ohne dass jemand sonst davon Wind bekommt.

Sie beugt sich also nach vorne, greift die dreckige Schüssel und gerät kurz ins Stutzen. Um keinen allzu großen Verdacht zu erregen, muss sie zumindest einen Löffel des Gebraus essen, aber da ist kein Löffel. Fragend sieht sie zu Kiran, doch der übt sich weiter in Ignoranz und macht damit sehr deutlich, dass er nicht dazu bereit ist, für sie den kleinsten Finger zu rühren. Was hat sie eigentlich erwartet?

Sie schließt die Augen und nippt ein winziges bisschen an der weißlichen Flüssigkeit, die mittlerweile kalt geworden ist. Glücklicherweise schmeckt sie nach überhaupt nicht viel. Vielleicht etwas Wasser gekocht mit Mehl und ein paar Kartoffeln, aber das ist besser als ein intensiver Geschmack, der ihr höchst wahrscheinlich den Magen umgedreht hätte.

Dann versucht sie, aus dem Augenwinkel zu erkennen, ob sie gerade von einer der Wachen beobachtet wird. Als sie vermutet, dass dies nicht der Fall ist, lässt sie die Hand in die Tasche ihres Kleides gleiten und tastet nach der Perle. In einer fließenden Bewegung beugt sie sich nach vorne, öffnet

die Hand mit der Perle über der Schüssel und lässt den kleinen Gegenstand mit einem kaum wahrnehmbaren Plop in den Rest ihres Essens gleiten, den sie nun wieder neben die unangetastete Mahlzeit des Prinzen stellt.

Sie vergewissert sich noch einmal, dass niemand ihr dabei zugesehen hat, aber ihre Sorge scheint völlig unbegründet.

Eine Weile herrscht eine unangenehme Stille, die Mira jetzt, da sie einen Plan geschmiedet hat, umso qualvoller vorkommt. Um sich irgendwie abzulenken, beginnt sie mit dem Zerfleddern einzelner Halme aus dem Strohballen.

Bestimmt sind schon ein oder zwei weitere Stunden vergangen – wer weiß das schon in diesem Loch ohne Tageslicht – bis sich endlich etwas tut.

Diesmal ist es Tristan, der sich regt und auf ihre Zellentür zukommt. Er muss ganz auf die Knie gehen, um an die beiden Schüsseln zu kommen, was bei seiner vollen Montur ein wirklich komischer Anblick ist.

Er hat Glück, dass seine Arme relativ schlank sind, sonst hätte er Probleme gehabt, sie unter dem Gitter hindurch zu schieben.

Neben sich sieht Mira, wie Fredericks Mund ein amüsiertes Lächeln umspielt. Er findet das Verhalten der beiden Wachmänner offenbar ebenso lächerlich und absurd. Wenn sie etwas mehr Selbstsicherheit hätten, dann würden sie einfach ihren Schlüssel benutzen und nicht so eine Verrenkungsaktion veranstalten. Was können sie beide ihnen schon anhaben? So ganz ohne Waffe haben sie keine Chance gegen die anderen beiden, sodass jeglicher Versuch eines Ausbruches mehr als töricht wäre.

Irgendwann schafft es Tristan, das Essen vollständig auf seine Seite zu ziehen und steht etwas unbeholfen wieder auf. Dabei schwappt ein großer Teil der Suppe über und kleckert auf den Fußboden und auf seine ohnehin schon schmutzigen Schuhe. Ihn scheint das nicht zu stören, aber Mira hält erschrocken die Luft an. Wenn er weiterhin so unvorsichtig ist,

dann wäre es nur eine Frage der Zeit, bis ihm entweder die Perle auffällt oder sie mit einer Ladung übergeschwappter Suppe auf dem Fußboden landet.

Für den Moment hat sie scheinbar noch mal Glück gehabt.

An einen Roboter erinnernd, bewegt sich Tristan weiter auf die Tür zu, die ihm von Kiran, der sich nun doch endlich mal rührt, geöffnet wird.

Hinter ihm fällt die Tür ins Schloss und mit dem Verklingen seiner Schritte kehrt auch die Stille wieder ein. Es kommt Mira beinahe so vor, als hätte sich gar nichts verändert. Aber nur beinahe, denn die Perle ist fort und an ihr hängt jetzt all ihre Hoffnung.



Oben im Schloss läuft alles haargenau so, wie die Stiefmutter es sich gewünscht hat. Die Soldaten, wenn auch etwas minderbemittelt, fügen sich ihren Wünschen ohne weitere Nachfragen – und das ist es doch, was eine unbedingbare Herrscherin benötigt. Bedingungslos loyale Gefolgsleute und eingeschüchterte Nachbarn, deren Untertänigkeit sie sich trotz allem durch den Sturm auf die Hochzeit des Prinzen gesichert hat. Etwa eine Stunde lang hat sie die edlen Herrschaften in dem heiligen Gewölbe in Unklarheit und unter der Aufsicht einiger ihrer Leute gelassen, bis sie schließlich höchstselbst dort erschienen ist und sich ihnen als neues Oberhaupt vorgestellt hat. Keiner hat es gewagt, auch nur das geringste Zeichen des Widerstandes von sich zu geben. Und so sind sie wieder zurück in ihre Kutschen gestiegen und haben sich in großer Eile von ihrem Schloss entfernt. Ihrem Schloss – wie ihr diese Worte auf der Zunge zergehen! Von Neerak ist viel zu sehr damit beschäftigt,

über seine baldige Hochzeit mit Anastasia nachzusinnen, die, wie er ihr soeben verkündet hat, noch am nächsten Tag vonstattengehen soll. Der arme Trottel hat scheinbar einen wirklichen Narren an ihrer Tochter gefressen. Recht soll's ihr sein, sehr sogar. Seine leidenschaftliche Torheit lässt ihn blind und unvorsichtig werden, und genau das ist der Punkt, an dem sie ihn wird packen können. Wie sie diese menschlichen Schwächen liebt! Und das Beste daran: Jeder hat sie. Der Trick ist, sie ausfindig zu machen und für sich zu nutzen.

Ein vortreffliches Beispiel dafür ist ihr eigener Gemahl, der so darauf versessen gewesen ist, seiner kleinen Tochter wieder eine Mutter und eine intakte Familie zu bieten, die seine permanente Abwesenheit kompensiert. Blind für Unstimmigkeiten ließ er sie frei walten. Gut für sie, schlecht für ihn.

Zurück aber nun zu dem, womit sie sich eigentlich beschäftigen muss, denkt die Stiefmutter und setzt der Tagträumerei ein jähes Ende. Es gibt einiges, was der Vorbereitung bedarf, und dessen sie sich besser persönlich annimmt.

Die Hochzeit ihrer Tochter will Trotz der kurzen Frist gut vorbereitet sein. Und überhaupt wird es wohl oder übel notwendig sein, diese über ihren neuen Bräutigam in Kenntnis zu setzen. Ihre Schwester würde sie sicherlich bald auf das Gerede aufmerksam machen. Darum wird sie sich allerdings erst kümmern können, wenn sie das Organisatorische erledigt hat. Zuerst steuert sie also zielstrebig auf die königlichen Gemächer zu. Die Soldaten sind bereits dort gewesen und haben mit ihrer Säuberung ganze Arbeit geleistet, das muss sie zugeben. Kein Bild ihrer Vorgänger hängt mehr an seinem Platz und kaum ein Gegenstand weist noch das Emblem des gestürzten Regenten auf. Die Luft riecht zwar etwas muffig, nach dem Schweiß zahlreicher, in voller Rüstung gekleideter Soldaten, doch er ändert nichts an der edlen, nur so nach Macht und Reichtum schreienden Aura des Raumes, die durch jedes Einrichtungsstück verstärkt wird. In

sämtliche Richtungen gehen weitere Türen in die Ankleidezimmer, Schlafbereiche, Arbeitszimmer, und was auch sonst eine Königin oder ein König so benötigen, ab.

Der erste Raum, in dem sie nun steht, bietet zu ihrer Rechten eine auf Hochglanz polierte Sitzgruppe. Diese ist um einen hölzernen Teetisch, direkt vor dem jetzt noch kalten Kamin, angeordnet. Zu ihrer Linken türmen sich bis unter die etwa vier Meter hohe Decke ebenfalls glänzende Regale aus einer dunkleren Holzart als der Teetisch.

Auf jedem der Regalbretter reihen sich perfekt sortierte und fein säuberlich auf eine Höhe geschobene Buchrücken. Sie umfassen sämtliche Farben, Musterungen und Oberflächenstrukturen, die sich durch die Wahl der Materialien ergeben. Leder, Leinen, Papier und sogar Holz zieren die hauptsächlich dicken Einbände. Vergoldete, mal kunstvoll verschnörkelte, meist aber schlichte Buchstaben verkünden das kostbare Werk, welches sich unter dem Einband versteckt.

Sie geht an den papierenen Schätzen vorbei, von dem jedes höchstwahrscheinlich ein kleines Vermögen wert sein dürfte, und streckt die Hand nach den Büchern aus. Langsam fährt sie mit den Fingerspitzen an den Buchrücken entlang und gelegentlich ertönt ein leises Klacken, wenn ihre langen Fingernägel über einen hölzernen Umschlag gleiten.

Wissen ist Macht, und vor ihr befindet sich in diesem Augenblick ein kollektives Speichergedächtnis, dass die Macht eines Kaiserreiches besitzt.

Wenn sie die Zeit dafür hätte, würde sie sich langsam und systematisch durch die abertausenden von Seiten arbeiten – noch weiter über ihre schlichten Untertanen hinauswachsen. Stattdessen wird ihr Blick jedoch suchender, bestimmter. Sie ist nicht zum Vergnügen oder durch Zufall hierhergekommen, sondern mit einem Ziel. Ein ganz besonderes Buch, von dem sie sicher ist, es in der königlichen Bibliothek zu finden.

Schon als sie selbst noch ein junges Mädchen gewesen ist, war sie wissbegierig und ambitioniert, wenn auch etwas naiv. Ihre Mutter hat immer wieder aufs Neue von ihm gesprochen, diesem Quell der Möglichkeiten, dem Tor zu einer Zukunft ohne Grenzen.

»Kind«, hat sie gesagt, »solltest du jemals in eine königliche Büchersammlung Einblick erhalten, schau nur nach dem Einen. Es wird dort sein, denn es ist immer da. Und merk dir den Namen! Es kann dein treuster Freund werden. Die Könige wussten seine Macht nicht zu nutzen.«

Bis zum heutigen Tag hat sie diesen eindringlichen Hinweis nicht vergessen – ebenso wenig wie den Namen des Buches:

Lex posterior

Das »Spätere Recht«, wie die Übersetzung des Titels lautet. Sie muss nicht lange suchen, denn es ist ein bemerkenswert umfangreiches Buch, dessen Seiten mehr schwarz als weiß durch die eng aneinander gereihten Buchstaben scheinen und fast erdrückend wirken. Doch laut ihrer Mutter lag genau darin der springende Punkt. Schier endlos verschachtelte Sätze und salbungsvolle Ausdrücke noch und nöcher haben in der Vergangenheit bewirkt, dass selbst die gelehrtesten Herrscher sich lieber auf allgemein bekannte Grundsätze berufen haben und an Stellen, an denen sie sich keinen Rat wussten, wurde nach dem Prinzip der Willkür gerichtet. Und wo das geschieht, machen sie sich angreifbar, ohne darüber in Kenntnis zu sein. *Welch ein Glück!*, dachte sie.

Das »Lex Posterior« eröffnet weitreichende Möglichkeiten innerhalb der Gesetzgebung. Wenn sie sich daran bedienen kann, dann gibt es weder für ihre Untertanen, noch für Frank von Neerak eine Chance, dagegen Einspruch zu erheben, denn sie hat das Recht auf ihrer Seite.

Zügig überfliegt sie das Register ganz hinten auf der letzten Seite und wird auf Anhieb fündig. Eheschließung heißt das Kapitel, nach dem sie Ausschau gehalten hat. Der Hochzeitstermin am morgigen Vormittag führt zwar dazu, dass ihr weniger Zeit für die Vorbereitungen bleibt, als sie gehofft hat, aber es wäre doch gelacht, wenn es ihr nicht gelänge, von Neerak einen schönen Strick aus der Sache zu drehen.



»Mädchen, steh nicht so dumm herum! Die Teller waschen sich nicht von selbst ab!«, bellt einer der dicken Köche zu Aschenputtel herüber, die ihrer Arbeit seit den Neuigkeiten in einer Art Trance nachgeht.

Die Stimmung könnte kaum schlechter sein, denn anstatt das edle Essen nun auf silbernen Tablett in den Speisesaal zu der hochrangig besetzten Festtafel zu schicken, gehen die ganzen Köstlichkeiten nun sang- und klanglos an eine Horde Glänzer, die sich rüpelhaft benimmt und keinerlei Wertschätzung für das gute Essen offenbart. Zu allem Überfluss kam auch noch ein besonders arrogant wirkender Soldat in die Küche gepoltert und hat ein ungleich größeres Festmahl für den kommenden Tag in Auftrag gegeben. Die Hochzeit werde nun zwischen ihrem neuen Herrn und der ehemaligen Braut des Prinzen stattfinden und solle die ursprünglich angedachte Feier um Längen übertreffen, hat er gesagt.

Der Chefkoch ist zuerst rot, dann grün und schließlich weiß angelaufen und hat dann im Endeffekt nur krampfartig genickt. Erst nach dem Abzug des Soldaten ist ein ganzer Schwall von Beschimpfungen aus ihm herausgeplatzt, der bis jetzt noch nachklingt. Wer auch immer sich in die Nähe der

Köche wagt, macht sich zum Opfer ihrer Wut, ganz gleich ob schuldig oder nicht.

Aschenputtel hat für die ganzen Klagen kein Ohr. Eine lange Nacht der Planung, die nun umsonst gewesen ist, die unmögliche Aufgabe, bis morgen ein weiteres Hochzeitsbankett fertigzustellen – doch was kümmert es sie, dass so schnell kaum Lebensmittel herbeigeschafft werden können oder die Kuchen schon gestern hätten begonnen werden müssen.

Für sie zählt nur Frederick, der irgendwo in den Tiefen seines eigenen Zuhauses gefangen gehalten wird.

Teller um Teller wandert durch ihre zarten Hände, die vom vielen Spülen schon ganz schrumpelig geworden sind. Sie ist fast am Ende angelangt, als sie stutzt. Die Suppe, die sie gerade eben wegschütten wollte, ist durch ihre schnelle Bewegung übergeschwappt und auf den Boden gekleckert. Das ist es aber nicht, was sie in diesem Moment innehalten lässt, sondern das kleine Kügelchen auf dem Boden der Schale. *Eine große Erbse* ist ihr erster Gedanke, aber die wässrige Suppe ist so dünn, dass sie den Gegenstand nicht länger umhüllt, sondern eine glänzende Perle zum Vorschein bringt – ihre Perle.

Oder besser gesagt ist es ihre Perle gewesen, bis sie vor Kurzem dem Mädchen am Fluss begegnet ist. Als Mira hat sie sich vorgestellt und sie ist gemeinsam mit ihr auf den letzten Ball gegangen. Der Tag, bevor sich alles für sie verändert hat und den sie in den vergangenen Stunden am liebsten aus ihrer Erinnerung gestrichen hätte. Nicht, dass der Abend nicht schön gewesen ist, sie kann sich an keine schönere Begegnung mit ihrem Prinzen erinnern. Aber der Schmerz, ihn für immer verloren zu haben, ist einfach zu groß.

Wenn die Perle nun hier im Schloss und sogar bei ihr in der Küche gelandet ist, kann es sich nicht um Zufall handeln.

Ohne den Hintergrund ihres Fundes genauer zu kennen, kann sie zwei Vermutungen anstellen:

1. Die Perle ist nicht zufällig in die Suppe gefallen, denn sie ist kostbar und die Person hätte es mit Sicherheit bemerkt.

2. Es ist eindeutig genau die Perle, die sie dem Mädchen gegeben hat. Folglich befindet sie sich jetzt gerade irgendwo in diesem Palast und möchte ihr eine Botschaft übermitteln. Warum sonst sollte sie die Perle im Essen versenken?

3. Die Suppe ist wässrig und wenig nahrhaft gewesen. Mit dieser Art von Speisen müssen normalerweise nur die Rangniedrigsten und die Gefangenen vorliebnehmen. Das Mädchen befindet sich also in einer schlechten Situation.

Während sie all diese Schlussfolgerungen anstellt, taucht sie die Perle in das Spülwasser, um sie zu säubern, und steckt sie in das kleine Täschchen über ihrer Brust. Der anderen Küchenmagd ist scheinbar nicht entgangen, dass sie durch etwas abgelenkt ist, denn Aschenputtel spürt ihren Blick im Nacken und dreht sich zu ihr um. Blitzschnell schlägt die Magd die Augen nieder und kehrt hastig die Kartoffelschalen vor sich vom Tisch, als wäre nichts gewesen. Aschenputtel tut so, als hätte sie nichts davon mitbekommen und nutzt die Gelegenheit, dass um sie herum gerade kaum jemand beschäftigt ist.

»Weißt du, woher diese Schüsseln gekommen sind?«, fragt sie unschuldig und hält eine der Schalen hoch.

»Wenn das die Suppe von gestern ist, dann vermutlich von unten«, sagt die Magd.

Von unten bedeutet bei den Bediensteten nichts anderes als aus den Kellerräumen, in denen sich zurzeit nur die Gefängniszellen befinden.

Schon wieder fängt ihr Herz an, aufgeregt zu schlagen. Das Gefängnis, die Perle, das fremde Mädchen, ihr Prinz – plötzlich ergeben die vielen einzelnen Bruchstücke einen Sinn.



Ob Tag oder Nacht ist, könnte Mira beim besten Willen nicht sagen. Sicher ist nur: Sie wird langsam müde und den beiden Männern scheint es nicht anders zu gehen. Frederick hat sich nach einer halben Ewigkeit endlich ebenfalls hingesetzt und lehnt mit dem Rücken an der Wand. Kiran hockt, wie schon die ganze Zeit, seitdem Tristan mit dem Geschirr verschwunden ist, auf seinem Fass und starrt Löcher in die Luft. Um ihn herum schwirrt unermüdlich eine Fliege, die sich hierher verirrt haben muss. Immer wenn sie dreist genug ist, um sich laut brummend auf irgendeinem seiner Körperteile niederzulassen, verscheucht er sie verärgert mit der Hand. So geht das nun schon eine ganze Weile, und Mira kann an seinen Bewegungen sehen, dass er sich an der Grenze seiner Nerven befindet. Immer aggressiver schlägt er nach der Fliege und in immer kürzeren Intervallen setzt sie sich wieder auf seine Beine, Hände oder sogar auf sein Gesicht. Irgendwann scheint er das Insekt erwischt zu haben, denn das Brummen verstummt und er fuchtelte nicht mehr alle paar Sekunden mit seinen wuchtigen Armen in der Luft herum. Stattdessen hat er offenbar ernsthafte Schwierigkeiten damit, sich bei der fehlenden Abwechslung und der verbrauchten Luft wach zu halten.

Ab und an erhebt er sich stöhnend und verlässt den Kerker für einige Minuten – vermutlich um seine Blase zu entleeren. In diesen kurzen Zeitspannen bietet sich für Mira die Gelegenheit, Frederick zumindest teilweise in ihre Gedanken einzuweihen. Selbstverständlich verliert sie kein einziges Wort über ihre Herkunft, auch wenn er sie danach gefragt hat. Die Verwirrung, die sie damit anrichten würde, kann sie im Augenblick absolut nicht gebrauchen. Sie würde kostbare Zeit verlieren und ihm ist durch dieses Wissen letztendlich in keiner Weise geholfen.

Von der Perle erzählt sie aber und bringt damit ein zaghaf-tes Lächeln auf das Gesicht des Prinzen. Die Idee sei gut, sagt er, wenn es Hoffnung für sie gebe, dann liege sie nun darin.

Keiner von ihnen wagt es, in den Schlaf zu sinken – zumal Mira noch immer der Überzeugung ist, dass sie sich immer noch in einem Traum befindet – sodass die Zeit gähmend langatmig verstreicht. Die nächste Abwechslung, die sich ihnen bietet, ist die Ankunft des Frühstücks, wenn es denn das Frühstück ist. Wieder ist Tristan der Überbringer, der dieses Mal allerdings nicht bei ihnen bleibt. Trotz des generell eher unappetitlichen Anblicks von einem Laib Brot, der an der Unterseite verbrannt ist, und einer Art Brühe dazu, greift Frederick nun doch nach dem Essen. Er hat wohl schon länger nichts mehr zu sich genommen und wirkt jetzt völlig ausgehungert. Er bricht ein Stück vom Brot ab und hält es Mira hin, die nach einem kurzen Zögern danach greift. Es fühlt sich erstaunlich frisch, wenngleich angebrannt, an. *Immerhin besser als staubtrockenes Brot*, entscheidet sie und nimmt vorsichtig einen Bissen davon.

Frederick schlingt nun förmlich und schluckt die Brocken fast ohne zu kauen herunter. Plötzlich hält er wie versteinert inne und dreht sich von Kiran weg. Dieser hat das unerwartete Verhalten seines Gefangenen wohl bemerkt und starrt nun mit zusammengekniffenen Augen auf Fredericks Rücken. Gerade als Mira vermutet, dass er gleich die Stimme zu einem Kommentar erheben wird, dreht sich Frederick wieder zurück.

Er kaut nicht mehr auf seinem Brot herum, hält aber noch einen Rest davon in der Hand. Sein Gesichtsausdruck ist schwer zu deuten. Wenn sie ehrlich ist, könnte er sich auch einfach bei einem Bissen auf die Zunge gebissen haben oder sich aus ähnlich unbedeutenden Gründen abgewendet haben. Es liegt wahrscheinlich an dem fehlenden Vorhandensein von Ereignissen, dass sie versucht, in alles und jeden

eine versteckte Bedeutung hineinzuiinterpretieren. Wenn sie nicht aufpasst, sieht sie bald noch Gespenster. Für einen Moment hat sie sogar gemeint, eine hervortretende Ader an der Schläfe des Prinzen gesehen zu haben, jetzt wirkt er aber ruhiger denn je.

Kiran teilt, was das betrifft, offenbar ihre Einstellung, denn seine Gesichtsmuskeln entspannen sich wieder und er kehrt zu seinem Löcher-in-die-Luft-Starren zurück.

Bis ihr Bewacher es sich das nächste Mal erlaubt, sich von seiner Aufgabe zu entfernen, vergeht eine unangenehm lange Zeit. Niemand rührt sich groß oder entschließt sich gar, einen Laut von sich zu geben. Vielsagende Blicke können sie und Frederick ebenfalls nicht austauschen, denn dann müsste einer von ihnen – am praktischsten sie – Kiran erneut den Rücken zukehren. Sie distanziert sich vorerst lieber von dieser Idee, denn so gleichgültig der Wachmann auch vorgibt zu sein, im Grunde genommen ist sich Mira seiner Nervosität sicher. Und ihre These auf die Probe zu stellen, dazu ist sie momentan nicht in der Laune. Endlich aber ist Kiran doch gegangen, und jetzt sind seine ungleichmäßigen Schritte nur noch in weiter Entfernung zu hören. Genau genommen ist sich Mira nicht einmal sicher, ob sie die Schritte tatsächlich noch hört oder sie sich eher wie eine Art Nachklang einbildet. Bevor sie sich allerdings weiter damit beschäftigen kann, werden eventuelle Geräusche von außerhalb durch das, was nun in dem Kellerraum geschieht, übertönt.

Frederick springt fast schon auf die Füße und greift mit beiden Armen nach seinem Strohhallen. Dann schüttelt er ihn kräftig in der Luft, wobei er mehr als komisch aussieht. Er vollführt eine Mischung aus Tanz und epileptischen Anfall mit seinem Strohbündel vor dem Bauch, bis leise klirrend etwas Kleines zu Boden fällt. Bei dem Geraschel durch das Stroh hätte Mira beinahe nichts davon mitbekommen,

aber Frederick hat anscheinend nur darauf gewartet. Sofort lässt er von dem Ballen ab und hebt den Gegenstand mit einem triumphierenden Gesichtsausdruck auf.

»Wir haben einen geheimen Verbündeten!«, sagt er und macht sich am Schloss zu schaffen. Jetzt erst erkennt Mira den zierlichen Schlüssel, den er aus dem Stroh geschüttelt hat.

»Und wie soll der in den Strohballen gekommen sein? Wir waren doch die ganze Zeit über hier drinnen«, fragt sie verwirrt. Doch schon während er den Mund zu einer Erwiderng öffnet, fällt es ihr wie Schuppen von den Augen.

»Das Brot!«, sagen sie wie aus einem Munde und jetzt ist Mira auch klar, dass sie keinen Verbündeten, sondern eine Verbündete haben.

»Bei der Größe kann das aber unmöglich der richtige Schlüssel sein«, merkt Mira skeptisch an, doch der Prinz winkt nur ungeduldig ab.

»Ist bei dieser Art von Schloss nicht von Belang, solange er nicht zu groß ist. Ich komme mit meinen Armen allerdings nicht durch die Stäbe hindurch. Ihr müsst es versuchen, schnell!«

Auch wenn sie zugeben muss, dass ihnen wirklich kaum Zeit bleibt und sie sich beeilen muss, wenn sie nicht weitere Stunden auf die nächste Gelegenheit warten will, stresst sie die Hektik, die Frederick plötzlich ins Spiel bringt, unheimlich. Ihre Arme passen gerade so zwischen den Stäben hindurch und mit etwas Verrenkung kommt sie tatsächlich an die äußere Seite des Türschlosses heran. Leicht fällt ihr die Sache aber keinesfalls, denn sie hat noch immer keine Ahnung, wie sie das Schloss letzten Endes aufbekommen soll.

»Nun macht schon! Dreht einfach in beide Richtungen. Eine der Seiten muss bei hinreichendem Druck nachgeben«, weist er sie an und kann dabei kaum auf seinem Platz neben ihr stehen bleiben, so unruhig ist er geworden.

Ihre Hände beginnen, schwitzig zu werden und beim Drehen rutschen ihre Finger nutzlos um den Schlüssel herum. Zu allem Übel meint sie jetzt auch noch, die leisen, unregelmäßigen Geräusche herannahender Schritte zu hören.

»Hier, nehmt mein Taschentuch. Damit habt ihr besseren Halt«, sagt Frederick, ebenfalls alarmiert durch die Geräusche.

Endlich klickt das Schloss und die Tür schwingt leise knarzend auf. Ihr Arm, der immer noch in der Tür steckt, wird schmerzhaft eingeklemmt und sie muss kräftig ziehen, um sich aus den Gittern zu befreien. Das rostige Metall hinterlässt eine rötlich-braune Spur auf ihrem Unterarm.

Der Prinz ist schon an ihr vorbei auf die nächste Tür zugelaufen, als er sich doch noch einmal zu ihr umdreht.

»Wir könnten den Schacht riskieren, aber wenn darunter kein Ausgang ist, dann haben wir unsere Gelegenheit verspielt. Uns bleibt nicht genug Zeit, mehrere Möglichkeiten auszuprobieren«, sagt er abwägend und blickt sie dabei fragend an, als könnte sie ihm sagen, was nun die richtige Entscheidung ist.

»Wir gehen durch den eigentlichen Eingang, sonst haben wir eventuell keine Gelegenheit mehr, zurück ins Schloss und zu Aschenputtel zu kommen«, entgegnet Mira entschieden.

»Aschenputtel? Warum sollten wir denn wegen eines Aschenputtels hier bleiben?«, fragt Frederick verwirrt, positioniert sich aber immerhin währenddessen neben der großen Holztür.

»Vergesst es, ich erkläre Euch alles später. Ich meine das Mädchen vom Ball«, sagt sie und ist erleichtert, dass er damit vorerst zufrieden scheint und keine weiteren Fragen stellt. Es ist so vertrackt für sie, ständig überlegen zu müssen, was sie sagen kann und wodurch sie Informationen preisgeben würde, die besser nicht in der Märchenwelt in Umlauf geraten.

Außerdem vergisst sie immer wieder, wie wenig Frederick eigentlich über seine Angebetete weiß.

Die Schritte sind nun schon so nah, dass Mira sogar das Rascheln der Kleidung hören kann. Ohne weitere Worte zu wechseln – die Kiran mittlerweile ebenfalls verstehen könnte – beziehen sie links von der Tür Stellung. *Ein bisschen komisch, mit vollkommen leeren Händen einer Flucht entgegenzusehen*, denkt Mira gerade noch, als das Geräusch des Schlüssels im Schloss ertönt. Der Prinz hat wohl im letzten Moment selbst das Bedürfnis nach einem Gegenstand zur Verteidigung und wirbelt herum, um die Fackel aus ihrer Befestigung an der Wand zu lösen. Gerade noch rechtzeitig, denn keine Sekunde später schwingt die Tür nach innen auf und hätte Mira beinahe am Kopf getroffen.

Jetzt geht mal wieder alles ganz schnell. Frederick nutzt den Überraschungseffekt und stößt Kiran mit der Unterseite des Stieles der Fackel kraftvoll gegen die Stirn. An sich hätte dieser Angriff womöglich noch nicht ausgereicht, um einen robusten Kerl wie Kiran aus dem Gefecht zu ziehen, aber Mira bleibt auch nicht untätig.

Sie tut einfach das erste, was ihr in den Sinn kommt, bückt sich und zieht dem Mann vor ihr das rechte Bein weg. Beide Attacken zusammen zeigen glücklicherweise mehr als die erhoffte Wirkung. Kiran rudert noch unbeholfen mit den Armen, dann kracht er auch schon rücklings auf den harten Steinboden. Sein Kopf wird durch den Schwung auf den Boden geschlagen und er bleibt bewusstlos liegen.

»Ist er tot?«, fragt Mira entsetzt, da sie nicht damit gerechnet hat, die Wache so schnell auszuschalten. Traum oder nicht, Kiran ist dennoch ein Mensch und sie hat definitiv keine Ambitionen, jemandes Leben zu beenden.

»Nein, nein. So schnell ist er sicherlich nicht kleinzukriegen, aber darum können wir uns jetzt nicht kümmern«, ver-

sichert ihr Frederick. Trotzdem bückt er sich im Vorbeigehen noch einmal hinunter und kontrolliert seinen Puls. Mira weiß zwar nicht, was für ein Verhältnis die beiden Männer vorher gehabt haben, aber offenbar hat es ausgereicht, damit dem Prinzen sein Befinden nicht gänzlich gleichgültig ist. Kaum haben sie sich ein paar Meter von ihm entfernt, da ist Mira gedanklich bereits beim nächsten Schritt.

»Die Küche! Wir müssen in die Küche!«, sagt sie so laut sie es sich in dem Gang traut. Sie muss einfach hoffen, beten, dass Aschenputtel sich jetzt gerade dort aufhält. Sicher sein kann sie sich nicht, aber sie meint sich zu erinnern, dass sie selbst nachts in der Nähe der Herdstelle schläft. Das würde ihre Chancen ungemein erhöhen.

Sie schlagen einen neuen Weg ein – zumindest für Mira neu – und gelangen bald in einen anderen Teil des Schlosses. Anders schon rein optisch, denn die Wände sind hier weniger rau und es sieht allgemein freundlicher, bewohnter aus. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die in immer dichteren Abständen an den Wänden angebrachten Fackeln, die sowohl Licht, als auch eine angenehme Wärme verbreiten.

Zweimal begegnen sie anderen Menschen, einem jungen Handwerker, der mit zahlreichen Werkzeugen beladen ist, und einem der Kellner. Beide Male atmet Mira erschrocken ein und spürt, wie sich jeder Muskel in ihrem Körper anzuspannen scheint. Sie ist bereit für einen Kampf, aber in beiden Fällen wirken die anderen eher erfreut als alarmiert, nicken Frederick stumm zu und eilen dann ihres Weges. Die Bediensteten des Prinzen sind offenbar in zwei Lager gespalten. Diejenigen, die sich Frank von Neerak scheinbar ohne das geringste Zögern angeschlossen haben und der mindestens genauso große Teil, der in seinem Herzen noch immer loyal ihrem Prinzen gegenüber geblieben ist und vermutlich nur aus Mangel an Möglichkeiten keinen Aufstand gegen die Glänzer betreibt.

Letztere kreuzen glücklicherweise nicht ihren Weg. Sie halten sich an den Eingängen und im oberen Teil des Palastes auf, vermutet Mira, und ist dankbar dafür. Trotzdem bleiben ihre Nerven zum Zerreißen gespannt, und bei jeder Ecke, um die sie gehen, ballt Mira vor Nervosität ihre Fäuste. Sie hat eindeutig unterschätzt, wie mental anstrengend der Weg durch das Schloss sein würde.

»Es ist jetzt nicht mehr weit bis zur Küche. Gibt es irgendeinen Plan, von dem ich wissen sollte?«, fragt Frederick sie und trägt dabei einen Blick auf seinem Gesicht, der in ihr kurz erneut Panik auslöst. Es ist Hoffnung. Hoffnung, die sie nicht erfüllen kann. Zumindest nicht so, wie er es sich wünscht. Sie kann ihm sagen, wo er seine Geliebte womöglich antreffen wird und auch sonst hat sie einige nützliche Kenntnisse. Aber einen Plan mit Fluchtweg oder Zurückeroberung seines Zuhauses, oder was auch immer er von ihr erwartet, kann sie ihm nicht bieten. Sie schüttelt also den Kopf.

»Wir werden erst mal versuchen müssen, zu dritt einen Weg hier raus zu finden«, fügt sie noch hinzu, ein wenig besorgt über die Wirkung, die ihre Worte hervorrufen können. Sie möchte ihn auf gar keinen Fall entmutigen.

Er versteht, das sieht sie ihm an. Und er scheint nicht nur das Gesagte, sondern außerdem die vielen ungesagten Dinge zumindest ein Stück weit zu erfassen und zu akzeptieren.

Die nächsten Minuten wird Mira so schnell nicht mehr vergessen, denn sie sind wie Szenen eines Filmes, durchzogen von starken Gefühlen. Da ist Angst, Wut, Freude, Hoffnung und Verzweiflung, die zu einem bunten Gewirr verschwimmen.

Ab dem Moment, in dem sie die Tür der Küche aufstoßen, ist es, als würde ein unsichtbarer Schalter umgelegt werden. Erst die verwirrte Stille, die sich unter den Köchen und dem restlichen Personal ausbreitet, dann Rufe, Rennen und das Wissen, dass in wenigen Minuten, wahrscheinlich eher Se-

kunden, ihr Weg vollkommen durch Glänzer verstopft sein wird. Hektisches Suchen nach Aschenputtel, dem Mädchen, deretwegen sie überhaupt hier sind und das Adrenalin, welches durch ihren Körper schießt. Sie sieht sie nicht. In all dem Chaos und Gedränge findet sie nicht den schmalen Körper, nach dem sie so eindringlich sucht.

Da sind Männer und Frauen, weiß, braun und blau gekleidete Menschen, die allesamt zu einem bunten Durcheinander verschwimmen, aber kein Mädchen mit intensiven, blauen Augen und goldenem Haar. Mira kneift konzentriert die Augen zusammen und versucht, die einzelnen Gesichter zu betrachten, aber ihre Sinne sind durch die Hektik vollkommen reizüberflutet. Der Lärm scheint ihr plötzlich unerträglich und wenn sie nicht so dringend Aschenputtel finden müsste, dann würde sie sich jetzt die Ohren zuhalten, die Augen schließen und einfach in die Stille abtauchen. Womöglich säße sie schon am Anfang ihrer Flucht in der Klemme, wenn nicht Frederick mit dem zarten Mädchen an seiner Seite wieder neben ihr aufgetaucht wäre.

Sie wechseln einen Blick und Mira spürt die Dankbarkeit von Aschenputtel, die bei ihr in einem Gefühl von Wärme und Zuneigung ankommt. Kurz ist alles um sie herum vergessen und da sind nur sie und Aschenputtel.

Dann ist dieser Bruchteil einer Sekunde vorbei und die Hektik kehrt zurück.

»Kommt!«, ruft Frederick ihnen zu, der, nun ganz in seinem Element, mit erhobenem Kinn und einem gebieterischen Funkeln in den blauen Augen ihren Weg durch den Raum bahnt. Manche der Umstehenden weichen vor seinem Auftreten zurück, einige wenige hingegen stellen sich widerspenstig auf den Gang und versuchen, ihr Entkommen zu verhindern und ihren Weg zu blockieren.

Mit einer Energie, die Mira nicht von dem ansonsten eher durchschnittlich gebauten Prinzen erwartet hätte, stößt er

die Gegner an die Seite und weiß mit kraftvollen Bewegungen, ihre Gegenwehr zu parieren.

Auf diese Weise schaffen sie es schneller als erwartet aus der Küche und ihrer aufgebrauchten Belegschaft heraus, durch einen weiteren Flur und die Treppe hinauf in den Bereich des Palastes, in dem sich nicht nur das Personal aufhält. Fast schon kommt Euphorie in Mira auf, als sie ihre Umgebung vom Ball wiedererkennt. Aber nur fast, denn so viele Bedienstete sie hinter sich gelassen haben, vor ihnen werden noch weitaus mehr sichtbar.

Scheinbar von allen Seiten kommen Glänzer in ihrer, wie der Name schon sagt, spiegelnd glänzenden Montur angestürmt und richten ihre Waffen auf sie. Es sind keine Schusswaffen, die in der Märchenwelt glücklicherweise offenbar noch unbekannt sind, sondern altmodische Schwerter. Sie wollen nicht so richtig zu den gepflegten Rüstungen passen, aber Zustand hin oder her, Mira ist absolut nicht scharf darauf, von einem der Schwerter getroffen zu werden. In der zunehmend bedrängten Situation fällt es ihr gar nicht so leicht, den Überblick zu behalten. Gerade als sie vor einem aggressiv aussehenden Glänzer zurückweichen will, passiert es. Ein dumpfer Schlag gegen ihren Hinterkopf lässt ihren ganzen Körper vibrieren. Im ersten Moment spürt sie nichts, nur den Schreck, dass sie von etwas oder jemandem getroffen worden ist. Dann folgt der Schmerz, der sich rasant über ihren Nacken und bis in ihre Fingerspitzen auszubreiten scheint. Alles um sie herum verschwimmt zu einer bewegten schwarzen Masse und die Geräusche verändern sich. Gedämpft hört es sich an. Überlagert von einem unangenehmen Piepton. Ihr ist schwindelig. Schwindelig und schlecht. Sie will etwas sagen, sich bemerkbar machen, an die frische Luft kommen und nicht zwischen den verschwitzten Soldaten eingesperrt sein, aber ihr Körper gehorcht ihr nicht mehr. Sie schließt die Augen und schwarze Stille umgibt sie. Sie ist verlockend, diese Ruhe. Dennoch reißt Mira ihre Au-

gen erschrocken wieder auf. Sie darf nicht in das Schwarz eintauchen. Nicht jetzt, wo sie ihrem Ziel noch so fern ist. Es ist schon einmal dunkel um sie herum geworden und danach ist sie wieder in ihrem Zimmer aufgewacht. Sie muss in ihrem Traum bleiben. Ihre Sinne sind immer noch verwirrt, aber die Menschen um sie herum werden langsam wieder schärfer. Sie kann Frederick erkennen, dem gerade die Arme auf den Rücken gedreht worden sind, und Aschenputtel, die dicht bei ihm steht und ebenfalls von einem Glänzer festgehalten wird. Sie sieht zu Frederick. Es ist aussichtslos, sagt ihr Blick und überzeugt ihn schließlich davon, seine Befreiungsversuche zu unterlassen und sich geschlagen zu geben.

Erst jetzt nimmt Mira wahr, dass sich um ihre Arme ebenfalls die behandschuhten Hände zweier Soldaten gelegt haben. Sie spürt einen kräftigen und bestimmten Druck nach vorne, der sie unmissverständlich in die Richtung bugsiert, aus der die meisten ihrer Gegner gekommen sind.

Ihre Beine setzen sich nur stolpernd in Bewegung. Sie kommen ihr wie zwei entfernte Fremdkörper vor und ihr schmerzender Kopf hat gerade genug Beherrschung, sie in einer aufrechten Position zu halten. Erneut überkommt sie ein heftiger Schwindel und sie gleitet immer wieder zwischen Dunkelheit und Licht hin und her. *Nicht aufwachen, bloß nicht aufwachen!*, denkt sie verzweifelt und hat Mühe, diesen Vorsatz in ihren Gedanken zu halten.

Aschenputtel geht jetzt neben ihr und sieht besorgt zu ihr herüber. *Kann ich dir irgendwie helfen?*, sagt ihr Blick, aber das kann sie natürlich nicht. Selbst wenn die Glänzer sie lassen würden, gäbe es wenig, wenn nicht sogar überhaupt nichts, wodurch sie Mira in ihrem Traum halten könnte. Das Ganze scheitert schließlich schon daran, dass Mira ihr das eigentliche Problem verschweigen muss.

Seite an Seite werden sie durch eine breite Flügeltür geschoben und mit Frederick voran treten sie in einen ihnen

bekanntem Raum. Trotz des Kampfes mit sich selbst und ihrem eigenen Bewusstsein weiß Mira sofort, wo sie sich befindet und was nun höchstwahrscheinlich folgen wird. Die beiden Wendeltreppen aus rotem Marmor, die geschmückten Wände, an denen allerdings gut die Hälfte der Gemälde fehlt, alles ist ihr noch vertraut. Sie sind in der großen Eingangshalle, von der aus man nicht nur in die oberen Stockwerke gelangt, sondern in erster Linie in den Thronsaal. Er ist es deshalb, den Mira als das Ziel des Trupps vermutet – mitsamt den Personen, die sich wahrscheinlich darin aufhalten werden.

Ihre Intuition ist richtig, und schon öffnen zwei bereits neben der Tür postierte Glänzer die schweren Flügel der Tür für sie. Der Saal dahinter ist ihr ebenfalls noch lebhaft in Erinnerung geblieben, obwohl er mehr noch als die Eingangshalle Opfer einer Säuberung durch seine neuen Besitzer geworden ist. Ihre Kopfschmerzen verebben ganz langsam und das ist es auch, was ihr in dieser Situation neue Hoffnung gibt. Als sie allerdings versucht, das andere Ende des Saals zu fokussieren, bleibt alles unscharf und ihre Augen erschöpfen sofort wieder. Sie muss einfach abwarten, bis sie ein Stück näher am Thron ist.

Das Pochen in ihrem Kopf versiegt mit jedem Schritt, den sie ihren Körper in Richtung des Throns zwingen muss, ein wenig mehr. Schließlich ist ihr Sichtfeld wieder uneingeschränkt scharf und zurückbleiben nur leichte Kopfschmerzen wie nach einer besonders anstrengenden Aufgabe in der Schule oder zu viel Zeit am Handy.

Was ihre Augen allerdings sehen, erfüllt Miras dunkle Vorahnung und stimmt sie alles andere als ruhig.

Der schwarze Dutt, die scharfkantigen Augenbrauen auf der blassen Haut, die hochnäsiger aufeinander gepressten Lippen und natürlich die durchdringenden, silbrig grauen Augen. Trotz der von Grund auf unterschiedlichen Wesensart der Stiefmutter und ihrer Stieftochter kann Mira nicht um-

hin, gewisse äußerliche Parallelen der beiden zu bemerken. Nur dass diese bei Aschenputtel etwas Verzauberndes und Wundervolles bewirken, während die Stiefmutter mit ihren starren Augen, die niemals zu blinzeln scheinen, einen überaus kalten und unfreundlichen Eindruck erweckt.

Ihr Kleid sieht teuer und vornehm aus und verleiht ihr das Auftreten einer Angehörigen des Adels. Hat sie es bereits vorausschauend für sich anfertigen lassen oder ist dies schon immer ihr Stil gewesen? Sie wird es wohl nie erfahren. Neben der Stiefmutter steht auf einem geschmiedeten Beistelltisch gleich ein ganzer Krug Rotwein und ein Kelch.

Der kleine Trupp, bestehend aus vielleicht acht oder neun Glänzern und ihnen dreien, kommt zum Stehen. Jeder von ihnen ist von mindestens zwei Soldaten flankiert – Frederick sogar von dreien. Nur Aschenputtel wird lediglich an einem Arm festgehalten. Vielleicht weil sie rein äußerlich einen so zerbrechlichen Eindruck macht.

Das Podest, auf dem sich der Thron befindet, beginnt unmittelbar vor ihnen und sie müssen zu der Stiefmutter aufschauen, was sicherlich sehr in ihrem Interesse liegt. Ein paar Sekunden geschieht nichts, außer dass sie alle der Reihe nach von den stechenden Augen gemustert, abgeschätzt werden. Es ist eine dieser Situationen, in denen Mira nicht weiß, wie sie sich verhalten soll. Den Blick erwidern? Es ihrem Gegenüber gleichtun? Oder am besten nichts provozieren und die Augen erst mal ausweichend auf den Boden richten? Zum Glück sind ihre Freunde, als die Mira Aschenputtel und Frederick irgendwie wahrnimmt, sich in ihrem Verhalten einig. Beide haben das Kinn gehoben und blicken der Stiefmutter direkt in das überhebliche Gesicht. Der Prinz mit einem kämpferischen Trotz, der seinem Rang entspricht, Aschenputtel ebenfalls rebellisch, aber auf andere Art und Weise. Mehr wie ein Vogel, der lange Zeit über in einem Käfig gehalten worden ist und jetzt endlich seine Freiheit errungen

hat. Zumindest einen Hauch von Freiheit. Denn noch umgeben sie die erdrückenden vier Wände des Palastes, den ihre langjährige Peinigerin derzeit für sich beansprucht. Schließlich hat sich Letztere genug mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigt und hebt zum Reden an. Mira wappnet sich dieses Mal gegen die schneidende Stimme, doch sie kann nicht verhindern, dass sie wiederum eine Gänsehaut bekommt.

»Naiv«, sagt sie wie zu sich selbst und hängt ein herablassend zischendes »Tststs« daran. Da niemand etwas entgegnet – warum auch – fährt sie fort: »Ich muss wirklich sagen, dass ich mir mehr von einem Mitglied der königlichen Familie erhofft habe, als einen banalen Fluchtversuch mitten durch ein Heer von Soldaten. Übermut tut selten gut, nicht wahr?« Was sie sagt, richtet sich ganz eindeutig an Frederick. Dennoch ruht ihr Blick auf ihrer Stieftochter, als würde sie Aschenputtel sagen wollen, dass sie sich mit einem Taugenichts eingelassen hat. Ohne den Kopf dabei zu bewegen, nimmt sie einen Schluck aus dem Kelch und stellt ihn nah bei sich wieder auf dem Tischchen ab. Aschenputtel bleibt dagegen erstaunlich gefasst und nicht einmal ihre Hände geben einen Hinweis auf die Gedanken, die ihr gerade durch den Kopf gehen. Diese Tatsache gibt Mira neue Zuversicht. Selbst wenn die Geschichte hier ein ungeplantes Ende nehmen sollte, ist doch zumindest Aschenputtel zu einer viel stärkeren Frau geworden, als man es jemals von dem zurückhaltenden Mädchen mit dem Schmutz auf der Stirn erwartet hätte.

»Und Ihr seid da besser? Ihr, die Ihr Euch hinter einer Reihe von Soldaten verschanzt, die gar nicht Euch Gehorsam geschworen haben, sondern jemandem wie Frank von Nee-rak?«

Damit hat Frederick einen wunden Punkt bei der Stiefmutter getroffen. Mira ist sich nicht einmal sicher, ob er sich dessen bewusst ist, aber sie merkt der Frau auf dem Thron die Wut an.

In ihre Augen ist ein lauerndes Funkeln getreten, wie bei einer Raubkatze vor dem Sprung.

Peng! Die Seitentür fliegt mit solchem Schwung auf, dass sie gegen die steinerne Wand kracht und Anastasia, die leibliche Tochter der Stiefmutter, mit wehendem Kleid durch den Türrahmen geprescht kommt.

»Mutter!«, ertönt ihre Stimme in einem panischen, schrillen Ton. Sie bemerkt die vielen Menschen vor dem Podest der Gesuchten, verlangsamt aber keinesfalls ihren Schritt, bis sie direkt an der Stufe des Podestes steht.

»Ich habe hochverehrten Besuch, Liebes. Du wirst dich einen Augenblick gedulden müssen«, weist ihre Mutter die Hinzugekommene zurecht und macht eine unmissverständliche Kopfbewegung zu der offenstehenden Tür, aus der ihre Tochter soeben gekommen ist.

»Oh nein, Mutter, du wirst dich mit meinem Anliegen befassen müssen. Du hast es mir schließlich erst aufgedrängt«, sagt Anastasia erbost und verharrt auf ihrem Platz. Um ihrem Benehmen die Krone aufzusetzen, verschränkt sie außerdem noch die Arme vor der eingeschnürten Brust. Mira sieht es der Stiefmutter an, wie sehr sie sich von dem direkten und respektlosen Verhalten ihrer Tochter gestört fühlt. Gerade noch hat sie eine souveräne Machthaberin verkörpert, um im nächsten Moment von ihrer Tochter eiskalt unterbrochen und vorgeführt zu werden. Miras Mutter würde so etwas auch nicht gefallen – nur dass Mira sowieso niemals in einer vergleichbaren Lage sein wird.

»Ich habe nichts dazu zu sagen. In ein paar Jahren wirst du mir mehr als dankbar sein, eine so vorteilhafte Partie gemacht zu haben«, wiegelt sie ihre Tochter ab.

»Morgen schon soll ich ihn heiraten? Ich dachte, ich höre nicht richtig, als der Schnösel, der Langweiler –«, weiter kommt Anastasia nicht, denn ihre Mutter steht mit einer abrupten Bewegung auf und fällt ihr ins Wort.

»Achte auf deine Sprache! Derartiges aus deinem Mund, das ziemt sich nicht für die künftige Königin.«

Wieder ertönen schnelle Schritte, diesmal schwerere, und Frank von Neerak persönlich erscheint im Türrahmen der noch immer geöffneten Seitentür.

Mira, deren Blick ebenso wie der ihrer Freunde immer nur von einer zur anderen gewandert ist, fragt sich, wie das sich ihm bietende Bild auf ihn wirken mag. Sein Feind mit zwei weiteren Gefangenen inmitten einer Eskorte von Glänzern, davor seine Verbündete, die ihrer Tochter gegenübersteht und drohend einen Finger gehoben hat.

Genau in diesem Moment, in dieser Sekunde verwunderter Stille, schießt Mira eine Idee durch den Kopf. Sie ist verzweifelt, das muss sie zugeben, aber es ist wenigstens ein Versuch, dem Schlamassel ein Ende zu setzen.

Sie nutzt die allgemeine Ablenkung und tritt mit ihrem Fuß leicht gegen Aschenputtels Bein. Diese dreht ihr das Gesicht zu. Mira dreht ihren Kopf nicht herum, um niemanden misstrauisch zu machen, aber sie formt mit den Lippen ein stummes Wort. *Perle*.

Sie wiederholt es noch einmal und jetzt sieht sie aus dem Augenwinkel, wie Aschenputtel ganz langsam ihre freie Hand zu ihrer Tasche hebt. Ein kurzes Zucken. Zumindest ist das alles, was Mira wahrnimmt, und die Hand sinkt wieder neben ihren Körper.

Mira meint, ein kaum bemerkbares Nicken erkannt zu haben, aber sicher ist sie sich nicht. Vielleicht handelt es sich doch eher um ihr eigenes Wunschdenken.

Die Stiefmutter scheint davon nichts mitbekommen zu haben, und von Neerak steht ein ganzes Stück weg von dem Rest der Gruppe, sodass er Aschenputtel – selbst, wenn er zu ihr herübersehen würde – nur teilweise sehen könnte. Einzig und allein Anastasia zieht kurz die Stirn kraus, erwidert aber

nichts weiter und lässt für Mira damit die Möglichkeit offen, dass sie sich getäuscht hat und Anastasia überhaupt nichts von der Aktion bemerkt hat.

»Wollt Ihr uns den Grund für Euren Besuch vielleicht ebenfalls mitteilen?«, schleudert die Stiefmutter von Neerak unhöflich entgegen und hält ihre sonst so unangenehm hohe Stimme erstaunlich tief.

»Braucht denn der Herr des Hauses einen Grund, um sich in seinen Räumen zu bewegen?«, antwortet er kühl und tritt neben Aschenputtels Stiefschwester vor das Podest.

»Verzeiht, es ist ein aufwühlender Tag gewesen.«

Er macht eine wegwerfende Geste, die nah an der Grenze zum Spott ist. Mira ist von dem hageren Mann verwirrt.

»Da wir gerade allesamt hier zusammengefunden haben, würde ich das eine oder andere Anliegen verbalisieren wollen. Zuerst in Bezug auf unsere Gefangenen. Wobei, wenn ich recht darüber nachdenke, erscheint mir unsere Vermählung am kommenden Morgen der dringendere und wesentlich erfreulichere Punkt zu sein.«

Schon während er spricht, weicht Anastasia demonstrativ einen Schritt von ihm weg.

»Eher bleib ich für immer ohne Ehemann, als dass ich mich mit Euch einlasse!«, sagt sie herablassend und überrascht nicht nur Mira, ihre Mutter und von Neerak, sondern dem Anschein nach ebenso ihre eigene Stiefschwester. Aschenputtel zieht erstaunt die Luft ein und selbst von ihrer Position aus kann Mira gut sehen, wie ihr Blick zwischen Mutter und Tochter hin- und herwandert – dieses wortlos ausgetragene Duell.

»Zu meinem Bedauern ist Euer Wunsch hier nicht weiter von Belang, meine Werte. Eure Mutter brachte mir bereits am heutigen Vormittag den Vertrag, der die Eheschließung rechtskräftig macht. Der Aufwand morgen ist eine reine Formalität«, sagt von Neerak ruhig und mit einer ölig klin-

genden Stimme, die Mira anekelt. So sehr sie Anastasia bisher zu verachten gelernt hat, diese Behandlung wünscht sie ihr dann doch nicht. Sie kann diese Diskriminierung, diese Auslieferung eines Mädchens an einen viel älteren, unsympathischen, aufgeblasenen Gockel einfach nicht ertragen. Anastasias eigener Mutter macht die Degradierung ihrer Tochter als zu vergebende Ware scheinbar um Welten weniger aus. Sie nimmt jetzt wieder seelenruhig einen Schluck aus ihrem Kelch, betrachtet ihre Spiegelung auf der silbernen Außenseite und genießt das Entsetzen in sowohl Aschenputtels als auch Anastasias Gesicht.

»Bringt sie weg«, verkündet die Stiefmutter mit einer vor Selbstgefälligkeit tiefenden Stimme und entsendet ein verschwörerisches Lächeln an ihren machtvollen Verbündeten.

Ein Ruck geht durch Fredericks Körper, und er windet sich aus dem Griff der Glänzer. Einen Moment lang ist er von ihrer Kontrolle über seine Bewegungen befreit – ein Aufflackern des besiegtten Kampfgeistes. Die Horde von schwarzen Rüstungen, die Mira umgibt, drängt sich weiter zusammen und drückt sie in seine Richtung. Sie spürt einen schmerzhaften Stoß in den Rücken, fühlt, wie sie das Gleichgewicht verliert und dem Boden entgegenfällt. Der Schreck fährt durch ihren gesamten Körper und einem Reflex folgend schließt sie beide Augen.

»Ahhhh!«, rief Mira und riss die Augen auf. Ihr Herz schlug in einem schnellen Rhythmus gegen ihren Brustkorb und sie schwitzte wie nach einem anstrengenden Intervall-Training. Alles fühlte sich gerade falsch an. Die schwere Bettdecke, die sie in ihrer Bewegungsfreiheit einschränkte und die Hitze ihres Körpers um sie herum anstaute, das fehlende Licht. Ihre eigene Stimme hallte noch in ihr nach, wie auch der Traum, in dem sie bis vor wenigen Augenblicken noch gesteckt hatte.

Ok, eins nach dem anderen, versuchte sie sich selbst zu beruhigen und strampelte sich zuerst mal von ihrer Bettdecke frei. Jetzt fühlte sie sich wenigstens nicht so erdrückt. Wo war denn ihre Uhr mit den Leuchtziffern geblieben?

Sie streckte die Hand in die Richtung aus, in der sie den Schalter für ihre Nachttischlampe vermutete, und stieß prompt mit den Fingern gegen die Wand. Endlich ertastete sie den kleinen Schalter und knipste das Licht an. Trotz Vorbereitung war es immer wieder wie ein kleiner Schock, wenn die Dunkelheit so plötzlich dem Lichtschein wich.

Ihr Wecker lag mit der Vorderseite nach unten gekippt vor ihrem Bett auf dem Boden und ihr gesamter Nachttisch machte einen höchst chaotischen Eindruck – als hätte sie im Schlaf um sich geschlagen und dabei einige Gegenstände umgefegt.

Was mach ich jetzt? Was mach ich jetzt? Was mach ich jetzt?, wiederholte sie immer dieselbe Frage in ihrem Kopf, ohne wirklich konzentriert genug zu sein, um ernsthafte Überlegungen anzustellen.

Ihr herumschweifender Blick rettete sie schließlich, denn er blieb an der Sammlung der Märchen der Brüder Grimm haften, die sie gestern vor dem Schlafengehen nicht mehr ordentlich verstaubt hatte. War das überhaupt gestern gewesen? Sie

hätte nicht sagen können, wie spät es gerade war oder welchen Tag sie mittlerweile hatten. In der Märchenwelt war viel Zeit vergangen – mindestens ein ganzer Tag. In dieser Welt, der Realität, konnte es sich allerdings ebenso um Stunden, Minuten oder sogar Sekunden gehandelt haben. Wenn sie ehrlich war, wollte sie die Uhrzeit gar nicht wissen. Sie durfte so oder so keine Zeit verlieren, denn sie musste schnellstmöglich wieder zurück in den Palast gelangen. Mira reckte sich also nur nach dem Buch und hievt es zu sich auf die Matratze herauf. Ihre Augen taten sich noch etwas schwer, die schwarzen Buchstaben vor ihr scharf zu stellen, sodass sie länger als gewöhnlich brauchte, um die gesuchte Geschichte zu finden.

Um ganz sicher gehen zu können, begann sie mit dem Anfang, der – wie sollte es auch anders sein – immer noch derselbe wie zuvor war. Aschenputtels Mutter stirbt, die Stiefmutter zieht mit ihren Töchtern ein, es folgt eine Zeit voller schlechter Behandlung und der Ball als ihre große Chance – so weit kannte sie das Märchen bereits. Danach unterschied sich der Rest allerdings in fast sämtlichen Punkten von der Originalversion. Während sie das neue Ende las, flüsterte sie die Worte leise vor sich her.

Schon am folgenden Tag sollte die Hochzeit stattfinden. Alle Nachbarn, die Rang und Namen hatten, waren der Einladung gefolgt, um ihrem neuen, jungen König und seiner Braut ihre Glückwünsche auszusprechen. Es trug sich aber zu, dass eine fremde Reiterin durch das Land zog. So kam sie auch an dem Palast vorbei, betrat die Kirche und enthüllte dem Bräutigam den Irrtum, durch den er seine Braut gefunden zu haben meinte. Die böse Stiefmutter aber hatte ein solches Geschehen erwartet und sich mit Frank von Neerak, dem berüchtigten Herrscher aus dem Norden, verbündet. Mit vereinter Stärke überwältigten von Neeraks Soldaten den Königssohn und sperrten ihn und die Reiterin in den tiefsten Kerker. Mit einer gründlichen Säuberung aller Anzeichen der bisherigen Königsfamilie übernahmen sie selbst den Palast.

Aschenputtel ward sehr betrübt über das Schicksal des geliebten Königssohns. Es begab sich jedoch, dass Aschenputtel ihm helfen konnte. So verbarg es ein Schlüsselchen in seinem Essen. Den beiden Gefangenen gelang damit die Flucht und sie fanden Aschenputtel in der Küche. Doch leider blieb die Flucht nicht unentdeckt und die Soldaten stellten die Flihenden und brachten sie vor den Thron der Stiefmutter, die bereits ihr Netz der Macht und Intrigen gesponnen hatte. Doch die Reiterin war der Magie mächtig, sie verschwand und ward nicht mehr gefunden.

Die jüngere Tochter, sonst ein garstig Stück, weigerte sich aber, nun neu den Herrn der Soldaten als ihren Gemahl zu nehmen. Dieser wurde gar zornig und beharrte auf die Vereinigung. Dem Mädchen ward keine andere Wahl gelassen, als seiner Mutter zu gehorchen. So sehr sie auch bettelte und flehte und sich sträubte, am nächsten Morgen fand die Vermählung statt.

»Jetzt wirst du Königin sein und dein Lebtag in Wohlstand verbringen«, sprach die ältere der Schwestern zur Braut. Die Stiefmutter hatte allerdings in den Ehevertrag zu ihrem eigenen Vorteil so manche Phrase eingeschrieben.

Der Königssohn wurde noch vor Ende der Feierlichkeiten hingerichtet. Da brach dem armen Aschenputtel sein frommes Herz. Es verschwand und tauchte nie wieder auf. Die Stiefmutter aber herrschte von diesem Tag an mit grausamer Hand über das Reich und scherte sich nicht ihrer jüngsten Tochter, die schließlich unglücklich in jungen Jahren verstarb. Die Mutter dagegen lebte ein langes Leben und brachte Finsternis und Not über die Menschen.

Beinahe hätte Mira das schwere Buch von sich weggeschleudert. Erst im letzten Moment wurde ihr dann wieder bewusst, wo sie sich befand, und dass ihre Eltern sicherlich nicht erfreut über ihren nächtlichen Radau wären. Manchmal fragte sie sich ernsthaft, wie eine Person so viel Pech haben konnte. Sie war dort gewesen, so nah an der Lösung ihrer Probleme oder besser gesagt der Probleme von Nele und Aschenputtel,

aber sie hatte es schon wieder gründlich vermässelt. Es schien ihr sogar noch viel schlimmer geworden zu sein.

Reg dich jetzt nicht so auf, dachte sie sich und versuchte ein paar Entspannungsübungen. Aufregen brachte ihr nichts – im Gegenteil. Wenn sie sich da weiter hineinsteigerte, würde ihr Puls bald an die Decke gehen und sie für die kommenden hundert Jahre nicht mehr schlafen können. So saß sie einige Minuten aufrecht in ihrem Bett und merkte langsam, wie sich Müdigkeit und Erschöpfung bemerkbar machte. Fröstelnd zog sie sich die Decke wieder über die Beine und raufte sich entnervt die Haare. Nach dieser kurzen Pause kam ihr nur wieder die altbekannte Idee, sich ein drittes Mal an dem Buch in den Finger zu schneiden. Es wurde langsam wirklich lästig, aber was sollte sie sonst tun?

Auf die richtige Stelle in der Geschichte kam es jetzt wieder an. Sie hatte leider keine Ahnung, wie punktgenau sie in das Märchen eintreten konnte. Ort und Zeit ihres Erscheinens waren in diesem Fall von nicht zu unterschätzender Bedeutung, aber in dem Buch spielte sich das gesamte Ende auf nur zwei Seiten ab. Sie wählte also kurzerhand die erste dieser Seiten, da sie lieber ein wenig zu früh als zu spät erscheinen wollte, und vollführte mit einer raschen Bewegung den unangenehmen Teil des Ganzen. Das letzte Mal für diese Nacht – zumindest hoffte sie das inständig – ließ sie das Buch von ihrem Schoß gleiten, schaltete das Licht aus und wurde von einer stillen Dunkelheit umhüllt. Nur ein Gedanke kreiste noch in ihrem Kopf, und das war die Hochzeit von Anastasia.

Für einen kurzen Augenblick denkt Mira, es würde schneien um sie herum. Winzig kleine, wirbelnde Schneeflockchen, die im Sonnenlicht durch die Luft tanzen. Sie streckt den Arm aus, aber da ist nichts. Keine Kälte und auch keine Nässe. Stattdessen muss sie husten. Jetzt nimmt sie ihre Umgebung bewusster wahr. Sie steht in einer schmalen Kammer, die mit allerlei unbenutzten Dingen vollgestellt ist. Da liegen Gardinen, fein säuberlich zusammengefaltet, Kerzenständer und ein fleckiger Spiegel. Alles strahlt eine Atmosphäre des Vergessen-worden-Seins aus. Zwischen den Armen des Kerzenständers spannen sich dicke Spinnweben und ausnahmslos jeder Gegenstand ist mit einer millimeterdicken Staubschicht bedeckt. Die goldenen Sonnenstrahlen, die durch ein milchig gewordenes Fenster in die Kammer scheinen, leuchten die in der Luft herumfliegenden Staubkörner von hinten an und lassen sie größer erscheinen. Das ist es auch, was Mira für den Schnee gehalten hat. Zum Glück kein Schnee, denn wenn sie sich einer Sache sicher sein kann, dann dass in dieser Märchenwelt definitiv kein Winter ist. Bleibt also noch die Frage offen, wo genau sie sich aktuell befindet. Im Schloss, vermutet sie zumindest und dreht sich einmal um die eigene Achse. Direkt neben ihr ist eine schmale Tür in die Wand eingelassen, und weil sie keine Geräusche dahinter wahrnehmen kann, öffnet sie sie.

Aha! Jetzt kommt sie der Antwort schon näher. Sie blickt in eines der Schlafzimmer, ausgestattet mit einem großen Himmelbett und jeder Menge edlem Gedöns. Und offenbar gerade nicht bewohnt. Die Staubschicht, die bereits nebenan alles bedeckt hat, findet sich auch hier auf sämtlichen Oberflächen wieder. Einem Bedürfnis folgend, geht sie zu einem massiven Schminktisch und fährt ihren Zeigefinger über die Platte. Dabei hinterlässt sie eine dunkle Spur im Staub.

Genug getrödelt, schilt sie sich und wischt ihren staubigen Finger an ihrem Kleid ab. Sie hält mitten in der Bewegung inne und bewegt ihre Hand zurück zu der Stelle, an der sie sich gerade vorbei bewegt hat. Eine kaum merkbliche Erhebung auf Höhe ihrer Tasche, nicht wesentlich größer als ein simpler Knoten im Stoff, aber doch mit ein bisschen Druck spürbar. Sie lächelt schon, bevor sie die Perle aus der Tasche zieht, um sie zu betrachten. Niemals würde sie dieses kleine Schmuckstück wirklich verlieren, denn es findet immer wieder seinen Weg zu ihr zurück. Wie es dieses Mal dazu gekommen ist, kann sich Mira beim besten Willen nicht erklären, aber das ist auch gar nicht notwendig.

Dann vernimmt sie ein Rascheln und schnelle, lauter werdende Schritte, die sie herumfahren lassen. *Wohin?*

In ihrer Panik, ein geeignetes Versteck zu finden, bleiben ihre Füße wie angewurzelt stehen, und so befindet sie sich immer noch neben dem Schminktisch, als die Tür geöffnet wird.

Eine müde und abgekämpft aussehende Anastasia blickt ihr direkt ins Gesicht, zögert, sieht sich hastig um und betritt dann zu ihrer großen Überraschung den Raum. Mira ist sich selbst nicht einmal sicher, was sie von ihr erwartet hat, jedenfalls keine so milde Reaktion.

»Ich brauche Eure Hilfe«, sagt Anastasia mit gesenkter Stimme. *Oh ja, wenn du nur wüsstest!*, denkt Mira, sagt dann aber etwas Anderes, Freundlicheres.

»Gehe ich richtig in der Annahme, dass es um Eure Hochzeit geht?« – den Zeitpunkt lässt sie bewusst weg. Wer weiß, ob sie überhaupt am gewünschten Tag angekommen ist. Möglicherweise liegt die Hochzeit bereits hinter dem Mädchen und alles ist ganz anders.

Nein, offenbar hat sie sich nicht geirrt, denn die an den Rändern leicht geröteten Augen hellen sich sichtbar auf.

»Ja, das stimmt. Kann ich Euch denn trauen?« Mira nickt und Anastasia fährt fort: »Vielleicht verlange ich zu viel, aber

ich kann es einfach nicht. Ich möchte mein Leben nicht an von Neeraks Seite verbringen. Er ist ein Scheusal. Ich weiß mir nur nicht zu helfen«, beginnt sie, ihr Herz vor Mira auszuschütten. Plötzlich erscheint sie ihr in einem komplett anderen Licht. Zerbrechlich beinahe, obgleich sie vermutlich das Doppelte ihrer zarten Stiefschwester wiegt, die sie wieder und wieder von sich gestoßen hat. Mit Blick auf das viele Leid, welches Aschenputtel wegen ihr und ihrer Familie hat erleiden müssen, sollte sie Anastasia eigentlich nicht aus der Klemme helfen. Erst eine Diva sein und dann wie ein Baby betteln, wenn es an ihr eigenes Wohlsein geht, dieses Verhaltensmuster kehrt scheinbar in jeder Welt gleichermaßen wieder. Mira will sie schon abweisen, als sie eine Eingebung hat.

»Ich könnte mir da etwas vorstellen, aber ich bin mir nicht sicher, ob Ihr bereit wärt, so weit zu gehen«, tastet sie sich vor.

»Alles – nur helft mir«, geht Anastasia sofort auf ihr Angebot ein. Im Grunde bestätigt sie auch hierin Miras Erfahrung mit derart selbstbezogenen Menschen. Wilde Versprechungen machen, ohne an die möglichen Konsequenzen zu denken oder überhaupt Näheres zu wissen. So hätte doch auch die Müllerstochter bei »Rumpelstilzchen« fast ihr Erstgeborenes verloren. Gut für die Stiefschwester, dass Mira nicht versucht, ihr eine Falle zu stricken.

»Nehmt diese Perle hier und sorgt dafür, dass Eure Mutter sie in meiner Anwesenheit zu sich nimmt.«

»Aber wie? In einer Stunde beginnt doch schon alles«, fragt das Mädchen unbeirrt und liefert Mira ganz nebenbei die Information, nach der sie gesucht hat.

»Lasst Euch etwas einfallen. Ein Getränk, etwas zu essen – Ihr werdet schon etwas finden. Gebt mir nur ein Zeichen, dann werde ich übernehmen.«

Mit diesen Worten streckt sie ihr die Perle entgegen, lässt sie in ihre Hand fallen und eilt aus dem Zimmer. Ihr Abgang

soll möglichst imposant rüberkommen, wie in zahlreichen Büchern und Filmen, allerdings verschätzt sie sich mit der Breite des Türrahmens und prallt prompt mit der rechten Schulter dagegen.

Einfach weiterlaufen, treibt sie sich an, um wenigstens schnell aus dem Sichtfeld von Anastasia zu verschwinden.

Ausschlaggebend für ihre Idee ist doch tatsächlich das unschöne Ereignis mit dem kleinen Jungen in dem Niederegger-Geschäft. Zuerst etwas vage zwar, aber je mehr sie Zeit zum Nachdenken hatte, desto überzeugter von ihrer Hoffnung ist sie geworden.

Eine Sache muss sie allerdings noch vor der alles entscheidenden Feier erledigen, um ihren Plan richtig aufgehen zu lassen.

Aus zweierlei Quellen kann sie schließen, dass die Stiefmutter ein krummes Ding dreht und bereits irgendwo ein Dokument existiert, welches ihr den Weg ebnet, und somit unbedingt unschädlich gemacht werden muss. Besäße *sie* so ein wichtiges Papier, sie würde es vermutlich bei sich im Zimmer einschließen oder sonst wie lagern. In diesem Fall sucht Mira aber bewusst nicht nach den privaten Räumen der Familie, sondern fokussiert in Gedanken ihr Ziel – das Dokument.

Augenblicklich setzen sich ihre Beine in Bewegung. Sie ist nicht einmal überrascht über den schnellen Erfolg, denn dieser Traum fühlt sich anders an. Vielleicht ist es auch sie und ihre Einstellung, die einfach zielstrebig ist, jedenfalls zweifelt sie nicht im Geringsten daran, dass sie es schaffen kann.

Rechts, links, links und wieder rechts, durch Flure, vorbei an Treppen nach oben oder unten geht sie. Trotz der Vorwarnung durch das Märchenbuch hat sie nicht damit gerechnet, dass die Glänzer so akribisch bei ihrer Säuberung des Palastes sein würden. Kein einziges Porträt ist mehr an den

Wänden zu sehen und auf keinem Möbelstück prangt mehr das Familienwappen. An manchen Stellen erhascht sie dafür einen Blick auf die rot-schwarzen Farben des Besizers.

Schließlich bleiben ihre Füße vor einer der größeren und edleren Holztüren stehen. Sie ist selbst neugierig, wohin sie ihre Intuition, oder wie auch immer sie die Kraft nennen sollte, die sie hierher gebracht hatte. Mit einer Unvorsichtigkeit, die im Nachhinein betrachtet das Scheitern des gesamten Plans hätte bedeuten können, tritt sie in den unbekanntesten Raum ein.

Ihr Herz macht einen Sprung – Bücher, soweit das Auge reicht und die sich zu Dutzenden auf den Regalbrettern reihen.

Ich bin im Paradies, ist der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf schießt. Sie nimmt einen tiefen Atemzug und seufzt. Bibliotheken sind schon eine Welt für sich. Kleine Schatzkammern, die schier unendliches Wissen in sich bergen. Sie sind stumme Zeugen fremder Kulturen und längst vergangener Zeiten – das Speichergedächtnis der Menschheit.

Leider sind die Bücher nicht der Grund ihrer Anwesenheit und sie hat keine Zeit, sich mit einem Buch in eine Ecke zu verkrümmeln. Sie muss weiter, und zwar so schnell es geht. Davor gilt es aber, den Vertrag oder womit die Stiefmutter ihre Macht sonst abgesichert hat, zu finden.

Wieder setzt sie auf ihren neuentdeckten inneren Kompass, dieses Mal allerdings ohne Ergebnis. *Dann eben auf die altmodische Art*, beschließt sie und scannt mit ihren Augen den Raum ab.

Gibt es irgendeinen Hinweis, eine nebenbei erwähnte Bemerkung oder eine Geste, die ihr als Hilfe dienen kann? So sehr sie sich auch anstrengt und versucht, sich an das kleinste bisschen Verwertbares zu erinnern, ihr will nichts einfallen.

Es ist etwas anderes, was ihr stattdessen in den Sinn kommt. Mira tritt an die Regale zu ihrer Rechten und legt den Kopf

schräg. So arbeitet sie sich Regalbrett für Regalbrett voran, die Augen konzentriert zusammengekniffen und nach etwas Ausschau haltend. Vielleicht hat sie einfach zu viele Filme und Serien gesehen, aber die Oberflächen hier in der Bibliothek sind nicht mehr ganz sauber. Die feine Staubschicht müsste bei genauem Hinsehen ausreichen, um ihr zu verraten, welches Buch in der letzten Zeit herausgezogen worden ist. Theoretisch kann natürlich eine ganze Menge Bücher kürzlich verwendet worden sein, aber Mira bezweifelt, dass die Stiefmutter die Glänzer mit ihrer offensichtlichen Unkenntnis dieser Schätze unbeaufsichtigt oder überhaupt an die königlichen Bücher gelassen hat. Und Frank von Neerak macht auf sie nicht den Eindruck eines Mannes, der sich freiwillig mit Büchern auseinandersetzen würde, wenn es nicht notwendig sein würde. Sein Pech, ihr Glück, denkt Mira, denn wie vermutet sind nirgendwo Spuren im Staub zu sehen. Für die obersten Regalböden muss sie die Leiter nehmen, die am Rand des Bücherregals lehnt und nur auf sie zu warten scheint.

Die drittletzte Reihe – nichts. Die vorletzte Reihe – nichts.

Die letzte Reihe dieser Seite des Raumes – nichts. Oder doch ..., ihr Kopf dreht sich noch einmal zurück und wirklich, ganz hinten ist ein Bereich, der dunkler aussieht. Vorsichtig klettert sie wieder von der Leiter, stellt sie an die entsprechende Stelle und steigt mit klopfendem Herzen wieder empor. Sie hat sich nicht getäuscht, das betreffende Buch hat eine nunmehr deutlich sichtbare Spur hinterlassen. »Lex Posterior« steht auf dem Rücken des Buches.

Der Name passt schon mal zu jemandem wie der Stiefmutter, findet Mira. Vorausgesetzt natürlich, es ist sie gewesen, die sich an dem Buch zu schaffen gemacht hat.

Sie muss ein bisschen kämpfen, um es aus der Reihe zu ziehen. Die Einbände stehen sehr dicht beieinander und rutschen nicht gut mit ihren Deckeln aus Leinen und Leder

aneinander vorbei. Einer der Gründe, warum im Laufe der Zeit vorzugsweise Papier und Pappeinbände zu finden sind?

Endlich tut sich etwas und sie muss sich an der Kante des Regals festkrallen, um nicht den Halt auf der Leiter zu verlieren. Bloß nicht schon wieder fallen und aufwachen, das hätte ihr wirklich noch gefehlt.

Sie nimmt sich trotz der drängenden Zeit die Ruhe, ganz langsam von der Leiter zu steigen – Sprosse für Sprosse, bis sie wieder festen Boden unter sich spürt. Mittig in dem mit einem Kamin ausgestatteten Raum steht ein rechteckiger, ebenfalls aus dunklem Holz angefertigter Schreibtisch, auf dem sich auch eine weiße, lange Feder neben einem pechschwarzen Tintenfass und einige Blätter zum Schreiben befinden. Dorthin bringt sie das Buch, klappt den Deckel auf und stößt sofort auf das Gesuchte. Ein handschriftlich verfasster Text füllt den oberen Teil des Dokuments, während der untere Teil mit zwei Unterschriften versehen ist. Keine der beiden Signaturen ist für Mira zu entziffern, aber die eine Schrift gleicht der des restlichen Textes, weshalb sie vermutet, dass diese der Stiefmutter zuzuordnen ist. Sie hält das Blatt Papier ins Licht und versucht sich halbherzig daran, das Geschriebene zu verstehen. Es bringt nichts. Ihr läuft die Zeit davon, und was könnte sie schon mit dem Wissen über den Inhalt anfangen? Der Gedanke, das Dokument einfach zu vernichten, über einer der lodernden Fackeln zu verbrennen, kreuzt für einen Moment ihre Gedanken, aber im Grunde genommen ist ihnen schon mit dem bloßen Verschwinden des Ehevertrags, worum es sich laut der Überschrift handelt, erst mal gedient. *Wer weiß, wozu er noch gut sein kann*, überlegt sie und rollt das Schriftstück eng zusammen, sodass sie es unter den Gürtel ihres Kleides klemmen kann. So ausgestattet fühlt sie sich gleich an die Verkleidungsspiele in ihrer Kindheit erinnert, bei denen sie mal als Piratin, mal als Räubertochter durch den Wald hinter Hannahs Haus gestreift ist. Sie über-

legt kurz. Damals hatte sie es natürlich immer gezielt auf irgendwelche »Schätze« ihrer Freundin abgesehen, die sie dann im Laufe des Spielens zu klauen versucht hat. Allerdings sind Gegenstände am oder unter dem Gürtel, soweit sie sich erinnern kann, stets leichte Beute gewesen. Leicht und relativ ungefährlich zu ergattern, wenn man nah genug an die andere Person herangekommen war und quasi nur noch die Hand danach hat ausstrecken müssen. So ähnlich wie beim Flag-Football, bei dem den Spielern von der gegnerischen Mannschaft ein in den Hosenbund gestecktes Band abgenommen werden muss. Es ist also womöglich nicht die sinnvollste Idee, den Vertrag so offensichtlich mit sich herumzutragen. Sonst bleiben ihr nur leider nicht mehr viele Ausweichmöglichkeiten. Ihr Ausschnitt ist eindeutig nicht geeignet für die ganze Papierrolle, also muss es etwas anderes tun. Hektisch tastet sie ihren Körper nach Verstecken ab und bleibt an ihrem rechten Oberschenkel hängen. Was hat sie denn da um ihr Bein herum? Doch nicht etwa ...?

Sie kann sich einen leisen Pfiff nicht verkneifen. Sie trägt tatsächlich ein Strumpfband aus weißem, feinem Stoff um ihr Bein. Es weist keinerlei Verzierungen oder Rüschen auf, wie sie es sonst aus älteren Filmen oder von Modebildern kennt, aber für ihren Zweck ist es schlichtweg perfekt. Jetzt wo sie ein geeignetes Versteck gefunden hat, kann alles gar nicht schnell genug gehen. Hat die Hochzeit vielleicht sogar schon angefangen?

Auf dem Weg nach unten, wo sie die Kapelle vermutet, scheint sie nur so über den mit Teppich belegten Boden zu fliegen, die Stufen hinunter und raus ins Freie, wo ihre Schuhe kaum Geräusche auf dem Sandboden verursachen, so schnell saust sie dahin.

Sie macht keinen Halt, bis die Kirche mit dem angelegten Garten davor in Sichtweite kommt. Mira verfällt in einen zügigen Schritt und nähert sich der Eingangstür, neben der

rechts und links jeweils ein Wachposten in schwarz schimmernder Rüstung postiert ist.

Es dauert lange, bis einer der beiden Glänzer seinen Kopf in ihre Richtung dreht und sie bemerkt, denn sie ist schon nah genug dran, um im Kirchenschiff die Orgel zu hören.

»Ihr da!«, macht er seinen Kollegen auf sie aufmerksam und spricht sie dabei gleichzeitig an. Beide handeln sofort und kommen trotz der schweren Rüstungen erstaunlich schnell auf sie zu gerannt. Ihr Instinkt sagt ihr, dass sie schleunigst die Flucht ergreifen sollte, solange sie noch Abstand zu den Soldaten hat. Trotzdem zwingt sie ihre Füße zum Stehenbleiben, auch als sie fest von den Männern gepackt und in Richtung der Kirchentür geschoben wird. Sie kann nicht verhindern, dass sich in ihr Zweifel regen, ob ihre Idee, sich einfach festnehmen zu lassen, um wieder zu Aschenputtel und Frederick gebracht zu werden, wirklich sinnvoll ist. Jetzt könnte sie aber, selbst wenn sie es wollte, nichts mehr daran ändern. Sofern Anastasias Informationen sich als wahr herausstellen, könnte die Rechnung aufgehen.

In dem Moment, in dem sie die Kirche betreten, hört die Orgel auf zu spielen. Dramatischer könnte ihr Auftritt mal wieder kaum sein.

Wie schon bei ihrem ersten Hochzeitscrash geht ein Tuscheln durch die Gäste, die bei dieser Feier allerdings kaum zahlreich genug sind, um die ersten paar Reihen zu füllen. Entweder hält sich die Beliebtheit von Neeraks so sehr in Grenzen, wie Mira es sich bereits vorgestellt hat oder die Stiefmutter hat absichtlich nur einen kleineren Kreis versammelt.

Sie wird – wie erhofft – zu den beiden anderen Gefangenen gebracht und die Prozedur nimmt weiter ihren Lauf. Nur die Stiefmutter bedenkt sie mit einem leicht spöttischen Blick, schert sich jedoch nicht weiter um ihre Anwesenheit. Sowohl Aschenputtel als auch Frederick scheinen über ihr

Erscheinen überrascht und gleichzeitig niedergeschlagen, was sie irgendwie rührt. Wenn sie nur wüssten, dass Mira ihre eigenen Vorstellungen verfolgt.

Niemand nimmt ihr Auftauchen mehr als nur zur Kenntnis, aber die Stiefschwester, die ganz vorne in demselben weißen Kleid von gestern sitzt, dreht sich immer wieder kurz zu ihnen um und versucht den Blickkontakt zu ihr herzustellen. Beim dritten Versuch funktioniert es endlich und Mira nickt ihr aufmunternd zu. Anastasias bis dahin angespannte Züge lockern sich ein wenig, und als sie schließlich vor den Altar tritt, ist ihr nicht die Spur ihrer tatsächlichen Gedanken anzumerken. Eines muss Mira der Stiefmutter lassen, ihre Töchter haben von ihr bis zur Perfektion gelernt, eine leicht hochnäsige und ganz und gar undurchschaubare Miene aufzusetzen. Die Formalitäten nehmen weiter ihren Lauf. Alle erheben sich, als das Brautpaar an ihnen vorbei aus der Kirche geht, und folgen dann in einem gemächlichen Trott. Ganz zum Schluss werden sie als Gefangene durch einen Stoß in den Rücken angewiesen, ebenfalls die Kirche zu verlassen. Mira fragt sich, warum Aschenputtel und der Prinz überhaupt mit dazu geholt worden sind, denn bislang wurde ihnen, soweit sie es mitbekommen hat, absolut keine Beachtung geschenkt. Möglicherweise wissen die anderen mehr als sie, aber eine Gelegenheit, ungestört mit ihnen zu reden, wird es vermutlich nicht geben.

Endlich ist die Reihe so weit vorangekommen, dass sie als Nächste durch die Tür treten wird. Die Sonne hat sich hinter den Wolken verkrochen, wodurch ihren Augen die Umstellung vom dunkleren Inneren der Kirche nach draußen weniger schwerfällt. Das, was sie aber zu sehen bekommt, ist eindeutig nicht das gewesen, was sie erwartet hat.

Direkt gegenüber vom Eingang, auf der gut gepflegten Rasenfläche, blickt ihnen eine schwarz verhüllte, große Gestalt entgegen. Unweit von dieser entfernt liegt ein Henkers-

beil im Gras und die Stiefmutter ist gerade damit beschäftigt, die leicht irritierten Gäste um den Schauplatz herum zu platzieren.

Jetzt ergibt auch der niedergeschlagene und hoffnungslose Ausdruck in Aschenputtels Gesicht einen Sinn. Sie und ihr geliebter Prinz haben schon vorher von der geplanten Hinrichtung im Anschluss an die Trauung gewusst. Mira selbst ist der Ausdruck *wurde noch vor Ende der Feierlichkeiten hingerichtet* natürlich aufgefallen, hat dabei aber eher an einen späteren Zeitpunkt gedacht. Ihr bleibt also nur noch wenig Zeit, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Glücklicherweise werden sie und Aschenputtel zusammen mit mehreren Glänzern am Rand stehengelassen, und nur der arme Frederick muss sich zum Henker in die Mitte des frisch gebildeten Kreises begeben. Mira bietet sich dadurch die Gelegenheit, erneut den Blickkontakt zu Anastasia zu suchen. Es dauert dieses Mal etwas länger als zuvor, da die unglückliche Braut die meiste Zeit über den Boden zu ihren Füßen ansieht und nur gelegentlich einen kurzen Blick auf das Geschehen wirft.

Schließlich scheint sie aber zu verstehen. Sie wirkt beinahe überrascht, als wäre die Rettung der beiden Gefangenen etwas, womit sie nicht gerechnet hat. Auch wenn sie plötzlich eine weichere Seite von sich offenbart hat, bedeutet das scheinbar noch längst nicht, dass ihr auf einmal mehr als vorher an ihrer verhassten Stiefschwester liegt.



Aschenputtels Herz schlägt wie verrückt. *Sie werden ihn hinrichten, ihn töten, ihn für immer aus dieser Welt gehen lassen, ist alles, woran sie im Moment denken kann und gerade das ist*

einfach zu viel für sie. Ihre Emotionen schwanken zwischen Tränen und tiefer Traurigkeit, einschnürender Panik und feuriger Wut, und wechseln sich so schnell hintereinander ab, dass sie irgendwann ihr pochendes Herz am liebsten einfach herausreißen will. Wenn ihr Geliebter ohnehin sterben soll, sieht sie keinen Grund, ihm nicht ebenfalls in die Finsternis des Jenseits zu folgen. Wozu leben, an einem Ort, der ihr die Flügel zusammenbindet und sie in einen engen Käfig pfercht? Ihre Mutter hat ihr an ihrem Sterbebett zugeflüstert, sie solle fromm und gut bleiben. Wie sehr sie sich doch bemüht hat, diesen letzten liebevollen Worten ihrer sterbenden Mutter Folge zu leisten. Kein Klagewort ist ihr über die Lippen gekommen, als die Stiefschwestern sie immer weiter aus dem Familienleben verdrängt haben und selbst ihr eigener Vater, der nun seinerseits des Palastes verwiesen wurde, unbedacht den Namen Aschenputtel für sie verwendet hat. In all diesen düsteren, trostlosen Momenten hat sie die Hoffnung auf Gerechtigkeit und Güte dennoch genährt, ihre innere Flamme brennen lassen. Mit Fredericks Tod würde sich eine schwere Decke über ihr Feuer legen und es endgültig und unwiderrufflich ersticken. *Es ist alles umsonst gewesen*, die Worte ihrer Mutter sind nur leere Hüllen gewesen, die ihr nichts als Unglück gebracht haben.

In derartig trübe Gedanken versunken, sieht sie zu der Fremden neben sich. Sie ist ein sonderbares Mädchen. Sie bewegt sich so anders, als Aschenputtel es kennt und hat in ihren Zügen etwas Fremdes. Ihr fallen dafür keine Worte ein, die diesen Eindruck beschreiben, aber am ehesten trifft es vielleicht der Begriff »Zuversicht«. Gelegentlich streicht sie sich eine Strähne ihres blonden Haars hinter das Ohr und blickt dabei mit einem ungewöhnlich wachen Blick um sich.

Aschenputtel folgt der Richtung und stellt überrascht fest, dass niemand anderes als ihre wertvolle Stiefschwester Anastasia das Objekt ihrer Beobachtungen zu sein scheint.

Sie ist als Braut natürlich mehr im Zentrum des Geschehens, als sie es normalerweise unter ihrer großen Schwester und vor allem ihrer herrischen Mutter ist, aber irgendetwas sagt Aschenputtel, dass dies nicht der Grund ist. Anastasia und das fremde Mädchen verhalten sich merkwürdig. *Was geht hier vor sich?*

Anastasia ist einem der Bediensteten zugewandt und redet eindringlich auf ihn ein. Was hat sie vor?

Der Junge nickt und eilt mit eckigen Bewegungen davon, nur um kurz darauf mit einem kleinen Tablett und drei Trinkpokalen aus Silber wieder zum Vorschein zu kommen. Über letztere lässt Anastasia ihre Hand gleiten, bevor sie sich an ihre Mutter wendet.

»Ich bitte um Aufmerksamkeit!«, ruft sie nun in die Runde.

»Ich möchte mit meinem Gemahl und meiner lieben Frau Mutter auf diesen in zweierlei Hinsicht ganz besonderen Tag in der Geschichte dieses Landes anstoßen. Ein Hoch auf eine neue Zeit«, verkündet ihre Tochter ganz im Stil ihrer Mutter und hält den anderen beiden jeweils einen Pokal hin. Beim Trinken macht sie eine merkwürdige Bewegung mit ihren Fingern und sieht dabei genau in Miras Richtung. Ein Seitenblick zeigt Aschenputtel, dass diese die Augen geschlossen hat, aber ihre Aufmerksamkeit gilt nicht lange dem Mädchen, denn jetzt kommt ein würgendes Geräusch von vorne, welches ihren Kopf herumfahren lässt.



Als Mira dieses Mal die Augen öffnet, tut sie es mit einer schon fast euphorischen Stimmung. Sie hat so fest an sich geglaubt, dass sie mit ihrer Willenskraft den Verlauf des Traumes exakt nach ihren Wünschen gestaltet hat. Mit etwas Hilfe von Anastasia natürlich.

Die Stiefmutter hat sich mittlerweile auf die Knie fallen lassen und umklammert mit beiden Händen panisch ihren Hals. Ihre ältere Tochter ist schon bei ihr und versucht zu verstehen, was mit ihrer Mutter vorgeht. Alle anderen darum herum machen nicht den Anschein, als wollten sie ihre Hilfe anbieten. Ein paar der Gäste tuscheln oder haben sich nun sogar abgewandt, denn die Gesichtsfarbe der Stiefmutter beginnt langsam, von Rosa zu Rot und dann zu Blau überzugehen. Ähnlich wie bei dem kleinen Jungen, der ihrer Kreativität den letzten Anschubser gegeben hat, mit seinem Erstickenanfall in Lübeck.

Weil ihr offenbar nichts Besseres einfällt, schlägt die besorgtere der beiden Schwestern ihrer Mutter jetzt mit kräftigen Hieben auf den Rücken, was bei dieser allerdings nur zu einem gurgelnden Würgegeräusch führt. In einem letzten Versuch, sich irgendwie zu retten, rudert die Stiefmutter wild mit den Armen um sich, trifft ihre Tochter im Gesicht und kippt dann hinten über. Die Getroffene schreit auf, ob vor Schmerz oder vor Entsetzen über ihre Mutter, kann Mira nicht genau sagen – vielleicht eine Mischung aus beidem – und geht ebenfalls auf die Knie. Ihre Nase beginnt zu bluten. Miras Aufmerksamkeit gehört aber der Gestürzten.

Ihre Brust hebt sich nicht, noch ist sonst irgendein Lebenszeichen von ihr vernehmbar. Das genügt ihr und sie wird endlich selbst aktiv. Ein Blick zu Aschenputtel, ein einvernehmliches Nicken und schon machen sie beide einen Satz nach vorne, weg von den abgelenkten Glänzern hinter ihnen. Letztere rufen ihnen Worte hinterher, die Mira nicht versteht, denn die Unruhe, die sich auf der gesamten Rasenfläche verbreitet hat, übertönt einzelne Stimmen vollkommen.

Zusammen rennen sie durch die Leute, schieben verwirrte Gäste aus ihrer Bahn und stehen schließlich vor dem separat bewachten Prinzen. Um ihn herum ist, verglichen mit dem

allgemeinen Tumult, erstaunlich wenig los. Der Henker hat sich über die regungslose Stiefmutter gebeugt und die meisten der Glänzer warten ratlos auf weitere Instruktionen von ihrem Gebieter. Diese Situation ausnutzend, stürzt sich Aschenputtel mit einer enormen Energie auf die beiden Frederick flankierenden Soldaten und versucht verzweifelt, ihn aus ihrem Griff zu befreien. Der Gefangene tut sein Bestes, ihr dabei zu helfen, aber die Glänzer sind wesentlich bulliger und scheinen ohne allzu große Mühe den Widerstand abwehren zu können. Mira hat sich bis dahin zurückgehalten, da sie so etwas Ähnliches schon erwartet hat. Jetzt muss also ihr verbleibender Trumpf im Ärmel ins Spiel gebracht werden. Es ist ihr letzter, weshalb sie nun alles auf diese Karte setzt und sich wieder in die Menge stürzt. Gerade rechtzeitig, denn die Soldaten, die sie zuvor bewacht haben, sind mittlerweile ebenfalls zu ihnen durchgedrungen und packen Aschenputtel grob bei den Armen. Schnell duckt sie sich hinter einen fremden Mann in samtener Robe und hält nach Anastasia Ausschau.

Diese hat sich trotz des Anfalls ihrer Mutter keinen Zentimeter vom Fleck bewegt und beobachtet ihre Schwester, wie sie sich um die Leblose bemüht. Mira meint, ein Lächeln um ihre Lippen spielen zu sehen, aber bei dem relativ steinernen Gesichtsausdruck kann sie sich auch geirrt haben.

Schließlich erreicht sie Anastasia und baut sich, so gut es mit ihren 1,70 Metern nun eben geht, vor dem Mädchen auf. Sie hat nicht die Absicht, ihr in irgendeiner Weise bedrohlich zu kommen, aber jetzt muss es schnell gehen und dafür wäre es hilfreich, wenn Anastasia ihrer Bitte ohne Weiteres Folge leistet.

»Ihr müsst den Soldaten befehlen, den Prinzen, eure Stiefschwester und mich gehen zu lassen. Dann werde ich Euch den Schlüssel zur Lösung Eures Problems geben«, kommt sie ohne Umschweife zum Thema.

Keine optisch wahrnehmbare Reaktion folgt, aber Mira ist sich sicher, dass Anastasia verstanden hat. Und tatsächlich – mit leichter Verzögerung setzt sie zum Reden an.

»Wenn das Eure Bedingung ist, werde ich mein Bestes versuchen. Ich kann Euch jedoch in keinster Weise versichern, dass die Soldaten meines Mannes«, dieses Wort kommt ihr nur widerwillig und mit einem verachtenden Unterton über die Lippen, »auf meine Anweisung hören werden.«

Das muss reichen, hofft Mira inständig und vertraut ganz auf die jahrelange Ausbildung, die die Stiefschwestern von ihrer Mutter erhalten haben. Wenn sie schon so eine Schlange als Mutter haben, werden sie sich höchstwahrscheinlich zumindest den ein oder anderen Trick abgeguckt haben, einen Gesprächspartner von dem eigenen Interesse zu überzeugen.

Seite an Seite eilen sie zu den mit den Glänzern rangelnden Gefangenen und schenken von Neerak, der mit einer tief ernststen Miene auf sie zusteuert, keinerlei Beachtung.

Eine behandschuhte Hand will nach Mira greifen, aber Anastasia weist den Mann scharf zurück und führt sie beide zielstrebig an ihr Ziel. Angekommen reckt sie das Kinn in die Höhe, stemmt den rechten Arm in die Seite und blickt einem der Glänzer direkt in die Augen.

»Lasst sie los, sie sind nicht mehr von Bedeutung für uns. Sie sollen gehen«, ertönt ihre Stimme, die erschreckend stark an die unangenehme schneidende Kälte in der Stimme ihrer Blutsverwandten erinnert. Die Männer sind irritiert und einer lässt sogar die Arme sinken, nur um sie kurz darauf unsicher wieder zu heben.

»Seid Ihr dazu befugt?«, fragt einer von ihnen nach und bestätigt damit Anastasias Befürchtung.

Jetzt aber kommt Mira ins Spiel. Sie vergewissert sich kurz, dass von Neerak wieder von einem anderen Tumult abgelenkt worden ist und zieht ziemlich undamenhaft die Papierrolle unter ihrem Kleid hervor.

»Ich habe ihre Befugnisse und Freiheiten hier schwarz auf weiß. Ihr ist als Gemahlin des Königs erlaubt, an seiner statt über die Angelegenheiten ihres Reiches zu bestimmen«, sagt sie mit fester Stimme und so viel Selbstsicherheit, wie sie in dem Moment aufbringen kann.

Leider sind die nun in Falten gelegten Stirnen und hochgezogenen Augenbrauen nicht das Ergebnis, das sie sich gewünscht hat.

»Ihr könnt euch gerne mit eigenen Augen von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen«, setzt sie deshalb noch nach und entrollt das beschriebene Stück Papier. Sie hält es ihnen direkt unter die Nase, aber ihre Augen huschen sehr verdächtig von einer Stelle auf dem Blatt zur nächsten, ohne wirklich irgendwo länger hängenzubleiben. Vermutlich kann nicht ein Einziger von ihnen lesen und sie könnte jedes beliebige Dokument für das ausgeben, was ihr gerade von Nutzen ist. Sie würden es nicht überprüfen können. Sie legt noch einen oben drauf und zeigt energisch auf die unterschiedlichen Unterschriften beider Parteien auf dem Papier. Das endlich löst eine Reaktion bei den Glänzern aus.

Der Kräftigste von ihnen, rechts von Frederick, lässt von seinem Gefangenen ab und bedeutet den anderen, es ihm nachzutun.

Jemand rüttelt an ihrer Schulter, und Mira denkt, jemand hinter ihr möchte ihr etwas mitteilen, aber da steht niemand. Die nächstgelegene Person hat ihr den Rücken zugekehrt. Außerdem lässt das Rütteln jetzt, wo sie sich zur Hälfte umgedreht hat, nicht nach, sondern verstärkt sich noch. Schließlich dämmert ihr etwas. Alles um sie herum beginnt langsam zu verblassen, und eine vertraute Stimme aus einer anderen Welt dringt an ihr Ohr.

»Nein, noch nicht!«, ruft sie flehend, doch ihr Umfeld verschwindet weiter und im Nu umgibt sie nichts als Dunkel-

heit, und da ist eine Hand auf ihrer Schulter, die sie aus der Märchenwelt zu reißen versucht.

24.

Sonntag

Die Welle der schlechten Laune und der Wut musste für Miras Mutter völlig unvorbereitet gekommen sein und wurde von ihr vermutlich schnell als eine pubertäre Reaktion verbucht – besonders, weil sich das Verhalten von Mira von einer Sekunde auf die nächste schlagartig änderte. Plötzlich wirkte sie aufgeregt und schob ihre Mutter förmlich aus der Zimmertür heraus.

»Komm dann gleich runter zu uns, ja, Schatz?« fragte sie noch durch die bereits verschlossene Tür, erhielt aber nur ein dahingesagtes »Ja, ja« von ihrer Tochter.

Mira dagegen kannte den Grund für ihren Stimmungswandel ganz genau. Nachdem sich der erste Schreck, aus ihrem Traum gerissen worden zu sein, wieder gelegt hatte, breitete sich eine unruhige Neugier in ihr aus. Kaum hatte sie ihre Mutter aus ihrem Zimmer bugsiiert, da streifte ihr Blick auch schon suchend durch den Raum. Von dem Märchenbuch, das sie gestern erst gekauft hatte, war keine Spur zu sehen. Aber sie fand ihre alte Ausgabe. Damit ließ sie sich im Schneidersitz auf ihren Teppich nieder und begann, eifrig wie ein Kind, das nach etwas suchte, in den Seiten des großen Buches zu blättern.

Das Erste, was ihr sofort auffiel: Die Geschichte war länger geworden. Das hieß natürlich noch gar nichts, aber immerhin hatte sich etwas verändert, was es auch sein mochte.

Zum mittlerweile gefühlt hundertsten Mal setzte sie an der vertrauten Stelle an und las sorgfältig, Wort für Wort, was das Buch der Gebrüder Grimm ihr eröffnete.

Schon am folgenden Tag sollte die Hochzeit stattfinden. Alle Nachbarn, die Rang und Namen hatten, waren der Einladung gefolgt, um ihrem neuen jungen König und seiner Braut ihre Glückwünsche auszusprechen. Es trug sich aber zu, dass eine fremde Rei-

terin durch das Land zog. So kam sie auch an dem Palast vorbei, betrat die Kirche und enthüllte dem Bräutigam den Irrtum, durch den er seine Braut gefunden zu haben meinte. Die böse Stiefmutter aber hatte ein solches Geschehen erwartet und sich mit Frank von Neerak, dem berüchtigten Herrscher aus dem Norden, verbündet. Mit vereinter Stärke überwältigten von Neeraks Soldaten den Königssohn und sperrten ihn und die Reiterin in den tiefsten Kerker. Mit einer gründlichen Säuberung aller Anzeichen der bisherigen Königsfamilie übernahmen sie selbst den Palast.

Aschenputtel ward sehr betrübt über das Schicksal des geliebten Königssohns. Es begab sich jedoch, dass Aschenputtel ihm helfen konnte. So verbarg es ein Schlüsselchen in seinem Essen. Den beiden Gefangenen gelang damit die Flucht und sie fanden Aschenputtel in der Küche. Doch leider blieb die Flucht nicht unentdeckt und die Soldaten stellten die Flihenden und brachten sie vor den Thron der Stiefmutter, die bereits ihr Netz der Macht und Intrigen gesponnen hatte. Doch die Reiterin war der Magie mächtig, sie verschwand und ward nicht mehr gefunden.

Die jüngere Tochter, sonst ein garstiges Stück, weigerte sich aber, nun neu den Herrn der Soldaten als ihren Gemahl zu nehmen. Dieser wurde gar zornig und beharrte auf die Vereinigung. Dem Mädchen ward keine andere Wahl gelassen, als seiner Mutter zu gehorchen. So sehr sie auch bettelte und flehte und sich sträubte, am nächsten Morgen fand die Vermählung statt.

Sowohl der bereits zum Tode verurteilte Prinz als auch Aschenputtel mussten der Trauung beiwohnen. Plötzlich tauchte auch die Reiterin wieder auf und wurde als Gefangene zu ihnen gebracht. Als alle die Kirche verließen, auf dem Kirchenvorplatz dem Tod des Königssohnes beizuwohnen, ward es Aschenputtel ganz bange um seinen lieben Prinzen. Die Mutter aber erstickte an einer Perle in ihrem Weinkelch, der unbemerkt, aber voller Wohlwollen für Aschenputtels Geschenke zu einer Kugel herangewachsen war. Aschenputtel konnte sich in der entstandenen Aufregung loswinden und versuchte, den Königssohn zu befreien.

Hier hörte Mira kurz auf zu lesen und zögerte den Moment ein wenig heraus, in dem sie endgültig erfahren, schwarz auf weiß vor sich haben würde, ob ihr Versuch erfolgreich gewesen oder gescheitert war. Lang hielt diese Unterbrechung allerdings nicht an, denn alles in ihr schrie nur so vor Neugier.

Alleine hatte das zarte Mädchen kein Ankommen gegen die weit überlegenen Soldaten, aber erneut kam ihm die Reiterin mit einem letzten Gefallen zu Hilfe. Sie ließ die Braut den Befehl aussprechen, den Gefangenen die Freiheit zu schenken, dann löste sie sich auf und hinterließ den Erstaunten nichts als ein zusammengerolltes Stück Papier. Darauf standen allerlei unglaubliche Dinge, sodass es die Braut sogleich entzweiriss. Und so ward sie auch von ihrem verhassten Gemahl befreit. Wie sie dort so standen, flog ein weißes Täubchen herbei und setzte sich auf einen nahegelegenen Baum.

»Rucke di guh, rucke di guh, auf das Tor zu, geht nun schnell fort und nehmt euch in Acht, der rechte Weg führt nicht zu der Pracht.«

Es flatterte mit den schönen weißen Flügeln und flog ihnen voraus. Da nahmen die beiden Liebenden das stolze Pferd des Königssohnes und ritten geschwind dem Täubchen nach. Sie rasteten nicht, bis sie an einen weit entfernten Ort kamen, an dem sie keiner kannte. Dort fanden sie ein gar niedliches Häuschen im Wald und führten von da an ein bescheidenes, aber umso glücklicheres Leben. Und als ein paar Jahre ins Land gezogen waren, wuchs vor dem Häuschen ein kleiner Haselbaum, um den man des Tages zwei Kinder mit ganz und gar erstaunlichen Augen spielen sehen konnte.

Die jüngere der Stiefschwestern, welche ihr gutes Herz entdeckt hatte, wandte sich von ihrer Schwester ab und nahm einen wohlhabenden Kaufmann zum Gatten, der ihr Reichtum und Ansehen bescherte.

Die Ältere war als allein Zurückgelassene von Rache besessen und brachte sich ihr eigenes Unglück, indem sie Frank von Neerak mit einem Dolch in die Brust stach. Seine treuen Gefolgsleute streckten sie jedoch nieder. Und so starb alles Böse, und ein neuer König übernahm das Reich und brachte viel Gutes für die Menschen, die dort lebten.

Diejenigen, denen es nur nach Macht gedürstet hatte, waren für ihre Gier bestraft worden. Und so hatten am Ende diejenigen gewonnen, die sich von ihrem Herzen leiten ließen und nicht den Pfad der Versuchung gewählt hatten.

Hätte Mira ihre Erleichterung in dieser Sekunde in Worte fassen sollen, ihr wäre vor lauter Freude vermutlich überhaupt nichts Zutreffendes eingefallen. Vielleicht traf es am ehesten das Gefühl, das man hatte, wenn man aus einem Albtraum aufwachte und feststellte, dass in Wirklichkeit nichts von dem Geträumten eine Bedrohung darstellte. Oder die wohltuende Erfrischung, wenn sie nach einem heißen Sommertag nachts aufwachte – im Zimmer nur verbrauchte, stehende, warme Luft – und das Fenster ganz weit aufriß. Die abkühlende Luft, die ihren Körper dann umspielte, das war möglicherweise die Art von Erleichterung, die der jetzigen ansatzweise als Beschreibung gleichkam.

Sie kritzelte sich eine kurze Erinnerung, dass sie nun endlich Franzi einen Brief als Antwort auf ihre Geburtstagspost schreiben würde und klebte den Zettel mitten auf ihre Arbeitsfläche.

Dann schlüpfte sie in ihre Klamotten und atmete noch einmal tief ein, bevor sie ihr Zimmer verließ, um sich zu ihrer Familie zu gesellen.

Ein großer und entscheidender Teil ihres Plans war ihr geglückt, und diese Aussicht stimmte sie beinahe euphorisch, aber es blieb die Ungewissheit, wie sich der Wandel des Märchens auf die Realität ausgewirkt hatte. Dieser Frage würde sie nun Stück für Stück nachgehen müssen.

Auf dem Weg durch den Flur und in die Küche fiel ihr Blick auf die große Uhr, die über der Arbeitsfläche angebracht war, und die 08:15 Uhr zeigte. Warum um Himmels willen hatte ihre Mutter sie bereits so früh geweckt? Normalerweise war die ganze Familie am Sonntag etwas später in ihrer Routine und vor allem Luna hatte sich wiederholt dafür eingesetzt, dass sie frühestens um halb zehn von ihren Eltern geweckt werden wollte.

Als Mira sich nun aber an den gedeckten Esstisch setzte, saß ihre Schwester bereits angezogen und sogar ein wenig geschminkt ihr gegenüber und begrüßte sie mit einem entspannten »Moin!«, das Mira zweimal auf sich wirken lassen musste, ehe sie es erwiderte.

»Kaputt von gestern?«, fragte ihre Mutter und behielt sie noch kurz im Blick, als sie sich gerade ein Brötchen aus dem Korb angelte.

»Joa, geht voll«, entgegnete Mira, konnte aber dabei ein plötzliches Gähnen nicht unterdrücken. »Wir haben natürlich schon ein bisschen das Pflaster plattgetreten.«

Bis Mira dazu kam, selbst etwas zu essen, hatten die anderen ihren Teller schon beiseitegeschoben. Sie hatte ihrer Familie gestern Abend nichts mehr erzählen wollen und nutzte nun die Gelegenheit, um von ihrem Ausflug zu erzählen. Den Abschnitt, in dem sie das Märchenbuch gekauft hatte, ließ sie dabei allerdings vorerst weg. Während sie redete, schaute ihre Schwester, die sich erstaunlich ausgeglichen verhielt, immer wieder auf die Uhr und schob schließlich um viertel vor neun schwungvoll ihren Stuhl nach hinten.

»Ich muss jetzt los, du kannst mir ja später den Rest erzählen«, sagte sie mit einem Augenzwinkern zu Mira und war bereits auf dem halben Weg in den Flur, als ihre Mutter ihr noch »Grüß Nele von uns« hinterherrief.

»Ihr seht sie heute wahrscheinlich sowieso noch, dann könnt ihr das auch selbst machen«, kam noch zurück, dann

schloss sich die Tür zum Flur hinter ihrer Schwester und ließ Mira mit einem Haufen Fragen zurück, die wie kleine Vögel durch ihren Kopf kreisten. Nicht nur die erneute Zugewandtheit, nein, auch die Tatsache, dass Luna Nele eventuell noch mit nach Hause bringen wollte, hatten Mira für den Moment die Sprache verschlagen.

»Ich muss mal eben wohin«, entschuldigte sie sich abrupt und ließ ihr halb aufgelegenes Brötchen auf ihrem Teller zurück.

Sie konnte nicht mehr länger warten, jetzt brauchte sie die völlige Gewissheit, dass ihre Hoffnung sich bewahrheitet hatte. Hannah oder vielleicht auch Kristin mussten einfach eine Antwort für sie haben.

Oben in ihrem Zimmer dauerte es einige Zeit, bis sie ihr Handy entdeckte. Es lag in dem Stapel der Sachen, die sie gestern einfach achtlos in eine Ecke gelegt hatte. Dort fand sie außerdem das Paar Ohringe, welches sie von Luna zum Geburtstag bekommen hatte. Komisch, sie konnte sich gar nicht daran erinnern, die Stecker gestern getragen zu haben.

Sie hatte bereits eine Nachricht an Hannah zu tippen begonnen, als sie stockte, die Worte wieder löschte und den Chat noch einmal verließ. Zum einen wusste sie nicht genau, wie sie Hannah am besten die gesuchte Information entlocken konnte, zum anderen hatte sie gerade flüchtig gesehen, dass ihre Schwester ein ihr neues Profilbild hatte. Beim Vergrößern musste sie erneut schmunzeln, denn ihr blickten die beiden grinsenden Gesichter ihrer Schwester und Neles entgegen. Nele hatte Luna Huckepack genommen, was das Bild in Miras Augen zwar zu einem relativ langweiligen und irgendwie typischen Teenagerfoto machte, aber darauf kam es auch nicht an. Es war die Botschaft, die das Bild Mira vermittelte.

Derart guter Stimmung drehte Mira eine schwungvolle Pirouette, lachte über ihre taumelnde Landung und verließ ihr Zimmer.

Das fehlende Märchenbuch, mit dem alles begonnen hatte, bemerkte sie gar nicht weiter.

Danksagung

Mein ganz besonderer Dank gilt meinen fünf Testleser*innen, die mich immer wieder mit sehr wertvollen Anregungen bedacht und mich damit gerne mal aus dem Märchen-Sumpf befreit haben. Thomas, Papa, Mama, Pia und Frau Lüttmann – Ihr alle seid dadurch Teil dieses Romans geworden.

Außerdem bedanken möchte ich mich bei Bernd Saxe und Uwe Lüders sowie meiner Lektorin Sabine Hofbauer, die mich sehr herzlich (und überhaupt nicht stiefmütterlich 😊) in die Welt der Autor*innen aufgenommen haben.

Zuletzt sind da noch meine Oma und Jill, durch die ich von klein auf meine Begeisterung für das Märchenhafte und Fantasiervolle habe.

Mein Appell an alle Menschen mit einer Leidenschaft für das Schreiben: Glaubt an euch!

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Juni 2022

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagabbildung: Collage von La Deutsche Vita®,
Einzelbilder von Wengang Zhai, Cederic Vandenberghe,
Andrey Zvyagintsev und Ekaterina Novitskaya

Lektorat: Sabine Hofbauer

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Buch

15,00 €

978-3-9824516-4-0



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Erzählung



MICHAEL ZELLER

Abhauen! Protokoll einer Flucht

»Was alles könnten wir von unseren verrückten Alten lernen!«, findet der Autor Michael Zeller.

In ABHAUEN! erzählt er die letzten zwei Jahre im Leben eines alten Menschen – eines ihm sehr nahen Menschen: der Mutter. Bei diesem

bewußten Abschied spürt er den ganz eigenen Verbindungen zwischen allen Eltern und ihren Kindern nach.

Dank Zellers differenzierter Sprache macht die Lektüre von ABHAUEN! durchaus nicht trübsinnig. In ihrer Ehrlichkeit liest sich die Erzählung überraschend leicht und humorvoll.

»Es hat mich selbst gewundert, wie gern ich an dem Manuskript geschrieben habe, sonst hätte ich meine Notizen ruhen lassen. Es war, schreibend, eine Heiterkeit in mir, die sich hoffentlich auch auf einen Leser überträgt.

Poeten lieben das Leben. Und also auch den Tod.“

ISBN 978-3-9824150-2-4

www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt
man Wahn und Traum“

Sie war ein unruhiger Geist, die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Ihr Leben lang suchte sie nach einer eigenen Identität als Frau und als Künstlerin im Umfeld des münsterländischen Adels, der ihr beides kaum zugestand.

Der biografische Roman von Christiane Gibiec nimmt nicht nur ihren künstlerischen Werdegang, sondern auch ihre Liebesbeziehungen in den Blick, die für die damalige Zeit eigenwillig und ungewöhnlich waren. Zum einen war es die „Affäre Straube“, bei der die adligen Verwandten Annettes ihre Beziehung zu dem bürgerlichen Studenten Heinrich Straube mit Hilfe einer bösen Intrige vereitelten. Als Anfang Vierzigjährige verliebte sie sich in den sechzehn Jahre jüngeren Levin Schücking, der sie zu vielen ihrer meisterlichen Gedichte und ihrer Erzählung Die Judenbuche inspirierte. Auch diese Beziehung endete in einem Fiasko.



CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

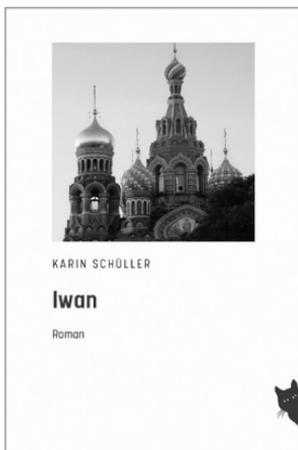
„Unsre Sehnsucht nennt
man Wahn und Traum“

Biografischer Roman über
Annette von Droste-Hülshoff



ISBN 978-3-9824516-6-4

www.rotekatzeverlag.de



KARIN SCHÜLLER

Iwan

Leningrad 1960: An einem frühen Herbstmorgen holen Beamte des KGB den Architekten Iwan Schischkin zu einem Verhör ab. Der befragende KGB-Offizier lässt den Architekten lange im Unklaren über den Grund des Verhörs, rollt aber Iwans

Vergangenheit mitleidlos auf.

Im Zentrum des Romans stehen, neben Iwan, sein finnischer Schwiegervater Pekka und die deutsche Arbeiterfamilie Vogelsang. Die Zeit zwischen den Weltkriegen, der Zweite Weltkrieg und die Zeit des Kalten Krieges werden aus sowjetischer, deutscher und finnischer Perspektive gezeigt. In miteinander verwobenen Familiengeschichten spiegeln sich Stalinismus und Nationalsozialismus sowie die Traumata des Zweiten Weltkriegs. Das Leben aller Romanfiguren verändert sich fundamental, wobei Herkunft, Sozialisation und Alter der Protagonisten sehr unterschiedliche Sichtweisen hervorbringen.

Iwan ist ein spannender Roman über Ideologie und Krieg, Tod und Verwüstung, über Unverständnis und Intoleranz, aber auch über die tröstende Kraft von Natur und Kunst und eine große Liebe in der Zeit des Kalten Krieges. Die politischen Hintergründe sind aktueller denn je.

ISBN 978-3-9824516-2-6

www.rotekatzeverlag.de

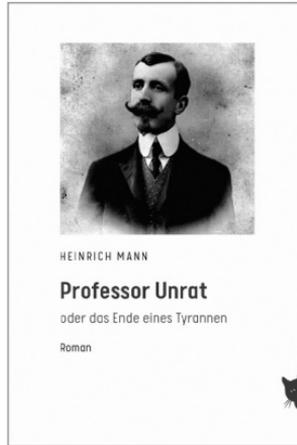
HEINRICH MANN

Professor Unrat
oder
das Ende eines Tyrannen

Heinrich Mann schrieb seinen Roman „Prof. Unrat“ von 1912 bis 1914. Die gesellschaftskritische Satire ist eine scharfe literarische Polemik gegen die politischen Verhältnisse, das repressive Bildungssystem, die Bigotterie und soziale Ungleichheit im Wilhelminischen Deutschland.

Professor Raat, Lehrer am Gymnasium, ist ein besonders strenger Vertreter des Systems und trägt deshalb den Spitznamen „Professor Unrat“. Beim Versuch, einem besonders aufsässigen Schüler ein lasterhaftes Leben nachzuweisen, gerät Unrat in ein zweifelhaftes Nachtlokal, im Roman „Der blaue Engel“. Hier verfällt der so sittenstrenge Lehrer immer mehr einer Frau, die in der Bar wohl nicht nur als „Barfußtänzerin“ arbeitet.

Das Lokal, das auch der Verfilmung mit Emil Jannings und Marlene Dietrich den Titel gab, existierte wirklich. Es hieß in der Realität „Die rote Katze“, das Gebäude steht noch heute in der Lübecker Altstadt. In Reminiszenz an Heinrich Mann und die vielen bedeutenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen der alten Hansestadt ist unser Verlag danach benannt: Der Rote Katze Verlag, gegründet im Jahr des 150. Geburtstages von Heinrich Mann.



ISBN 978-3-9824150-0-0

www.rotekatzeverlag.de



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde

oder warum ich Gudrun Ensslin
zehntausend Mark schulde

Roman



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde oder warum ich Gudrun Ensslin zehntausend Mark schulde

Hippies, Festivals, freie Liebe und ein großes Geheimnis, von dem der heranwachsende Joe selbst lange nichts weiß – Jesko Wilke nimmt uns mit auf eine spannende Reise ins Erwachsenenleben.



*Ein Meisterkoch, der nicht riechen
und schmecken kann? Undenkbar!
Außer bei Jesko Wilke, dem ein kultiger
Roman über die 70er Jahre gelungen ist.*

3-Sterne-Koch Christian Jürgens
Restaurant Überfahrt am Tegernsee



*Dieses Buch ist ein Muss für alle,
die in den 70er Jahren groß geworden sind
und für jeden anderen ebenfalls!*

Kai Rake
radio ffm

ISBN 978-3-9824150-1-7

www.rotekatzeverlag.de

URSINA LIEBKE-KÖHRER

Verschollen in Tibet

„Und sie wurde bis heute nicht gefunden?“

Auf einer geologischen Expedition in Tibet verschwindet eine junge Frau spurlos. Jahre später macht sich ein Forschungsteam auf, um die Arbeiten fortzuführen. Als Studentin Mira von der Verschollenen

erfährt, ist ihre Neugier geweckt. Schnell gerät der Professor in ihren Fokus. Warum ist er zurückgekommen – aus rein wissenschaftlichen Motiven? Oder hat er ganz andere Beweggründe?

„Verschollen in Tibet“ spielt in der Einsamkeit des tibetischen Hochlandes. Fernab der modernen Zivilisation versucht Mira, das Geheimnis um die vermisste Studentin aufzuklären. Doch kann sie die Wahrheit herausfinden, bevor es zu spät ist?



ISBN 978-3-9824516-8-8

www.rotekatzeverlag.de



K. J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Roman

K. J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Alexander, 40, zum Trödeln neigend und wahrscheinlich unfruchtbar, hat sich endlich aufgerafft, seine Stelle als Astronom an der Hamburger Sternwarte zu verteidigen, als ihm Anja, langjährige Partnerin und Liebe seines Lebens, beichtet, sich mit dänischem

Samen und der sogenannten Bechermethode geschwängert zu haben. Zutiefst verletzt zieht er sich – akademisch per Sabbatical unterstützt – nach Irland, ins abgeschiedene County Sligo, zurück. Statt aber im schönen Fuchsia House bei den Eltern seines tödlich verunglückten Kindheitsfreundes Ruhe für seine »Sterneschrift« zu finden und sich für oder gegen »das ferne Kind« zu entscheiden, begegnet er einer stillen, schwerhörigen Spanierin und einem Iren mit der Hoffnung auf eine die ganze Grüne Insel umfassende Republik und muss sich erst einmal der eigenen Vergangenheit, dem aktuellen Leben und der irischen Geschichte stellen.

ISBN 978-3-9824516-0-2

www.rotekatzeverlag.de

Träume sind doch nur Träume, oder? Was aber passiert, wenn ein Traum nach dem Aufwachen die Wirklichkeit verändert hat, erfährt die Jugendliche Mira Reiter. Ihr Leben wird gehörig auf den Kopf gestellt – und dann ist es auch noch das Märchen von Aschenputtel, in welches sie zufällig hineingeraten ist...

ISBN 978-3-9824516-4-0

Preis 15,00 €



Rote Katze

VERLAG